

ISBN 3-932212-50-9

CBV

Kay Hoff · Gesammelte Werke · Band 7

Kay Hoff

Der Kopf in der Schlinge

Roman

Gesammelte Werke in Einzelausgaben

Band 7

Carl Bösch Verlag

Kay Hoff

Gesammelte Werke
in Einzelausgaben

Herausgegeben von Jürgen H. Petersen

Band 7

Kay Hoff

Der Kopf in der Schlinge

Kay Hoff

Der Kopf in der Schlinge

Roman

Mit einem Nachwort des Herausgebers

Gesammelte Werke in Einzelausgaben

Band 7

Carl Bösch Verlag

Hoff, Kay:

Werke: In zehn Bänden. Hrsg. von Jürgen H. Petersen.

Band 7: Der Kopf in der Schlinge: Roman / Kay Hoff.

Mit einem Nachwort von Jürgen H. Petersen

1. Aufl. - Siegen : Böschen Verl., 2003

ISBN 3-932212-50-9

ISBN 3-932212-50-9

© Carl Böschen Verlag

Birlenbacher Str. 199, 57078 Siegen

Tel. : 0271 / 8909485

Fax.: 0271 / 8909486

Internet: <http://www.carl-boeschen-verlag.de>

Textverarbeitung: Jonathan Imme, Siegen

Gesamtherstellung: BoDTM – Books on Demand, Norderstedt

Alle Rechte vorbehalten

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Inhalt

Der Kopf in der Schlinge

9

Jürgen H. Petersen

Nachwort

185

I.

Meine Großmutter ist ein besonderer, ein ungewöhnlicher Mensch. Wenn das Wort nicht so abgenutzt und so mehrdeutig wäre, könnte man sie, auch nach ihren eigenen altbürgerlichen Begriffen, eine Dame nennen. Tatsächlich ist sie aber viel mehr, und das nicht nur für unsere Familie.

Als sie älter wurde und alt, sehr alt, begann sie, sich über die einfachen Dinge zu wundern, über das Selbstverständliche, Alltägliche, an das sie bis dahin wohl kaum einen Gedanken gewendet hatte: Der Morgen, weißt du, der Morgen nach so einer Nacht, oder die stillen Novembertage, das nahe Ende des Jahres, der Totensonntag, das wißt ihr Jungen natürlich nicht mehr, der letzte Sonntag im Kirchenjahr, oder die Eisblumen im Fenster, kostbar im Nebelung, und der Nachmittagstee, Assam, ja, dieser Duft.

Das hat sie mir, halbwach, anvertraut, als sie wieder einmal um Hilfe bitten mußte für eine jener Verrichtungen, die sie allein nicht mehr leisten kann. Dann blieb sie wieder für sich, verdrossen wegen ihrer Hilflosigkeit: Das strenge Altersgesicht, die trüben, skeptischen Augen, die schmalen, fast farblosen Lippen. Was sie wirklich dachte, das mochte sie wohl nicht sagen. „Weshalb denn, Monika“, meinte sie. „Ich sterbe ja doch. Und es gibt nichts Langweiligeres als alte Frauen wie mich.“

Als ich widersprechen wollte, ganz ehrlich: So ein reiches, farbiges Leben, so eine bewegte Zeit, so viele erfüllte, erfahrene Jahre, unterbrach sie mich unwirsch: „Ach was! Reich – erfüllt – vielleicht auch noch gesegnet?! Was weißt denn du!“ Sie schüttelte den Kopf mit dem straff zurückgekämmten Haar, das dünn geworden ist und weißlich, weiß: „Als ob die Jahre reicher machten! Und die Zeit, was kann die dumme Zeit schon mehr als verrinnen – und das immer schneller, immer schneller. Das einzige, was die Jahre tatsächlich bewirken, das ist das Altern. Doch Altern ist kein Gewinn, mein Kind, sondern Verlust, Beschwernis, Verfall. Was meinst du wohl, weshalb ich jeden Morgen meine Jahreszahlen herunterbete, meine Jahres-

Litaneien? Ich möchte ein bißchen lebendig bleiben, solange ich lebe, verstehst du, möchte jedenfalls selber wissen, wer ich bin, wer ich war, und das versuche ich festzustellen und festzuhalten mit meinen Erinnerungen. Allerdings, Erinnerungen sind auch nur Krücken, und alle Krücken werden mit der Zeit brüchig. Manchmal muß ich mich jetzt schon zufriedengeben, wenn ich nur die Jahreszahlen wiederfinde und ein paar Daten, die für mich einmal wichtig waren, die mein Leben bestimmten. Dabei weiß ich natürlich, daß die Zeit hinterhältig ist – sie legt ihre Schlingen so tückisch aus, daß ihr niemand entkommen kann. Das wirst du auch noch lernen, Moni, mit der Zeit, mit den Jahren. Im übrigen macht Altern arm und einsam und kümmerlich und nicht einmal weise, das ist einfach so, auch wenn die meisten Alten das partout nicht wahrhaben wollen und ihren 80. oder 85. Geburtstag feiern – ihren Ehrentag! –, als wäre das etwas, als wäre das etwas gewesen.“

Solange ich denken kann, lebte meine Großmutter in dem schönen weißen Haus von Onkel Ludwig am Stadtpark, in der Dr.-Salomon-Spiro-Straße, zuerst in der großen Wohnung, dann, als unten die Zimmer abgetrennt waren, im Parterre, das Treppensteigen machte ihr damals schon Mühe, und das gezielte Muskeltraining brachte wenig, sie vergaß auch immer wieder die Übungen – „Wenn du nichts Besseres für mich weißt!“, sagte sie. Dabei war sie immer Mittelpunkt der Familie, auch dann noch, als sie nicht mehr allein wirtschaften und nicht mehr ausgehen konnte, auch noch im Rollstuhl. Mir war sie ein Vorbild von Kindheit an, aufrichtig, gütig und streng, dabei immer beherrscht und gefaßt, sie klagte eigentlich nie. Wenn sie gelegentlich einmal Geschichten aus ihrer Zeit erzählte, Episoden meistens, Schnurren und Anekdoten, dann von Menschen, die lange gestorben waren – Händlern, Bettlern, Dienstboten, von strengen Polizisten und zerlumpten Scherenschleifern und einbeinigen Invaliden. Sie sprach immer sehr deutlich, eher bedächtig, als sei ihr jedes Wort wichtig, und sie kannte den Tonfall der „kleinen Leute“, wie sie sie nannte, so genau, daß man sie vor sich zu sehen meinte, die hagere Zughfrau Hermine, die keine Kinder hatte, weil: „Da war ja Krieg damals, und ich war in Hamburg am Hafen, da sind die Kinder erst gar nicht

was geworden, da fehlte einen ja alles dazu“, oder den buckligen Schuhmacher Schlöpke in seiner Werkstatt hinter dem Sou-terrain-Gitter: „Ick bün dat nu so gewohnt mit de Gitters, min Deern, da kann de niege Regerung mi ok nix wollen!“ Oft haben wir geschmunzelt und gelacht, obwohl Großmutter eher nüchtern erzählte, und manchmal konnte sie auch richtig scharf sein und verletzend. Vielleicht hat sie sich das in den langen Jahren angewöhnt, als sie allein für die Firma verantwortlich war, auch das entschiedene Denken und Urteilen nach Nutzen und Schaden, in Zahlen und Werten. Meine Mutter hält sie für kalt und berechnend, manchmal sogar für herzlos; sie verstehen einander nicht, überhaupt nicht.

Später sagte sie noch: „Das hat natürlich auch damit zu tun, was einer von sich erwartet, was man von sich selber verlangt. Mein Vater hatte dafür ein französisches Wort, obwohl er sonst mit Frankreich nichts mehr im Sinn hatte nach dem verlorenen Krieg und dem Schandvertrag von Versailles: Contenance. Wahrscheinlich stirbt das mit meiner Generation aus: Contenance – ach was, es ist ja schon längst gestorben!“

Gegen Abend versuchte sie, sich höher aufzusetzen, schob sich das Kopfkissen zusammengerollt in den Nacken, griff nach dem Magazin mit dem Kreuzworträtsel – viele weiße Kästchen darin, noch immer, aber ich wußte, sie gab nicht auf. Es war still, von der Straße her kamen gedämpft die Geräusche des späten Freitagabendverkehrs. Ich nahm an, sie sei wieder eingeschlafen, als sie unvermittelt fragte: „Was kann denn das sein – ‚Teufelei der Technik‘? Ich komme einfach nicht darauf: ‚Teufelei der Technik‘.“ Ich legte mein Strickzeug zur Seite. „Schrott‘ vielleicht“, schlug ich vor. „Oder ‚Rekord‘?“

„Nein, nein, nur fünf Buchstaben!“

Wir schwiegen eine Weile. Dann fiel mir ein: „Panne‘ vielleicht – die Panne?“

„Das könnte passen“, sagte sie. „Panne. Ja, das stimmt wohl. Eigentlich hätte ich selbst darauf kommen müssen.“

Obwohl es nicht stimmt, es stimmt ja gar nicht, Pannen sind keine Teufeleien, Technik ist Menschenwerk, unvollkommen gedacht, unvollkommen gemacht, Pannen sind nichts als die

logische Folge von Alterung, Trägheit und Schlendrian, wir haben viele Jahre von Pannen gelebt, Autohaus Ewerdyn, sehr gut gelebt von abgefahrenen Bremsbelägen, verrosteten Auspuffrohren, leckenden Dichtungen, normaler Verschleiß, das ist eben so, und jede Schraube sauber notiert auf der Rechnung, Autohaus Ewerdyn, solide und zuverlässig, bewährt seit Jahrzehnten, die unvermeidliche Abnutzung von Kupplungen, Lichtmaschinen, Zylinderköpfen, am Ende ist alles Schrott, altersbedingt, wie meine Hüfte, Arthrosis deformans, da hilft nun nichts mehr, das ist eben so, einmal kommt immer die Rechnung – zu gut gelebt, 15 Kilo zu schwer für die Hüfte. Oder das Material wird einfach müde und alt, so wie ich müde wurde, einmal nicht aufgepaßt, einmal zu spät gebremst, zu früh in die Kreuzung gefahren, der Schlag dann, der Riß im Nacken, und nie mehr ohne Schmerzen seitdem, so viele Jahre. Zu spät. Man sollte eben rechtzeitig sterben, sagt Ilse – sagt meine eigene Tochter, meine einzige Tochter –, denn Sterben, sagt sie, ist etwas Gutes, vielleicht das Beste am ganzen Leben, sagt sie, sagt sie zu mir. Als ob sie wüßte, was Sterben ist, was Leben ist! Der Tod ist gut, sagt sie, mein Tod ist gut, meint sie, so etwas hätte ich, hätten wir niemals bestimmt nicht zu sagen gewagt, hätten wir niemals gedacht: Du sollst deinen Vater und deine Mutter, das haben wir schon in der zweiten Klasse gelernt, sollst du ehren, auf daß dir's wohlgehe und du lange lebest auf Erden, Wort für Wort weiß ich bis heute: WAS IST DAS? Daß wir unsere Eltern und Herren nicht verachten noch erzürnen, sondern sie in Ehren halten, ihnen dienen, gehorchen, das habe ich niemals vergessen, wenn auch mein Kopf, mein Gedächtnis, ach ja, altersbedingt, altersentsprechend, wir leben einfach zu lange auf Erden. Früher habe ich mir oft die „Glocke“ hergesagt, „Das Lied von der Glocke“ von Friedrich von Schiller, alle 31 Strophen, wie wir das bei Fräulein von Henning gelernt haben, O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen, und ich könnte das wohl noch immer, Zeile für Zeile, Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang, kein Wort habe ich vergessen. Aber die Reime klingen für mich nicht mehr, sie sind langweilig geworden und leer, sie stimmen einfach nicht mehr, so wenig wie die Verse des Dichters Otto Roquette – ein Onkel von Fräulein von

Henning –, die wir damals lernen mußten, an die wir damals glaubten: „Glückliche Stunden, wo die Liebe/ Die jungfräulichen Schwingen löst,/ Der Jugendkraft vollglüh'nder Triebe/ Ins Herz des Himmels Odem flößt.“ Noch bei meinen ersten Nachtwachen im Lazarett habe ich mir das aufgesagt, alle fünf Strophen, und ich habe leise gesummt, auch ein Lied des Dichters Otto Roquette: „Noch sind die Tage der Rosen.“ Jetzt löse ich lieber Rätsel, um noch etwas lebendig zu bleiben, etwas länger vielleicht: Das Kreuzworträtsel am Donnerstag, wenn alles noch offen ist und voller Zweifel, voller Fragen, scheinbar unlösbar für immer, aber ich bleibe daran, ich gebe nicht auf, solange ich lebe, am Donnerstagnachmittag und am Freitag, ich mache weiter, oft auch noch sonnenabends, sonntags, wenn Monika bei mir ist oder Kerstin, sie helfen mir gern, meine Enkelinnen, auch beim Rätselraten, bis ich dann müde werde und nichts mehr finde und nichts mehr weiß, kein Wort mehr, morgen ist auch noch ein Tag, vielleicht.

Oder ich strecke mich ganz ruhig aus, ganz entspannt, und rechne mein Leben zurück mit Daten und Zahlen und Jahren, in deren Netz ich gefangen war, gefangen bin. Meistens mache ich dabei alle sieben Jahren einen Punkt, einen Halt: Was war das, damals, wie war das, was ist da gewesen mit mir, Anna Maria Ewerdyn – 1990, 1983, 1976 und immer weiter, weiter zurück in mein versponnenes Gestern, Vorgestern, als ich – der Unfall, der Riß im Nacken, der Schmerz und immer Schmerzen seitdem, ein Trauma, ein böser Traum, die meisten Erinnerungen tun weh. 1962, als Mama starb, unsere Mama, da war ich plötzlich kein Kind mehr. Aber ich darf nicht vergessen, sonst wäre ich nicht mehr ich, ich kann nicht vergessen. Vielleicht ist es falsch, ein Leben von hinten her aufzudröseln wie einen mißlungenen Strickschal, die Wolle wird nie mehr glatt und weich, und es ist ja nichts mehr zu ändern, es gibt keinen neuen Anfang mehr – es war, wie es war, es ist, wie es ist. Aber der brave Lebenslauf – geboren, und dann und dann und dann – bringt auch nicht mehr, führt auch nur zum Ende hin. Es ist nicht leicht, dem eigenen Leben gerecht zu werden. Es gab ja auch Freude darin, gute Tage, glückliche Tage – 1955, als Kerstin geboren wurde, und 1948, als die neue Wäh-

rung kam und alles wurde mit einem Mal anders und besser und gut, da lohnte es wieder zu arbeiten und zu rechnen. Und am Weihnachtsabend 1941 stand plötzlich unser Ludwig vor der Tür, schlank und schneidig mit dem blitzenden EK I, ein bißchen hager geworden, aber er wußte ganz sicher, daß die Sowjets endgültig zerschmettert am Boden lagen, alles wird gut, den kleinen Rest fegen wir im Frühjahr zur Seite. Wenn nur nicht der grausame Winter gekommen wäre, vor Moskau froren unseren Soldaten die Nasen ab, doch alle halfen dann mit bei der Wintersachensammlung, ich spendete meinen guten Silberfuchs, und in der Mütterschule strickten wir nächtelang Ohrenschützer und Fausthandschuhe und Pulswärmer wie im ersten Krieg, obwohl am Ende dann doch alles umsonst war, das läßt mich nicht los mein Leben lang.

Manchmal versuche ich es auch mit kürzeren Intervallen, fünf Jahre sind besser zu übersehen: 1992, 1987, 1982, und es kommt dann ganz etwas anderes dabei heraus und herauf, andere Schmerzen: Eberhards Tod, 1972, Brom und Barbiturate, warum nur, Monikas Hochzeit 1967, der schöne Peter, der falsche Mann, Ilse hat mir das niemals verziehen, und 1942, als Tante Jenny starb, zuerst Tante Jenny und drei Tage später auch der Onkel, und an mir blieb alles hängen, die Traueranzeigen, die Beerdigung, die Schulden, das war schon peinlich, gerade damals. Aber ich war immer gemeint, Anna Maria Ewerdyn, geboren am 2. August 1902, gerade ich, und ich habe getan, was ich konnte und manchmal auch mehr als ich konnte. So war das. So hängt man in seinem Netz. So geht das Leben dahin. Jetzt warten alle nur noch darauf, daß ich sterbe.

Ab und zu habe ich mich sogar an die engen Intervalle von drei Jahren gewagt, drei Jahre Lebenszeit, obwohl ich damit nie an ein Ende gekommen bin, nie an den Anfang. Meistens blieb ich schon in der nahen Vergangenheit stecken, 1994, als Ludwig den zweiten Herzinfarkt hatte, und mein Konto wurde gesperrt – Du bekommst, was du brauchst, aber keine Mark mehr! –, das schmerzt noch immer. Auf den Drei-Jahres-Takt lasse ich mich auch nur ein, wenn ich richtig ausgeschlafen habe, und der Himmel ist blank, die dümmliche Pflegefrau von der Gemeinde – Wie geht es uns denn heute? Brauchen wir

schon wieder ein frisches Laken? – ist fortgegangen, und die Morgen-Tabletten habe ich eingenommen, zwei rote, eine weiße, die dicke gelbe, zuletzt die beiden orangenen. Dann lege ich mich zurück und denke an die Zeit, als ich noch alles wußte, als mein Gedächtnis noch klar war, mein Leben noch farbig und reich und gut – jedenfalls besser als jetzt, die Tage der Rosen, dahin und vorbei. Dann kann ich auch diese schweren, beschwerlichen Jahre ertragen, als ich den Rollstuhl bekam, meinen lästigen Freund, meinen ärgerlichen Gesellen, 1991, das war so ein Kummerjahr, als wir Elfriedes 60. feierten mit Streuselkuchen und Prinzentorte und trockenen Bobjes, weil Elfriede aus Düsseldorf stammt, und Elfriede und Monika gerieten sich in die Haare, beinahe zum Lachen, sie stritten sich um ihr Erbe, mein Erbe, obwohl ich noch lebte und lebe, um Mokkatassen und Rosenthal-Figurinen, um die alten Silberleuchter und sogar um Mamas Hochzeitskette, widerlich, wie sie zankten, und nicht nur Elfriede, von ihr hatte ich gar nicht anderes erwartet, sondern auch Monika, das kann ich ihr nicht vergessen, und deshalb soll sie auch nicht die goldene Jugendstil-Brosche erben, die mit den blauen Opalen, die sie so gern hat, gar nichts wird sie von mir bekommen, so wenig wie Elfriede, und Ilse soll nur den Pflichtteil haben, das ist mein letzter Wille: Kerstin soll alles erben, bis auf die Firma, die fällt an Walther, und die CDU bekommt ein Vermächtnis in bar, der Kanzler hatte damals gerade wieder die Wahl gewonnen, aber Ilse hatte die Grünen gewählt und Elfriede sogar die Roten, soweit ist es gekommen mit unserer Familie, und sie schämten sich nicht einmal. Das war ein schlimmes Jahr, 1991, und Jürgen starb, mein Bruder Jürgen, nach so viel Mißgunst und Ärger und Neid, und dazu noch der Streit mit den Vettern von drüben wegen der Villa in Kühlungsborn, Mamas Anteil hätte eigentlich uns gehört, das war nicht gerecht, am besten nicht daran denken, es hilft ja doch nichts, alle wollen nur haben und haben, so sind die Menschen und die im Osten besonders, die Menschen sind schlecht. Und beinahe wäre die Firma konkurs gegangen, wenn Walther nicht unsere Gebrauchtwagen in die neuen Länder verramscht hätte, den ganzen rostigen Vorrat, piekfein poliert, er ist schon besonders tüchtig, unser Junior, so konnten wir Kühlungsborn

noch verschmerzen, aber gerecht war das nicht. Jetzt warten alle auf meinen Tod, sie wollen meine Wohnung vermieten, das habe ich wohl verstanden. Aber noch lebe ich, und hier bleibe ich, gehe nicht in ein Altersheim, da ist noch nie jemand lebend herausgekommen, hier will ich auch sterben, in meinem eigenen Haus.

Unser Haus. Der Umbau sollte im Sommer fertig sein, im Sommer 1937. Doch plötzlich waren viele Dinge nicht mehr zu haben, der Aufbau unserer neuen Wehrmacht war wichtiger, auch der Vierjahresplan, da mußten alle sich einschränken und mußten Geduld haben. So wurde es später Herbst, bevor wir einziehen konnten. Das Haus hatte fast zwei Jahre leer gestanden, niemand hatte sich darum gekümmert. Die Spiros waren über Nacht verschwunden, irgendwohin nach Übersee, die meisten Möbel hatten sie einfach stehengelassen, auch die Praxiseinrichtung, denn damals war es ziemlich schwierig, für so etwas Käufer zu finden. Auch die Heizung mußte von Grund auf erneuert werden, der Kessel war durchgerostet, das wurde dann sehr viel teurer als veranschlagt, und die Praxisräume mußten mit dem Herrenzimmer verbunden werden, als Wohnung für Pauls Mutter, der das Haus zuerst gar nicht gefiel, ich höre sie noch: Das solltet ihr euch noch zweimal überlegen, Kinder, da liegt kein Segen drauf, und überhaupt, von Juden, da zieht ihr immer den Kürzeren, da hat noch niemand ein gutes Geschäft gemacht. Aber das Haus war sehr solide gebaut, in bester Villenlage der Stadt, der Preis erschien angemessen, alles in allem, und nachdem unsere neue Werkstatt in Betrieb genommen war, und das Haus in der Klosterstraße war verkauft und mußte geräumt werden, brauchten wir eine neue Bleibe und griffen zu.

Zwei Tage vor dem ersten Advent konnten wir endlich einziehen. Die Räume waren fast unheimlich groß und hell, selbst im November, sogar in den Mansardenzimmern gab es Parkett und fließendes Wasser, und die Heizung war ein Wunder für sich, im ganzen Haus eine gleichmäßige Sommerwärme, und nirgendwo Brandflecken in den Dielen, kein Ruß, keine Asche, kein Staub. Auch Pauls Mutter war dann zufrieden, sehr zufrieden sogar, sie lieh uns von ihrem Sparbuch eine nach-

rangige Hypothek für den Umbau, 4,5 % Zinsen und keine Tilgung, das sollte Pauls Erbe sein, und das Geld war ja gut angelegt. Auch die Leute redeten bald nicht mehr, allen ging es jetzt besser und alle waren zufrieden, sogar der englische König bewunderte unseren Führer, zur Olympiade war die ganze Welt nach Berlin gekommen und hatte gestaunt, ein großes, frohes, ein friedliches Fest, das wissen alle, die damals dabei waren.

Unser Haus. Als wir mit dem Makler Faller zur ersten Besichtigung kamen – Herr Faller war stellvertretender Ortsgruppenleiter, er trug auch alltags gern die mildbraune Uniform der Politischen Leiter mit den goldenen Litzen, wenn die ihm auch hier und da schon etwas zu eng geworden war –, standen im Vorgarten überhohe Farne, fast ein kleiner Farnwald, und die Maiglöckchen waren über die Buchsbaumwege gewuchert, Ilse pflückte mir gleich einen Strauß.

Das Emailleschild neben dem Eingang – Dr. SPIRO, Arzt und Geburtshelfer – war zerkratzt von rostigen Hakenkreuzen. Im Flur stand kühle, muffige Luft, aus dem Keller wehte es moderig herauf. Ilse begann ganz unvermittelt zu weinen, sie war nicht zu trösten, weinte hemmungslos – Nun hab‘ dich doch nicht so, hier, nimm das Taschentuch, es ist doch gar nichts, ein Haus, das lange leersteht, riecht immer ein bißchen wie Friedhof, ja, wie bei Großvater, das ist eben so. Putz‘ die Nase!

Paul maß inzwischen die Räume aus. Das war gar nicht so einfach, weil überall noch die Möbel der Spiros herumstanden, und der mächtige Bücherschrank, der im Herrenzimmer eine ganze Wand einnahm, war fest eingebaut. Der Schreibtisch, im gleichen kargen Stil wie der Schrank gefertigt, dunkles Mahagoni, konnte immerhin verschoben werden – er stand dann, fremdartig eckig und glatt, viele Jahre in Fallers Vorzimmer –, während ich mir den dazu passenden Sesselstuhl nahm, obwohl er ziemlich unbequem war, jedenfalls nicht gerade gemütlich. Ein großes Ölbild von Dr. Spiro in Uniform, mit Säbel und EK I, Stabsarzt, denk mal, wollte niemand haben, es war signiert von einem Maler, der damals nichts galt. Wir haben es aber aufbewahrt, hinter dem Kellerbord mit dem Eingemachten, und nach dem Krieg hat es das Stadtmuseum gekauft, der

Direktor war richtig dankbar, daß wir dieses wertvolle Kulturgut für die Nachwelt erhalten hatten.

Die Jungens tobten inzwischen die Treppen hinauf und hatten ihren Spaß an einer Kissenschlacht mit den roten Federinletts aus den Mädchenkammern. Ludwig entschied sich gleich für das Vorderzimmer, schon als Kind wußte er sich immer das Beste herauszusuchen. Eberhard war mit dem Blick in den großen Garten zufrieden, beinahe ein Park, und für Ilse reichte die kleinste Kammer mit dem schrägen Dachfenster, ihr war es gleich, sie schluchzte noch immer – Wenn du jetzt nicht endlich aufhörst, Heulsuse! –, und Paul versprach seiner Mutter neue Stores für die breiten Fenster, auch eine neue Küche, tipp-top in Weiß, mit einem gasbeheizten Kühlschrank, das Allerneueste. Und die Toilette hast du dann ganz für dich, wir haben ja oben das Bad, sogar mit einem Bidet, was die reichen Leute sich alles ausdenken, und hast du gesehen: Schneeweiße Kacheln bis an die Decke, die Spiros konnten sich schon was leisten, na ja, Juden. Später malte Eberhard dann Rosengirlanden auf die Kacheln, mit wasserfester Farbe, rote und gelbe Rosen, wunderschön, er war so begabt, mein Eberhard, schon als Kind, und damit wurde es dann richtig unser Bad, mein Bad. Mein Haus.

Sie stöhnte auf, sagte: „Ich weiß‘ nicht, mir ist so – mir ist nicht so. Gib mir, bitte, die Tropfen, zehn Tropfen, wahrscheinlich ist es wieder das Herz – meinetwegen auch zwölf, aber schnell!“

Ich wollte das Magazin zur Seite legen – „Am besten schläfst du jetzt erstmal ein bißchen!“ –, aber sie krallte sich an das Heft, eine Seite riß ein, sie wurde heftig: „Laß das – bitte! Ich bin damit noch nicht fertig, und von dir lasse ich mich schon gar nicht – von dir nicht!“

Ich gab ihr die Tropfen. Sie nahm die Medizin mit geschlossenen Augen. „Danke. Es geht schon wieder.“

Später sagte sie: „Wahrscheinlich habe ich mich nur geärgert, vorhin, weil ich einfach nicht weiterkomme. ‚Rebensaft‘ waagerecht stimmt nämlich. Aber senkrecht ‚Tiger‘ paßt nicht dazu, obwohl – ‚Für die Maus ist die Katze ein –‘, ein Tiger natürlich, genau fünf Buchstaben: TIGER. Verstehst du: Das

macht mich fix und fertig. Daß ich so müde bin. Daß ich so hilflos bin. Daß ich nicht weiterkomme. Daß mein Kopf nicht mehr will, wie ich will.“

Ich trat zu ihr, sah ihr über die Schulter. „Vielleicht ist ein Löwe gemeint – mit o-e? ‚Für die Maus ist die Katze ein Löwe‘ – das macht doch Sinn.“

Sie zeichnete die Buchstaben mit zittrigem Stift in die leeren Felder. Sie sagte nichts. Aber ich spürte ihren Unmut, ihre Bitterkeit, ihre Verzweiflung. Sie ist wirklich ein ungewöhnlicher Mensch. „Morgen vielleicht“, sagte sie dann, als müsse sie mich trösten. „Morgen, ja. Oder auch nie mehr.“

Es begann mit dem Krieg, den sie den Weltkrieg nannten, den ersten Weltkrieg. Alles begann für mich mit diesem Krieg, damals, zwölf Jahre war ich alt, dreizehn, Matrosenstreifen, Matrosenmütze, unsere Schule wurde zum Lazarett, Weihnachten sangen wir für die Verwundeten „O du fröhliche, o du selige“, sie waren aber nicht fröhlich, sie waren eingepackt, eingeschnürt in weißen Mull, später in grauen Mull, blutgefleckt, Scharpie, der Krieg kam in die Jahre, 15 war ich, 16 wurde ich, zu Weihnachten sangen wir immer noch „O du fröhliche“, einmal erschien sogar die Erbgroßherzogin mit ihren Damen und winkte in die grauen Kissen hinein und ließ an jedem Bettgestell ein kleines Päckchen mit roter Schleife zurück, rote Seidenschleifen im vierten Kriegsjahr, und ich wollte auch etwas für das Vaterland tun, für unsere grauen Helden, von denen einer mein Vater war, eine stinkige Uniform mit schwarz-weißem Ordensband im dritten Knopfloch, so war das damals, wenn er auf Urlaub kam, und ich liebte ihn trotzdem sehr und betete jeden Abend in meinem Bett, er möge wiederkommen in seiner stinkigen feldgrauen Uniform, aber fröhlich und nicht so blutig gefleckt wie die in den Bettensälen, die auf den Pausengängen mit ihren hölzernen Krücken, die auf dem Schulhof, humpelnd in ihrer graugestreiften Lazarett-Kleidung, als wären sie lebenslang eingesperrt für das Vaterland, für Kaiser und Reich und für den Großherzog, für die wir am Sonntagvormittag in der Stadtkirche beteten und am Montagmorgen in der Aula, wie Gott der HERR es anbefohlen hatte seinen Die-

nern und unserem Lehrerkollegium. 1918 wurde ich Schwesternschülerin, und das war nicht gut für mich.

Mein Vater hatte in unserer Familie meistens das letzte Wort. Aber Mama gab den Ton an. Sie schaltete und waltete bestimmt und unauffällig im Haus, mit leisen Gesten und Blicken, nur selten einmal mit einer Ermahnung, einem knappen Tadel. Sie war streng und, meistens jedenfalls, gerecht. Widerspruch duldet sie nicht. Daß sie meinem Vater – einem tüchtigen Handwerksmeister, gelernter Stellmacher, der sich gegen Ende des Jahrhunderts mit einer mechanischen Werkstätte selbständig gemacht hatte, aus der später das Autohaus Ewerdyn wurde – runde 12.000 Taler mit in die Ehe gebracht hatte, damals ein kleines Vermögen, entdeckte ich erst nach ihrem Tod. Darauf beruhte jedenfalls nicht ihre Autorität, auch nicht auf ihrer Herkunft aus einer angesehenen und ziemlich wohlhabenden Kaufmannsfamilie der Stadt – unsere Kommoden und Schränke waren übertoll von niemals gebrauchter Aussteuer-Wäsche mit handgestickten Initialen –, und auf der privaten Höheren Töcherschule hatte sie sicher kaum mehr gelernt – und sehr wahrscheinlich viel weniger erfahren – als mein Vater in den acht überfüllten Klassen der Bürgerschule. Mama – der Ton lag immer auf der zweiten Silbe – bestimmte das Leben unserer Familie durch eine strikte Disziplin, der sie sich auch selbst unterwarf, beglaubigt durch eine unumstößliche Moral und durch ihr nie bezweifelter Wissen, was Moral war und bedeutete. Auch die Regeln und Normen dessen, was unter gutem Benehmen zu verstehen war, hatte sie so verinnerlicht, daß weder ihr selbst noch irgendeinem Mitglied unserer Familie die leisensten Zweifel daran erlaubt waren, von möglichen – tatsächlich unmöglichen – individuellen Abweichungen und Verstößen gar nicht zu reden. Das galt im großen wie im kleinen Alltag, am Mittagstisch – Des Messers bedient man sich grundsätzlich nur bei Gerichten, die sich nicht anders zerteilen lassen! – wie beim Gottesdienst zu Kaisers Geburtstag am 27. Januar – in Sonntagskleidung, mit dankbar gesenktem Haupte –, gleichermaßen beim Umgang mit dem Personal wie in den Beziehungen zur Verwandtschaft; es war schon recht unangenehm, daß bei einer Silvesterfeier, zu der auch die Großtanten und sogar Bern-

steins geladen waren, Mama darauf hinweisen mußte, man dürfe mit Champagner nicht anstoßen, auf gar keinen Fall. Der beste Mensch, pflegte Mama zu sagen, verliere sofort alle Achtung, wenn er bei Tische gegen die Anstandsformen verstoße. Man beuge sich eben nicht über den Teller. Den Löffel führe man stets mit der Spitze zum Mund. Die Gute Kinderstube war für Mama Rahmen und Ziel der Erziehung. Alles, was unter gesitteten Menschen Anstoß erregen könnte, sei zu vermeiden, das Sprechen mit vollem Munde ebenso wie öffentliche Zärtlichkeiten. Beileidsbesuche müßten sogleich nach Erhalt der Todesanzeige erstattet werden, auch bei solchen Familien, mit denen man sich zerstritten habe. Die Trauerzeit für nahe Verwandte – Gatten, Vater, Mutter, Kinder, Geschwister – sei unbedingt einzuhalten, nämlich ein Jahr tiefe Trauer – auch Sommerkleider nur in Schwarz –, ein halbes Jahr Halbtrauer (gedeckte Blusen in Schwarz-Weiß gestattet). Das alles hatte und behielt für unsere Mama uneingeschränkte Gültigkeit, weit über den Zusammenbruch der bürgerlichen Gesellschaft hinaus, der nach dem Krieg ganz plötzlich und verstörend offenbar wurde. Sogar den Selbstmord ihres Vaters nach dem Bankrott des ehrwürdigen Handelshauses im Inflationsjahr 1922 – mit einem Pistolenschuß in die Schläfe, am Schreibtisch des dunkel getäfelten Comptoirs, comme il faut – konnte sie noch als Bestätigung dessen begreifen, was sie lebenslang geglaubt und stets ohne Einschränkung vertreten hatte: Verbindliche Ordnungen, verpflichtende Formen. Eberhards Freitod, fünfzig Jahre später, mußte sie nicht mehr erleben; sie hätte ihren Enkel auch kaum verstanden, der nach einer Überdosis von Brom und Barbituraten nicht mehr erwachte.

Das war, als Kerstin schwanger wurde, 17 Jahre alt, schmal, ein Kind noch, keine Frau, aber schwanger, es tat weh, sie anzusehen, als wäre ich sie, damals, gewesen, wäre ich selbst noch einmal 17 Jahre, ein großes Kind, wenn du noch gar nichts weißt, fast gar nichts. Aber sie hat den Namen niemals verraten, obwohl Ludwig, er hat sie sogar geschlagen, und Elfriede saß jeden Tag an ihrem Bett in der Klinik und fragte sie, fragte, ein Einzelzimmer, da war Ludwig nicht kleinlich, meine einzige Tochter, wer war das wer hat dir mir das angetan, das

Schwein, der Schuft, kriminell, wenn ich den, jawohl, so etwas sollte man, wie Ungeziefer, eine Frage der Ehre, wenn sich das in der Stadt herumspricht: Ludwig, mein Ältester, der künftige Inhaber des Autohauses Ewerdyn, vorerst aber der Mann seiner ehrgeizigen Frau, Elfriedes Mann und daher 1. Vorsitzender des Kaufmännischen Vereins und Brandmeister der Freiwilligen Feuerwehr und Schriftführer des Schützen-Clubs und Präsident der Liedertafel; sogar in den Rotary-Club wäre er beinahe gewählt worden, so etwas zahlt sich aus, alles in allem. Aber von Kerstin kein Name, kein Wort, und nach zwei Wochen ging sie wieder zur Schule – Blinddarm, nichts weiter. Nie hat sie etwas gesagt und ist jetzt 42 geworden, Handarbeit, Werken und Sport, die Kinder mögen sie, immer noch schmal, immer höflich und freundlich, fast immer allein.

Eberhard hat nichts hinterlassen, mein Junge, keinen Brief, nicht einmal einen Zettel für mich, hat niemandem etwas erklärt. Er klagte nur oft über Schlaflosigkeit, Stunden um Stunden um Stunden, beinahe jede Nacht, das geht auf die Nerven, so kurz vor dem Abschluß der Dissertation, so kurz vor dem Anfang, endlich, mit 39, mit 40 Jahren, das ist nicht so einfach, die Ängste, die Zweifel, die Bedenken, die langen Jahre: So lange schon jung gewesen, so lange schon so begabt, so lange so schön, daß er sein Geld als Model für Herren-Dessous verdiente – Gutes Geld, Mutter, sauberes Geld, wünsch' dir was, irgendetwas, vielleicht eine große Reise, wir beide zusammen, rund um die Welt?! Mein Junge, mein lieber Junge, mein. So lange schon so geliebt. Elfriede sah immer schräg auf ihn, nannte ihn Schwägerchen, Malerchen, redete ihn spöttisch mit „Eminenz“ an, nach einer Unterhosen-Marke, für die er Modell gestanden hatte, sehr teuer, sehr exklusiv, obwohl er auf dem Foto nicht zu erkennen war, nach Möglichkeit zeigte er nie sein Gesicht, höchstens einmal etwas verlorenes Profil. Für Elfriede war er fremd, unbegreiflich, so ein Schwager, verbummelter Student, tut nichts, weiß alles besser, kann sich alles leisten, während andere von morgens früh bis abends spät, den Doktor schafft der doch nie; er war ihr ärgerlich. Nur zu den großen Festen wurde er eingeladen, Mama bestand entschieden darauf, Familie bleibt Familie, auch wenn man sich nicht rie-

chen kann, und er war sogar Kerstins Patenonkel, schenkte zur Taufe ein wertvolles Kruzifix, Sterlingsilber, wenn auch sonst zu nichts zu gebrauchen. Einmal versuchte Elfriede mir zu erklären, Eberhard sei eben – nun ja, homo, höchstens ein bißchen bi – Was heißt bi? Wieso bi? –, das sei natürlich allein seine Angelegenheit. Sie habe auch gar nichts gegen Homos, grundsätzlich, aber in der eigenen Familie, bitte, das Autohaus Ewerdyn müsse ja auch an seine Kundschaft denken, von den Herren trage bestimmt kein einziger die Marke „Eminenz“. Seitdem rede ich nur noch das Notwendigste mit Elfriede, obwohl wir im gleichen Haus wohnen, Gott sei Dank mit zwei Eingängen, und sie hat ihre Strafe bekommen, denke ich manchmal, weil Eberhard, denke ich, aber ich weiß das natürlich nicht sicher und habe auch niemandem etwas davon gesagt, wie könnte ich das, mein Junge, es war ja noch nicht einmal ein Verdacht, es hätte vielleicht nur so sein können, denke ich, und irgendwie wäre das dann Elfriedes Strafe. Kerstin hat jedenfalls nichts verraten, vielleicht war es auch wirklich Liebe, was weiß man schon. Sie soll mich einmal beerben, aber sie weiß das noch nicht, und Ludwig und Elfriede wissen das auch nicht, sie sollen es auch nicht wissen, schon gar nicht Ilse, die können dann streiten ihr Leben lang. Wie kommt man nur zu solchen Kindern?

Sie schob das Blatt mit dem Rätsel zur Seite. „Ich werde heute einfach nicht fertig“, sagte sie. „Alles geht mir durcheinander, alles verschwimmt, nichts paßt zu nichts.“

Ich trat zu ihr, rückte das Kissen zurecht. „Du mußt Geduld haben, Großmutter, wirklich. Wir haben bis jetzt doch noch alles herausbekommen.“

Sie schüttelte den Kopf. „Diesmal aber nicht, bestimmt nicht. Ich weiß auch gar nicht, weshalb ich mich mit diesen Wortklauereien abgeben soll. ‚Verspricht Treue in den höchsten Tönen‘ – was soll denn das heißen? Kannst du dir das vorstellen?“

Es war ziemlich einfach, wie meistens. Das H und das I hatte sie schon gefunden, das F und das zweite I gab ich hinzu: HIFI. Doch sie blieb mißmutig, bitter.

„So etwas denken sich eben die jungen Leute aus“, sagte sie,

„die alles wissen und alles können und alles besser wissen, und was sie nicht wissen, das verrät ihnen ihr Computer. Die machen solche Rätsel mit lauter Fallen und Spitzfindigkeiten und ärgern damit ihre Eltern und Großeltern bis zur Verzweiflung – und am Ende wollen sie uns dann auch noch erklären, was alles wir falsch gemacht haben in unserem Leben!“

Ich gab ihr ein bißchen recht, versuchte sie zu beruhigen. „Das ist doch nur ein Spiel, Großmutter, bei dem du mitspielen kannst oder auch nicht – und in einer Woche wird dann die Lösung nachgereicht.“

„Wenn ich dann noch lebe“, sagte sie und legte sich zurück. „Das verstehst du nicht, das kannst du auch gar nicht verstehen, weil du selber noch jung bist, jedenfalls noch nicht alt. Undankbar seid ihr alle!“

„Aber Großmutter, du weißt doch, ich habe dich immer –.“

„Ach, sei still! Mir kannst du nichts erzählen. Ihr Jungen denkt nur an euch selbst. Im übrigen sind die Antworten bei diesen Rätseln meistens genau so falsch wie die Fragen, weil es gar keine richtigen Lösungen gibt. Was wir mühsam an Lösungswörtern herausfinden, das gilt doch nur gerade für diesen Augenblick, morgen schon kann alles anders sein. So ist das eben, das wirst du auch noch erfahren: Was heute rot angestrichen wird als Fehler und falsch, das gilt morgen als der Schlüssel zur letzten Erkenntnis, bis übermorgen eine neue Wahrheit modern wird, und alles, was du bis dahin gedacht und geglaubt und gemacht hast, ist nur noch Schrott.“

Ich versuchte zu widersprechen: Sie selbst habe doch immer darauf bestanden, daß es so etwas wie bleibende Werte gäbe, Anstand und Treue und Ehrlichkeit –.

Sie unterbrach mich wieder: „Ach was! Ein Mensch sagt vieles, bevor er stirbt – und meistens auch noch das Gegenteil. Wer weiß denn wirklich, was Anstand ist – du vielleicht? Mama, meine Mutter, die wußte das wohl, die war sich ganz sicher in ihrer Moral, da gab es für sie nichts zu diskutieren, und sie mußte sich deshalb auch nichts vormachen. Wir aber? Wenn du in den Spiegel siehst und halbwegs mit dir zufrieden bist, dann mußt du schon etwas Glück haben – oder schlechte Augen oder ein schlechtes Gedächtnis. Man lebt eben in seiner

Zeit, und man versucht, auf seine Weise, darin zurechtzukommen. Was am Ende dabei herauskommt, ist bestenfalls eine Kette von Kompromissen, bestimmt aber nicht das reine Gold der Menschlichkeit.“

„Aber in deinem Leben, Großmutter: Du hast doch bestimmt nichts Böses getan.“

Sie schloß die Augen, antwortete nicht. Endlich sagte sie: „Wenn man nur wüßte, was gut ist und was böse! Ich glaube, nicht einmal unsere Mama war sich da immer sicher. Als ihren Grabspruch hat sie jedenfalls ein Wort aus dem Römerbrief gewählt, mit dem auch unser alter Pastor Lehmensiek einige Schwierigkeiten hatte: ‚Das Gute, das ich will, das tue ich nicht. Sondern das Böse, das ich nicht will, das tue ich.‘ Der Pastor machte deshalb die Predigt sehr kurz und ließ stattdessen die Trauergemeinde ausgiebig singen, alle elf Strophen von ‚Befiehl du deine Wege‘.“

Mama. Mein Vater liebte seine Frau über die Maßen. Aus Liebe hatte er gewagt, um sie zu werben, aus Liebe heiratete er sie, und Mama liebte ihn sicher auch, auf ihre Weise. Gesprochen wurde darüber nie, jedenfalls nicht vor den Kindern. Liebe hatte bei uns keine Worte, und daß es so etwas wie unterschiedliche Geschlechter gab, war in der Bibel, 1. Buch Mose, eindeutig und abschließend formuliert, Gott schuf den Menschen als Mann und als Frau, oder so ähnlich; mehr darüber zu wissen war unnötig, vielleicht sogar schädlich, jedenfalls aber ungehörig. Mein Bruder Jürgen, fast vier Jahre jünger als ich, wurde von unserem Vater nur einmal über die furchtbaren Folgen der Selbstbefriedigung belehrt, da allerdings so nachdrücklich, daß wir Vaters erregte Stimme noch in der Küche verstanden: Knochenmarksschwund, Nervenzerrüttung, Kinderlosigkeit, der unaufhaltsame Niedergang des Vaterlandes. Das war 1919, Vater war gerade aus dem Lazarett entlassen worden, er litt noch immer unter den Folgen seiner Verwundung, ein Granatsplitter hatte ihm im Oktober 1918 ein Stück des Unterkiefers fortgerissen, so daß er, trotz wiederholter Operationen und Transplantationen, Wörter mit F oder anlautendem V – wie Vaterland – nur mit einem pfeifenden Nebenton aussprechen

konnte: „Daf-für haben wir nicht gekämpft!“

Liebe war im übrigen für unseren Vater – und nicht nur das Wort – so heilig und so unantastbar wie das Deutsche Reich. Ich war dagegen damals die derben Reden und die zotigen Scherze im Lazarett schon so gewohnt, und von meinem Stationsarzt hatte ich mehr gelernt, als ein Mädchen von 17 oder 18 Jahren eigentlich wissen konnte, wissen durfte, daß ich mich meinem Vater weit überlegen fühlte.

Liebe, ja, Liebe. Im wunderschönen Monat Mai, als alle Knospen sprangen. Das Auge sieht den Himmel offen, es schwelgt das Herz in Seligkeit. Mama war allerdings insofern nüchtern und ziemlich fortschrittlich – andere Mädchen erfuhren von ihren Müttern wenig oder gar nichts über die dunklen, die blutigen Seiten des Geschlechtslebens –, als sie mir zum 15. Geburtstag ein umfangreiches Werk schenkte, in dem das medizinische Grundwissen einer gutbürgerlichen Familie aufgezeichnet war. Für den Gabentisch war das Buch aber nicht geeignet: Die Abbildungen darin, zum Teil in aufwendigem, mehrfarbigem Kunstdruck, zeigten so deutliche Ansichten der Gestalt des Menschen – als Mann und als Frau, wie Gott sie geschaffen hatte, mit allerlei Einzelheiten –, daß meinen Freundinnen das Kichern und Glucksen wahrscheinlich rasch vergangen wäre. Auch ich fühlte mich von dem Buch erst einmal ganz und gar überfordert – Dann mußt du eben warten, bis du genügend Verstand hast! –, und als ich endlich über ausreichende Kenntnisse und Begriffe verfügte, machte ich nicht den rechten Gebrauch davon, zum Kummer, ja, zum Entsetzen meiner Mutter. Dadurch kam es, durchaus nicht im voraus geplant, zu meiner Ehe mit Paul Loos, unserem Gesellen. Das Lazarett wurde aufgelöst, Dr. von Wolzogen, mein Stationsarzt, kämpfte noch einige Monate mit dem Freikorps von Brandis im Baltikum, ehe er sein Leben für Ehre und Vaterland hingab. Paul war zuverlässig, fleißig und treu, die Meisterprüfung schaffte er später auch noch, und er wurde ein guter Vater, in seiner Weise.

Damals wohnten wir noch in der Klosterstraße, in einer Zeile von eng aneinander gebauten Häusern, in deren Höfen Flickschuster und Änderungsschneider und kleine Klempner ihre

Werkstätten hatten, verwinkelte Schuppen meistens oder alte Ställe und Remisen, die über schmale Zufahrten, manchmal auch nur durch Unterfahrten zu erreichen waren. Mein Vater hatte Nummer 24 gekauft, ein etwas ansehnlicheres Haus, dessen Toreinfahrt breiter, dessen Hof geräumiger war als bei den Nachbarn, so daß das Autohaus Ewerdyn bis in die dreißiger Jahre hinein mit den gegebenen räumlichen Verhältnissen auskommen konnte. Erst drei Jahre nach Vaters Tod begannen wir mit dem Neubau an der Chausseestraße, moderne Werkstätten und Ausstellungsräume, alles nach neuestem Schick, sogar an einen kleinen Aufenthaltsraum für die Belegschaft war gedacht worden, mit Volksempfänger und Führerbild, dazu ein eigenes WC mit Handwaschbecken und Sicherheitsschloß.

In der Klosterstraße bewohnten wir den ersten Stock, über den Geschäftsräumen, und bis zu meiner Heirat wurde kaum einmal über mögliche Veränderungen gesprochen, obwohl die Wohnung eigentlich schon damals für unsere Familie nicht ausreichte. Das Dienstmädchen – ohne eine solche treue Hilfe war für Mama das Leben nicht vorstellbar – konnte nur in einem Verschlag hinter der Küche untergebracht werden, den frühere Generationen als Räucherzimmer genutzt hatten. Auch mein Zimmer – ehemals die Speisekammer – lag hinter der Küche, es war gerade groß genug für Bett und Stuhl und Kleiderhakenbrett in der Ecke, während mein Bruder zuerst im Gitterbett im Elternschlafzimmer, später, bis zur Heimkehr unseres Vaters, im Ehebett schlief. Im Frühjahr 1919 bekam dann die Mansarde unter dem Dach – bis dahin nur ein stau-biger, zugiger Abstellraum, in dem ein paar Koffer und Kartons sowie die schwarzweißrote Fahne verwahrt wurden – ein größeres Fenster, die Stiege hinauf einen festen Handlauf, und auch eine Elektroleitung wurde verlegt, so daß Jürgen eine Nachttischlampe aus dem Nachlaß unserer Großeltern – eine bronzene Frauengestalt mit rosa Seidenschirm – anschließen und fortan halbe Nächte seiner Leseleidenschaft frönen konnte. Allerdings befaßte mein Bruder sich nicht mit der Technik, der Entwicklung und Ausstattung moderner Kraftfahrzeuge und ihrer Reparatur, wie mein Vater das von dem künftigen Erben wohl erwartet hätte, schon gar nicht mit speziellen technischen

Problemen wie Zylinderkopfdichtungen oder der Lagerung von Kardanwellen, und ebenso blieb ein Handbuch über die Möglichkeiten und Perspektiven eines selbständigen Handwerksbetriebes – mit einer allgemeinverständlichen Einführung in die doppelte Buchführung – ungelesen. Stattdessen vertiefte sich Jürgen in Romane, Erzählungen, Biographien, er las Literatur jeden Genres, jeder Qualität, von Else Ury bis zu Balzac, vom Alten Testament bis zu Karl May und Goethe, und auch das Angebot der kleinen Leihbüchereien unserer Stadt – mit ungezählten zerlesenen Romanen von Hedwig Courths-Maler – verschmähte er nicht: Seine Lesegier war unstillbar, nichts konnte ihn abbringen von immer neuen Ausflügen in die erzählte Vielfalt des Lebens und der Träume, so nachdrücklich auch unsere Eltern ihn ermahnten, die seine befremdliche Leidenschaft für alles Gedruckte nicht nur für überflüssig, sondern für nahezu krankhaft und insofern sogar für gefährlich erachteten, als dadurch seine klar vorgezeichnete Lebensbahn gestört, ja, letztlich zerstört zu werden drohte. Auch der erfolgreiche Abschluß der Städtischen Mittelschule – Deutsch: 1 – änderte gar nichts, im Gegenteil: Jürgen weigerte sich entschieden, die für ihn lange geplante, fest abgesprochene Lehre als Kraftfahrzeugmechaniker anzutreten, zumal er auch schwerwiegende gesundheitliche Gründe vorbringen konnte – schon der bloße Geruch von Benzin, Maschinenöl und metallischen Spänen erregte in ihm heftigen Widerwillen, bis zum Erbrechen, wie der Medizinalrat Burmester kopfschüttelnd attestierte.

So lange verkroch Jürgen sich in seine Lese-Mansarde, bis unsere Eltern endlich einwilligten, er möge – bitte sehr, bitte – eigene Wege suchen und versuchen, und zuletzt waren sie sogar einigermaßen zufrieden, als Jürgen in der Provinzial-Heil- und Pflgeanstalt der Nachbarstadt als Verwaltungslehrling eingestellt wurde – für eine mittlere Beamtenlaufbahn werde es wohl noch reichen, meinte unser Vater abschätzig, Idioten seien ja nicht sehr anspruchsvoll, und am Aktenstaub sei seines Wissens noch nie jemand eingegangen.

Zum endgültigen Bruch mit Jürgen kam es erst später, als unser Vater zufällig in Jürgens Mansarde den Kriegerroman „Im Westen nicht Neues“ entdeckte, ein seiner tiefen Überzeu-

gung nach verlogenes, zersetzendes, mit einem Wort: schandbares Buch, das er selbst nie gelesen hatte, das er nicht einmal mit spitzen Fingern angerührt hätte. Nach einer sehr lauten, sehr heftigen, beinahe handgreiflichen Auseinandersetzung verließ Jürgen das elterliche Haus, und er kehrte auch nicht mehr zurück, so daß seine Mansarde frei wurde.

Mama hatte rote Augen, jeden Morgen. Es gab fast kein Tischgespräch mehr. Auch ich war traurig. Ich mußte Jürgens Schrank ausräumen, auch den Nachttisch, und alles – Bis auf die Bücher, die bleiben hier! – in zwei alten Koffern verpacken, die Vater aus seiner Dienstzeit verwahrt hatte für den – im Augenblick allerdings wenig wahrscheinlichen – Fall, daß das Vaterland ihn noch einmal zu den Fahnen rufen würde. Mama legte heimlich noch zwei Gläser mit selbst gekochter Latwerge zwischen Unterwäsche und Sonntagsanzug, dazu eine halbe Mettwurst, katengeräuchert, sowie einen Brief, in dem sie Jürgen flehentlich bat, immer – dick unterstrichen: immer – für blüten-saubere und gut gestärkte Hemdkragen zu sorgen, das sei seit eh und je die Voraussetzung für eine Karriere in der Verwaltung.

Am anderen Tage fuhr ich mit der Bahn – den Wagen gab Vater für private Ausflüge nicht her, außerdem wurde Paul dringend in der Werkstatt gebraucht – in die benachbarte Stadt, deren bescheidener Wohlstand zu einem guten Teil auf dem Verzehr und dem Verbrauch der mehr als tausend Menschen beruhte, die in der „Anstalt“ – so wurde das weitläufige Gelände mit den rotweißen Ziegelhäusern am Stadtrand kurz genannt – ihr Leben verbrachten, zum Teil als Patienten, zum anderen Teil beschäftigt mit der Betreuung und Verwaltung der Geisteskranken. Jürgen hatte eine Unterkunft in einem der niedrigen Wärterhäuser nahe dem Anstaltsfriedhof gefunden, er war noch schmaler geworden, schien aber zufrieden und gelassen; nur seine Bücher vermißte er sehr. Es tat mir leid, daß ich ihm nicht helfen konnte, er tat mir leid.

Andererseits bekamen Paul und ich auf diese Weise endlich ein richtiges Schlafzimmer. Bis dahin hatten wir in einer Enge gelebt, die selbst meinem Mann zu schaffen machte, der von zuhause gewiß nicht verwöhnt, zudem von Natur aus sehr ge-

duldig war. Die Dienstmädchenkammer war zwar noch vor unserer Hochzeit geräumt und gänzlich neu tapeziert worden; Mamas Haushaltshilfe kam seitdem zur Arbeit ins Haus, von 6 Uhr früh, wenn der Kachelofen im Großen Zimmer und die Grude in der Küche neu beheizt werden mußten, bis nach dem Abendabwasch gegen halb 9. Der enge, beinahe lichtlose Raum blieb aber ein Notbehelf, zumal unsere Familie bald anwuchs: 1921 wurde Ludwig geboren, der schon frühzeitig durch intensives Schreien auf sich aufmerksam zu machen verstand, 1923 August, der allerdings nur zwei Monate lebte, und 1925 kam Ilse hinzu, die ihre ersten Lebensjahre vornehmlich in einem hohen Korbkinderwagen mit Klappverdeck verbrachte, unmittelbar neben meinem Schreibtisch im Kontor des Autohauses Ewerdyn.

Der zentrale Raum der Familienwohnung mit drei Fenstern zur Klosterstraße hin, das Gute Zimmer oder das Große Zimmer, blieb derweil unangetastet so, wie Mama ihn seinerzeit mit ihren Aussteuermöbeln eingerichtet hatte, gutbürgerlich und, nach ihrer Einschätzung, ebenso gemütlich wie repräsentativ, mit einer Sitzgruppe aus tiefen rotsamtenen Sesseln und passendem Sofa mit gedrechselten Beinen, mit einem ausziehbaren Eßtisch, dunkel gebeizte Eiche, für zwölf Gedecke oder vierzehn Kaffeetassen, einem hohen Standspiegel mit doppeltem Säulenschmuck und einem tiefschwarz glänzenden Konzertflügel der Marke Bechstein, auf dem neben dem Metronom und einem stets aufgeschlagenen Notenband – meistens Czernys Etüden, die Mama fehlerfrei vortragen konnte – etliche Silberrahmen aufgereiht waren mit bräunlichen Fotos von Großeltern, Eltern, zwei dünnen Erbtanten sowie, später, der Kinder und Enkel in verschiedenen Altersstufen, und immer sorgte Mama für eine frische Rose in der überschulenkten Glasvase, einem Hochzeitsgeschenk ihres Klavierlehrers.

Weil dieses Zimmer stets den makellosen Rahmen für Besuche, Kaffeekränzchen und Familienfestlichkeiten aller Art abgeben mußte, wurde es alltags nur selten – und dann auch nur abends, wenn die Kinder zu Bett gebracht waren – benutzt. Die Mahlzeiten wurden regelmäßig in der Küche eingenommen, deren Fenster zum Hof gleichzeitig die unauffällige Kon-

trolle des Werkstattbetriebes erlaubten. Auch am Küchentisch hielt Mama aber strikt auf Form und Manieren: Das Dienstmädchen hatte in weißer Halbschürze zu servieren – Immer von rechts bitte, wo sind wir denn?! –, und erst nach dem Abräumen und sorgfältigem Abwaschen des Tafelgeschirrs in dem herausziehbaren doppelten Becken war dem Mädchen erlaubt, die Reste der Mahlzeit für sich zu wärmen. „Alle können eben nicht alles“, pflegte Mama zu sagen.

Auch nach dem Tode unseres Vaters – er starb 1932 an den Folgen seiner Kriegsverletzungen, nur drei Tage nach der Wiederwahl des greisen Generalfeldmarschalls von Hindenburg zum Reichspräsidenten, dem Vater selbstverständlich seine Stimme gegeben hatte, „Die Treue ist das Mark der Ehre“ – duldete Mama keine Veränderungen in unserem Hause. Erst als sie, zwei Jahre später, zur Vorsteherin des Hansen-Hospitals ernannt worden war – eine mildtätige Stiftung für verarmte Bürgerwitwen, seinerzeit eingerichtet von ihrem Großvater, die sie dann fast drei Jahrzehnte lang mit ihren leisen Gesten und unmißverständlichen Blicken leitete –, verließ sie das Haus in der Klosterstraße. Wir blieben zunächst wie eine Schar verlassener Jungvögel zurück, unruhig und mehr oder weniger ängstlich bemüht, Mamas ungeschriebene Gesetze und Regeln weiterhin zu befolgen. Auch das ehemalige Gute Zimmer, jetzt mit preiswerten Alt- und Alltagsmöbeln eingerichtet, wurde weiterhin kaum benutzt, obwohl jetzt keine Visiten mehr zu erwarten waren, kein Kaffeekränzchen mehr eingeladen wurde.

Zu den Familienfesten fanden wir uns nach wie vor bei Mama ein, deren Aussteuermöbel in dem damals gerade eingerichteten Gemeinschaftsraum des Hospitals einen würdigen Platz gefunden hatten. Allerdings verblichen die Samtbezüge der Sitzgruppe nach und nach zu einem ungewissen Rosa, auch Flecken wurden unübersehbar, gegen die offenbar alle Hausmittel versagten, und auf dem – jetzt stets geschlossenen – Bechsteinflügel stand ein Radiogerät aus dunkelbraunem Bakelit für den Gemeinschaftsempfang der Führerreden. Im übri- gen bestimmte Mama auch im Hansen-Hospital Verhalten und Benehmen entschieden und unnachsichtlich. Als ihr damals dreijähriger Urenkel Walther zur Feier ihres 80. Geburtstages

mit einem ordinären Schnuller im Munde ins Zimmer kam, wies sie ihm und seinen betretenen Eltern – Ludwig und Elfriede – streng die Tür: „Ewerdyns haben, denke ich, noch nie einen Schnuller gebraucht!“ Nur mit ihrem Versuch, das gemeinsame Frühstück der Stiftsdamen mit einem Bibelspruch zu beginnen, scheiterte sie, da zwei Damen auf „Heil Hitler!“ und einer wechselnden Lesung aus „Mein Kampf“ bestanden, bis 1944 jedenfalls.

Es gab ein großes Begräbnis mit Kirchenchor und Kammermusik, Bach-Gounod, mit Bergen von Kränzen und Blumensträußen, 62 war das, im Sommer 1962, so lange her: Der endlose schwarze Trauerzug, die bleichen, gefaßten Gesichter der Anverwandten, die Tränen der untröstlichen Stiftsdamen, die Blaskapelle der Feuerwehr im trägen Trauerschritt, vorn in der Mitte hinter dem Sarg ein einziger schwarzer Zylinder, ein uralter Vetter mit goldener Uhrkette über der stark gerundeten Weste, den niemand mehr gekannt hatte, die anderen Herren – kaum jemand aus dem Kreis der gehobenen Bürgerschaft hatte sich zu entschuldigen gewagt – in dunklen Nadelstreifenanzügen oder in bedeckten Regenmänteln. Bei der Beerdigung unseres Vaters, dreißig Jahre davor, hatten noch Uniformen und Ordensschnallen und ein ganzer Zylinder-Wald das Bild bestimmt, unvergeßlich das harte „Kamm-rat“ des „Stahlhelm“-Pastors, das EK I am Talar, „unser Kammrat Ewerdyn“, dazu das Lied vom Guten Kameraden und drei Salven Ehrensalue über dem offenen Grab, mit Platzpatronen, scharfe Munition war nicht erlaubt. Inzwischen sind sie alle gestorben, nicht einmal die Namen weiß ich noch zuverlässig – Onkel Julius? Tante Ernestine? Willibald? Onkel Heinrich? Alle sind sie tot, gestorben, betrauert, begraben, die letzten schon ohne Musikkapelle, und Paul ist vermißt bis in alle Ewigkeit, bei Belgrad vermißt, irgendwo nirgendwo hinter Belgrad, Gefreiter Paul Loos, nie eine Nachricht erhalten wo und warum, umgekommen bei Belgrad im Jahre 1943, gestorben und nicht begraben, vermißt für Führer, Volk und Vaterland, ich habe ihn auch vermißt, trotz allem, und Ludwig hat jetzt schon den dritten Bypass, und Ilse besucht mich kaum noch, Monika bringt die Grüße von Mutti mit, schöne Grüße, und Eberhard, mein Jun-

ge, mein lieber Junge, 73 war das, nein, 72 natürlich, 1972, ich war gerade 70 geworden, und plötzlich war ich dann nur noch müde und alt, sehr müde, und ich wollte nicht mehr die Firma, unsere Firma, das Autohaus Ewerdyn, ich mochte nicht mehr, konnte nicht mehr, wozu auch, Ludwig wird das schon machen, allein, und wenn er es nicht schafft, von Autos versteht er nichts, was schadet das noch, jetzt, nach Eberhards Tod – er konnte nicht richtig schlafen, nun schläft er, ruhig, Brom und Barbiturate, warum, warum nur.

„Nein“, sagte jemand, sehr weit entfernt. „Keineswegs.“

Wo bin ich was soll ich wohin?

Dr. Baumanns tiefe Stimme: „Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen. Allerdings, vielleicht sollte Ihre Mutter doch einmal –.“

Meine Mutter? Licht, Lichter. Keine – Sorgen, keine.

„Der Puls ist ruhig“, sagte Dr. Baumann. „76. Es deutet eigentlich nichts darauf hin –.“

Ich will, will. Aber ich kann nicht. Ich –.

Monikas Stimme: „Vielleicht kann meine Mutter schon morgen kommen. Ich werde versuchen –.“

Licht. Lichter. Ganz nahe Monikas freundliches Brillengesicht, aber schon älter geworden, schon alt, so alt schon. „Wie fühlst du dich, Großmutter?“

„Wieso? Was ist denn? Ich war nur eingeschlafen. Was soll ich –?“ Wieder der ruhige Baß, Dr. Baumann: „Es ist alles in bester Ordnung, Frau Ewerdyn. Puls, Blutdruck, alles in Ordnung. Ich freue mich, daß es Ihnen besser geht.“

Was will der tut der hier in der Nacht, in meinem Zimmer, so müde, wo bin ich wo.

„Möchtest du etwas trinken, Großmutter?“

Ausgedörrt. Wasser ist Wasser ist kühl. Danke. Danke.

„Ich kam zufällig vorbei, ein Hausbesuch in der Mozartstraße, da sah ich noch Licht und wollte nur einmal hören, einmal sehen, nicht wahr. Morgen sehe ich wieder herein, dann wollen wir einmal überlegen, oder Sie sagen mir –.“

Was soll ich sagen, Herr Doktor, kann ich noch sagen, Herr Doktor, bitte, ich wollte doch nur, ich will nicht – bitte –.

Mein Vater lag in Raum 7, die alte Untertertia b, noch immer die kreidige Tafel, das dunkelrote Linoleum, inzwischen brüchig geworden, noch immer das schmale Kruzifix über der Tür. Bei den Ärzten hieß er „der rechte Unterkiefer“. Er lag, sein Kopf ein unförmiger Mull-Kloß, nicht zu erkennen, unter einem der hohen Fenster zur Straße hin; über Tag hätte er lesen können, trotz der Milchglasscheiben. Aber mein Vater las nicht, er wollte nichts lesen, auch nicht die schäbige Tageszeitung, der Kaiser in Holland, der Großherzog abgedankt, abgereist mit dem Hofmarschall nach Schloß Leopoldsbrunn, und keine Litzen mehr am Waffenrock, kein Ordensband, alles dahin und verloren, nur noch die Schmerzen, die Schmerzen, die Enge der zwölf elenden Betten, der Gestank von zwölf Betten, Lysol und Eiter und Urin und verbotener schwarzer Tabak, die roten Gummischläuche der Klistiere, die Bettpfannen.

Mein Vater erkannte mich gleich aus den schmalen Mullschlitzen, sein Restmund versuchte „Anni“ zu sagen, konnte nur röcheln, kein Wort, war angewiesen auf Schnabeltassen mit Kaffee-Ersatz und Magermilch-Schleim und Suppen, Suppen, Brotsuppe, Kohlsuppe, Griessuppe, Rübensuppe, einmal, am Buß- und Betttag, Erbswurstsuppe mit Fleischgeschmack wie früher im Kaisermanöver, und alle zwei Tage ein neuer Verband, das krakenartige Metallgestell über dem Mull wurde gelöst, das mit seinen Spinnenarmen Verbände und Pflaster an ihrem Platz hielt, zusammenhielt über der Wunde, dem Loch, dem gräßlichen blutigen Nichts mit weißen Knochenresten, splittrigen Überbleibseln des Kiefers, schiefen Zahnruinen. Immer noch einmal wurde operiert, wurde transplantiert, zugeschnitten, vernäht, und langsam, ganz langsam wucherte das Loch zu.

Ich konnte das nicht mehr ansehen, bitte nicht, bitte, ich wollte fort, irgendwohin, bitte, nur fort, aber Schwesterchen, Schwester Anni, wollte nach Hause oder, aber es war schon zu spät, Schwesterchen, Kleines, nachts im Arztzimmer, Alkohol aus der Desinfektionsflasche, natürlich verdünnt, schadet doch nichts, keine Angst, nur tropfenweise, Anni, Anneken, tröpfchenweise, ganz locker, ich pass' schon auf, nun hab' dich nicht so, ich, ich, Herr Doktor, bitte, der Schmerz, Anni, du bist ein Schatz, mein

Schatz, Schätzchen. Mit 17. Nachtwache. Noch sind die Tage der Rosen. Es war zu spät. Ich konnte nicht fort, nicht mehr. Es war eben so. Was sollte ich tun, und es war ja auch Liebe.

Mein Vater konnte sehr lange nicht sprechen, kaum ein halbes Wort. Er sah mich immer nur an, immer wieder, als wollte er etwas fragen, etwas wissen, etwas sagen. Ich konnte ihn nicht mehr ansehen. Was sollte ich sagen, Herr Doktor, ich war doch bin doch wollte doch nur –.

II.

Der Tee. Der Toast. Diät-Margarine. Die Tabletten. Es dauert, bis es richtig Tag wird. Halb 9. Nebelgrau in den Fenstern, die kahlen Äste. Bis eben hat sie geschlafen. Dr. Baumann war recht zufrieden, soweit. Die Müdigkeit hinter den Augen, trüber Dezember, als hätte ich meine Brille nicht geputzt, und keine Hoffnung auf Sonne. Wie lange kann das noch dauern? Dr. Baumann hob nur die Schultern: „Wenn Sie an Gott glauben – jedem setzt er sein Ziel. Wir können nur wenig tun, wir müssen abwarten.“

Sie lebt noch immer, als gäbe es nur dieses Leben, ihr eigenes Leben und gar nichts sonst, auch nicht das Ende. Sie kann nicht mehr gehen, schon Jahre nicht mehr, kann sich kaum noch bewegen, ich lese die Schmerzen in ihrem Gesicht, kann ihr kaum helfen, arthrogene Funktionsstörungen, Myalgien, posttraumatische Beschwerden, Blockierungen, was können zwei Hände schon tun. Sie kann fast nicht mehr lesen, nur mit der großen Lupe findet sie Zeilen und Wörter, gerade die Buchstaben für das Kreuzworträtsel kann sie noch schreiben. Aber sie lebt, und sie läßt sich nicht gehen, bleibt einfach da, wo sie immer war, in der Mitte, ordnet noch immer alles auf sich hin, die Menschen, die Dinge, was auch geschieht. Wirklich, sie ist ein besonderer Mensch. Sie will auch immer noch wissen, was in der Welt vor sich geht, ist neugierig und ungeduldig, und sie urteilt so streng, als wäre sie selbst nie verurteilt worden. Als ich ihr gestern abend aus dem Magazin vorlas – Was sind das für freundliche Männer auf der Titelseite? –, den Bericht über Juden, die gleich nach dem Krieg auf eigene Faust ihre ermordeten Eltern und Brüder und Nichten rächen wollten, Auge um Auge, aber ohne Recht und Gesetz, befahl sie auf der zweiten Seite: „Schluß! Schluß jetzt! Ich kann so etwas nicht hören, ich will das nicht hören!“

Später sagte sie: „Gott der Gerechte – weißt du, das kann man vielleicht sogar glauben, wenn man es glauben will und nicht so genau auf die Wirklichkeit sieht. Aber diese Männer

haben gemordet, und sie leben jetzt als brave Bürger in ihrem Kibbuz und lächeln nett in die warme Sonne und sind für ihre Kinder und Enkel richtige Helden, und sie haben bestimmt kein schlechtes Gewissen, obwohl sie doch Mörder waren und Mörder sind. Wie sagte der eine: ‚Wir haben die Nazis getötet, wie man eine Laus zerquetscht.‘ Ich wüßte schon gern, was ihr gerechter Gott dazu sagt!“

Gegen Mitternacht schreckte sie hoch, weckte mich auf mit ihrer verzweifelten Angst: „Jürgen? Wo ist Jürgen?“

Sie konnte nicht wieder einschlafen. Ich brachte ihr Baldrian-tee, saß an ihrem Bett, versuchte, sie zu beruhigen, hielt ihre Hand, die ganz leicht geworden ist: „Du bist nicht allein, Großmutter, ich bin bei dir, Monika, deine Enkelin Monika, und du weißt doch, daß Onkel Jürgen gestorben ist, schon vor sechs Jahren, das weißt du doch noch, alle waren zur Trauerfeier gekommen, die ganze Familie, auch zu dem Imbiß im Ratskeller nach der Beerdigung, alle waren wir da und niemand hat den Streit noch erwähnt, auch Tante Erna nicht, was sollte sie auch noch streiten, ihre Kinder sind lange tot, Berthold starb schon im Krieg, auch Thomas habe ich gar nicht richtig gekannt, weiß nur noch den strengen Geruch seiner Lederjacke, und Onkel Jürgen hatte nun auch seinen Frieden. Wer will denn heute noch wissen, was damals wirklich gewesen ist, wer will die Briefe und Akten und Ordner noch einmal lesen und prüfen, wer will da richten – das ist doch alles lange vorbei und vergessen, Großmutter, du kannst ganz ruhig schlafen, wirklich, ganz ruhig.“

Aber sie weiß das nicht, gar nichts weiß sie und redet doch, redet. Er war nämlich bei mir, vorhin, er sah mich an und sagte – ich weiß nicht mehr, was er sagte, aber er war ganz nahe, mein Bruder Jürgen, so nahe habe ich ihn nicht mehr gesehen seit damals, Mamas Beerdigung, seitdem kein Du mehr, kein Wort, sondern nur Schriftsätze, Gutachten, Forderungen, Gegengutachten, Anfechtungsklagen hin und her, Rechnungen, Rückstände, Fälligkeiten, erlaube ich mir, hochachtungsvoll – Beschlüsse, Eingaben, Bilanzen. Kein gutes Wort mehr, so lange schon, kein Blick. Warum hast du nur habe ich haben wir?

Mein Bruder Jürgen. Warum nur. Wenn Vater damals sein Testament – oder Mama, sie hätte doch auch noch, dann hätten wir alle zusammen, vielleicht, jedenfalls hätten wir reden können darüber. Mein Bruder Jürgen. Es war ja kein schlechter Mensch, er war nicht böse, nicht einmal neidisch, nur schwach war er und hatte die falsche Frau und den falschen Anwalt, hochachtungsvoll! Dann wäre alles anders gekommen, bestimmt, wir hätten darüber gesprochen, daß Vater in seinem Testament, es ging ihm damals schon nicht mehr gut, 1931, und die Firma war fast am Ende, da setzte Vater Jürgen aufs Pflichtteil, das war vielleicht nicht gerecht, bestimmt war es nicht ganz gerecht, aber die Firma war überschuldet, und die Firma ging vor, so war das immer bei Ewerdyns, wir haben alle Opfer gebracht, ich auch, wahrhaftig, wenn ich davon erzählen wollte: Siegfried, bis heute weiß das kein Mensch, Siegfried Schlesinger, Prokurist bei der Volksbank, bis 1934, nicht einmal Eberhard habe ich das erzählt, obwohl – ja, Siegfried Schlesinger, schlank und gewandt und gescheit, hab' keine Angst, das schaffen wir schon, notfalls mit persönlicher Bürgschaft, ich liebe dich auch. Aber Erna Blase war einfach die falsche Frau für Jürgen, Vater kam nicht einmal zum Hochzeitessen – Freitags muß ich unbedingt in der Werkstatt sein, das Geschäft geht vor, und Paul hat auch keine Zeit! –, er hockte nur eine halbe Stunde in der Kirchenbank neben Mama, sie hatte darauf bestanden, als Erna vor dem Altar in dem geliehenen weißen Brautkleid mit Schleier und Spitzen und Myrtenkranz, obwohl doch die ganze Stadt wußte, daß sie schon zwei Verlobungen hinter sich hatte, so eine, und das mit Berthold war sicher kein Zufall, bei Ewerdyns hatte es so etwas niemals gegeben, alle Kinder waren normal und gesund und tüchtig, der alte Mendel wußte schon, wie das ablief mit dem Erbgut und nicht nur bei Bohnen, Rasse erfordert Auslese, das war schon immer so, aus Thomas wäre wohl auch nichts geworden.

Das Hochzeitessen im Kleingartenverein „Waldfriede“, ein bißchen genierlich, doch für Mama war es selbstverständlich, daß die Brauteltern die Hochzeit auszurichten hatten, auch in einer Notzeit wie 1931, *comme il faut*, und deshalb war es eben so, wie es war. Wir saßen um einen schmalen Hufeisentisch

herum, Papiertischdecken, Papierservietten, es gab Kaninchenbraten mit Brechbohnen und Kohlrabi in weißer Soße, davor ein langes Tischgebet von Ernas Vater im schlappen schwarzen Anzug: Aller Augen warten auf Dich, HERR, und Du gibst ihnen ihre Speise zu seiner Zeit, HERR, Du tust Deine milde Hand auf und sättigst alles, was lebt, o HERR, mit Wohlgefallen. Auf Ernas Tischseite, neben Mutter Blase im Silberhochzeitskleid mit tiefem Ausschnitt und falscher Perlenkette, saßen Ernas arbeitslose Brüder, beide in den olivgrünen Windjacken des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold, daneben ihre Kolleginnen von der Post in geblühten Sonntagsfähnchen. Nur der Postamtman war in angemessenem Grau-Schwarz erschienen, die breite bunte Ordensschnalle oben links, er hatte den Ehrenplatz neben Mama, weil der Pastor Lehmsiek gleich wieder gegangen war, tut mir wirklich leid, die Gemeinde, die Pflichten, Sie verstehen das, bitte, nicht falsch, und der Amtmann schlug mit dem goldenen Siegelring an sein Glas und erlaubte sich, auf das Wohl des jungen Paares ein geziemendes Hoch, Hoch, Hoch, und alle tranken von dem dunklen Holunderwein aus eigener Hecke, auch Mama nippte höflich an ihrem Glas, während der Amtmann weiter von seiner Zahlmeisterzeit in Galizien erzählte – Oberzahlmeister zuletzt, und sicher hätte er es noch zum Stabszahlmeister gebracht, wenn nicht der feige jüdische Dolchstoß in den Rücken der Front –, deutsche Treue, deutsche Ordnung, immer gerecht und sauber, auch die Polacken bekamen ihr Teil und waren zufrieden, man muß die Leute nur richtig anpacken. Ich trank nichts, mir war nicht gut, wir warteten schon seit Tagen auf die Wehen. Bevor dann die Vanillesoße zum Schokoladenpudding ausgeteilt wurde, stand Jürgen auf, räusperte sich, steckte aber seinen Redezettel rasch wieder weg und dankte nur allen für alles und vor allem unserer lieben Mama – mit Betonung auf der ersten Silbe – für all ihre Mühe und Liebe und Arbeit, und dann küßte er Erna auf den Mund, es war, wie es war, und Jürgen war glücklich und ein bißchen betrunken, so daß er zuerst gar nicht bemerkte, daß Mama ihm beim Abschied einen blauen Hunderter zu steckte – Aber Vater darf das nicht wissen, hörst du?! Hörst du nicht?

Erna war damals schon nicht mehr ganz jung, sie war auch nicht schön, nicht einmal hübsch, ein freundliches Durchschnittsgesicht hinter dem Briefmarkenschalter oder bei der Paketannahme, das Haar mit der Brennschere onduliert. Doch sie war flink und fleißig und zuverlässig, auch strebsam, beinahe hätte sie sogar noch den Sprung zur Beamtin auf Lebenszeit geschafft, aber nach 1933 kamen erst einmal andere dran. Damals ernährte sie mit ihrem schmalen Lohn ihre Familie nahezu allein, die Eltern und die Brüder und auch noch eine Tante im Souterrain, deren Kriegerwitwenrente ebenso kärglich und unzureichend war wie das Arbeitslosengeld, für das Ernas Vater Woche für Woche beim Arbeitsamt anstehen mußte, und auch für Jürgen hatte sie immer noch ein paar Groschen übrig, für die Leihbücherei. Mama sagte ‚Sie‘ zu Erna, auch noch nach der Hochzeit, bis unser Vater gestorben und begraben und Thomas geboren war. Da stieg sie dann die steile Treppe zum Dachgeschoß hinauf – Jürgen und Erna wohnten damals noch zur Untermiete in einem Wärterhaus – und sagte Du zu Erna, und jetzt sollte endlich alles gut sein, obwohl es dann doch nicht gut wurde, nicht richtig gut, und Jürgen wußte das auch.

Zu Mamas üppigen Geburtstagsfeiern im Hansen-Hospital kam Jürgen immer allein, meistens erst gegen Ende der ausgedehnten Kaffeetafel; er entschuldigte Erna mit ihrer neuerdings verlängerten Dienstzeit oder mit Zahnschmerzen, Hexenschuß, Grippe, auch ihre Mutter kränkele wieder und Thomas müsse gerade heute oder Berthold dürfe gerade nicht: Jahr für Jahr wechselten die Ausreden, die Mama kommentarlos hinnahm, während er sich über die Reste von Frankfurter Kranz, Prinzentorte, Schokoladen-Baisers und Syster – einem schweren Rosinenkuchen nach altem Familienrezept – hermachte und wenig davon ausließ. Nur das Kleingebäck in der Wiener Silberschale rührte Jürgen nicht an, niemals, obwohl er ein „Süßer“ war, wie Erna zu sagen pflegte. Seine entschiedene Abneigung gegen die knusprigen, blättrigen, brüchigen Kleinen Kuchen hatte mit einer Erfahrung zu tun, die er in seiner Jugend gemacht hatte, in der kurzen Zeit seiner brausenden Pubertät. Damals wurden in den Backöfen der Bürgerhäuser zur Adventszeit Braune

Kuchen gebacken, ein herzhaftes Kleingebäck mit vielerlei, von Haus zu Haus wechselnden Zutaten, vor allem Nüssen, Mandeln, Kandis, Rübensirup, Gänseschmalz mit reichlich Gewürzen wie Zimt und Kardamon. Der Teig wurde kräftig durchgeknetet und dann zu dünnen Platten ausgerollt, anschließend mit verschiedenen Formen wie Stern und Mond und Sichel ausgestochen, bei mittlerer Temperatur gebacken und endlich bis zu den Festtagen in hohen Blechdosen aufbewahrt, in denen die Braunen Kuchen, der Überlieferung zufolge, erst ihr ganz eigenes Aroma entwickelten. Diese blanken Behältnisse wurden bei uns, wegen des Fehlens einer Speisekammer, im dunklen und kühlen Dienstmädchenzimmer abgestellt. Dort nun wurde Jürgen von Mama überrascht, als er gerade eine der Dosen geöffnet und das Gebäck ausgiebig gekostet hatte, und das, unfassbar, gemeinsam mit Frida, die, ungefähr gleichaltrig, für Jürgen mit ihren freundlichen Augen und Formen anziehend gewesen sein dürfte. Für unsere Mama war das alles aber nicht nur ganz und gar unerlaubt, ja, einfach unmöglich, sondern – zumal in jenen kargen Nachkriegsjahren, als alle Zutaten mühsam zusammengespart oder sogar mit manchmal rechtlich nicht ganz einwandfreien Mitteln beschafft werden mußten – ein Frevel besonderer Art. Frida wurde noch am gleichen Tag entlassen. Jürgens Bestrafung – ich weiß nicht einmal, was ihm im einzelnen angetan und auferlegt wurde, vermute allerdings, daß dabei auch unser Vater mitzuwirken hatte – scheint so gewesen zu sein, daß Jürgen sie niemals vergessen konnte. Jedenfalls war seitdem für ihn schon das leise Geräusch des Knabberns an Braunen Kuchen oder des genüßlichen Kauens von ähnlich strukturiertem Kleingebäck qualvoll anzuhören, so daß er es, wenn irgend möglich, vermied, neben jemandem zu sitzen, der sich aus der Wiener Silberschale bediente. Schon damals war er sehr empfindlich, ja, überempfindlich, allergisch manchmal sogar gegen bestimmte Menschen, und daß er – wenn auch erst im hohen Alter von 85 Jahren – an einer unvermutet auftretenden Stauballergie starb, war sicher kein Zufall. Vielleicht hat Jürgen auch geahnt, möglicherweise sogar gewußt, wie es zu den Bestimmungen in Vaters Testament gekommen war, das ihn – das war nicht schwer

zu erkennen, und Erna wird ihm das sicher nicht nur einmal vorgerechnet haben – deutlich benachteiligte. In seinen letzten Monaten war Vater zusehends hinfällig geworden, und deshalb verließ er sich in der Firma immer mehr auf mich und meinen Rat. Schon in den Jahren davor hatte ich nach und nach die geschäftliche Leitung des Autohauses übernommen, obwohl ich eigentlich dafür gar nicht ausgebildet war. Jetzt mußte ich mich auch um den Werkstattbetrieb kümmern, ihn – möglichst unauffällig – vom Kontor aus überwachen, zumal Paul – mehr ein Kumpel der anderen Mechaniker als eine Respektperson – dabei immer wieder versagt hatte. Für unseren Vater war es daher naheliegend, daß er alle geschäftlichen Fragen und Probleme mit mir besprach und beriet, und Probleme gab es in jenen Jahren der großen Weltwirtschaftskrise mehr als genug: Tag für Tag mußte neu bedacht, neu gerechnet und entschieden werden, nicht selten mit unguten Folgen für die betroffenen Mitarbeiter. Deshalb war Vaters Testament auch von meinen Kenntnissen und Vorstellungen geprägt, Berechnungen und langen Zahlenreihen, in denen sich sehr deutlich die zunehmend schwierige Situation unserer Firma abzeichnete. Mir kam es damals vor allem darauf an, den Fortbestand des Autohauses Ewerdyn überhaupt zu sichern, auch im Interesse der bei uns Beschäftigten, besonders aber für Mama, die auf die Erträge der Firma angewiesen war. Deshalb erbte Jürgen – eine Art Pflichtteil, das aber nicht so bezeichnet wurde, um mögliche finanzielle Forderungen von seiner Seite auszuschließen – nicht mehr als die ideelle Hälfte eines damals ziemlich wertlosen Grundstücks am Stadtrand, das Vater bei Gelegenheit günstig erstanden und, erst einmal vage, für einen möglichen späteren Werkstattbau eingeplant hatte. Diese Regelung, die erst nach dem Tode beider Eltern in Kraft treten sollte, erschien auch deshalb gerechtfertigt, weil für Jürgen und seine Angehörigen nach menschlichem Ermessen gesorgt war, da er mit seiner Ernennung zum Beamten der Provinzialverwaltung auf Lebenszeit ziemlich sicher rechnen konnte. Daß aus all dem am Ende doch eine schwere Belastung für unsere Firma und auch für unsere Familie wurde, ahnten wir damals natürlich nicht.

Wir hätten darüber sprechen müssen, damals schon. Wir

haben geschwiegen, immer wieder und immer weiter geschwiegen, und dann war es zu spät und nichts mehr zu ändern. Jürgen, mein Bruder Jürgen, mein kleiner Bruder, geboren im sonnigen Frühling 1906, das letzte Jahr meiner Siebener-Reihe in die Vergangenheit: Jürgen Wilhelm Victor Friedrich Ewerdyn, eine warme, lebendige Puppe mit dem leisen Geruch von gesäuerter Milch, das weiß ich wie heute, vor allem aber ein Junge, deutlich zu erkennen, ein richtiger Junge, endlich, der Stammhalter, der Kronprinz, der Erbe, Mamas Glück und Vaters Stolz, und alle hatten ihn gern, ich auch, natürlich, sein fröhliches Kindergesicht, das sich in Jahren und Jahrzehnten kaum veränderte, das große Strahlen seiner grünbraunen Augen, mit dem er die ganze Welt für sich einnahm, jedenfalls in den ersten Jahren, obwohl er damit wahrscheinlich eher sich selbst meinte als die anderen, bestimmt aber nicht seine große Schwester, mich konnte er wohl nicht lieben, nicht einmal richtig leiden, das war so von Anfang an und blieb auch so, bis zuletzt. Aber ich habe dir immer geholfen, wenn ich dir helfen konnte, mein kleiner Bruder, warum glaubst du mir nicht, ich habe dich immer zu lieben versucht, das müßtest du wissen, ich konnte nur manchmal nicht anders handeln, das mußt du verstehen, das war eben so. So war das. Hochachtungsvoll! Kein Du mehr, kein Wort mehr. Auch Erna mag mich nicht, sie mochte mich nie. Nach Jürgens Beerdigung ließ sie im Ratskeller ganze Platten mit Beefsteak tartar herumreichen, rohes Fleisch, rotes Fleisch, daß ich nicht essen, nicht einmal ansehen kann, die offenen Wunden, Vater, die toten Wucherungen. Recht guten Appetit allerseits! Was sagst du hast du gesagt?

„Ein bißchen mußt du jetzt essen, Großmutter, schon wegen der Tabletten.“

„Danke. Ich mag nichts.“

„Dann trinkst du jetzt erst einmal deinen Tee – bitte, du mußt etwas trinken. Trinken ist wichtig.“

Sie faßte die Tasse mit beiden Händen, trank mit kleinen, schlürfenden Schlucken. Ihre Finger schienen durchsichtig wie feines Porzellan.

„Weißt du noch, Großmutter, das üppige Frühstück auf

unserem Schiff?! Ganze Berge von Spiegeleiern mit braun gebratenem Speck!“

Sie setzte die Tasse ab, unsicher. „Ich mag nicht einmal daran denken“, sagte sie.

„Aber einen halben Toast solltest du essen, bitte, vor den Tabletten.“

Sie legte sich in das Kissen zurück. „Ich kann nicht. Ich mag nicht. Laß mich, bitte.“

„Dr. Baumann hat aber gesagt –.“

„Ach was, die Ärzte, was die schon sagen. Wenn es nach den Ärzten geht –.“

Sie starrte vor sich hin, die Augen blicklos, das Haar fiel ihr strähmig in die Stirn, die Hände lagen leicht verkrallt auf der weinroten Steppdecke, die Fingernägel weiß und schon wieder zu lang – ein Pflegefall, etwas ungepflegt.

„Dann machen wir jetzt erst einmal deine Frisur. Wenn es dir besser geht, später, kannst du in Ruhe frühstücken. Wir wollen doch wieder gesund werden!“

Sie blickte mich zornig an, beinahe böse: „Ich mag nichts essen, das habe ich doch gesagt! Und vor allem mag ich nicht, wenn du so mit mir redest, als wäre ich – wäre –. Wenn ich etwas will, dann sage ich schon Bescheid, das solltest du eigentlich wissen.“

Sie schob den Klapptisch zur Seite: „Ich weiß ja, du gibst dir Mühe, du hast dir immer Mühe gegeben, das weiß ich. Aber irgendwie bist du wie deine Mutter, und die hat mich schon als Kind genervt mit ihrem Getue, ihrem Lieb-Kind-sein, ihrem Gutsein. Ihr merkt einfach nicht, ihr begreift nicht, daß Fürsorge lästig sein kann, lästig und quälend, und niemals werdet ihr wissen, daß Mitleid alles nur noch schlimmer macht. Mein Gott!“

Sie versuchte, sich zur Wand hin umzudrehen, stöhnte auf, legte sich dann wieder auf den Rücken, sah gegen die Zimmerdecke.

„Du warst immer so gut zu mir, Großmutter“, sagte ich.

„War ich das? Wirklich? Da bin ich mir gar nicht sicher!“

„Aber du hast mich doch mitgenommen auf die Reise, damals, ich war gerade erst 21, und du hast mir eine richtige Weltreise geschenkt. Selbst wenn ich Peter auf dem Schiff nicht getrof-

fen hätte – für mich war das ein ganz großes Erlebnis.“

„Ach was. Ich brauchte damals einfach jemanden, der mich begleitete, allein hätte ich mir die Reise nicht zugetraut, mit meinem Nackentrauma, und weil Eberhard plötzlich verhindert war, und du hattest deine Prüfung als Physiotherapeutin gerade hinter dir und hocktest zuhause herum, die Tickets waren bezahlt, da lag es doch nahe, daß du mit mir kamst. Im Grunde war das Ganze doch nur eine von Eberhards närrischen Ideen: Einmal per Schiff rund um die Welt! Natürlich, er wollte mir eine Freude machen, das weiß ich auch, und ich sollte mich von dem Unfall erholen. Aber glaubst du wirklich, daß das für mich ein Vergnügen war: 87 Tage lang eingesperrt in einem riesigen Käfig mit schwankendem Boden, eingesperrt bei unmäßigem Essen von früh bis Mitternacht, alles zu viel und alles zu fett, wie die Holländer das mögen, bei dudelnder Bordmusik und blödelnden Tischgesprächen, ausgeliefert dem ausgelebten Frohsinn der Animateure, und auf den Landausflügen hastig von Foto-Stop zu Foto-Stop, wie sagte doch unser dicker Reiseleiter, ich höre ihn noch: Raus – ran – Schnappschuß – weiter! Wenn Eberhard mitgekommen wäre, das wollte er ja eigentlich, dann wäre natürlich alles anders gewesen für mich, er wußte so viel und konnte herrlich erzählen, wie oft haben wir miteinander gelacht! Aber er mußte dringend nach Los Angeles fliegen, beruflich, damals war er enorm gefragt, und als Mutter muß man dann eben zurücktreten, das war für mich gar keine Frage. Als unsere alte ‚Ryndam‘ schließlich in Los Angeles anlegte, da war Eberhard natürlich längst wieder fort, in Paris oder Sankt Moritz oder auf der Messe in Düsseldorf, das war eben so und war nicht zu ändern, während wir durch das Disneyland gejagt wurden und Hochhäuser knipsen – Ran – raus – von hier aus am besten – Blende 11! –, und auf den Fotos waren trotzdem alle Linien schief, und dann fuhr der Bus an Stewart Grangers Villa in Hollywood vorbei – die dämliche Abercron schwor sogar, sie habe ihn leibhaftig gesehen, Stewart Granger. Aber das war es dann auch, Los Angeles, und so war eigentlich die ganze lange, langweilige Reise.“

„Für mich, Großmutter – also für mich war es gar nicht langweilig, nicht einen Tag! Wirklich, es war ein Traum für

mich, und ich werde dir immer dankbar sein.“

„Na schön, wenn du meinst. Obwohl ich mir manchmal Vorwürfe gemacht habe, und deine Mutter war richtig böse mit mir, wegen Peter – ob der wirklich der richtige Mann für dich war.“

„Aber wir sind doch glücklich miteinander!“

„Glücklich? Na ja, Peter hat sicher seine Meriten. Aber eigentlich war er doch viel zu alt für dich, und was er erlebt hatte im Krieg, auf der Flucht, als halbes Kind noch, und dann nichts gelernt und dazu noch seine gescheiterte Ehe – es wäre wirklich ein Wunder gewesen, wenn aus ihm noch was Rechtes geworden wäre. Im Grunde warst du es doch, die euch durchgebracht hat mit deiner Arbeit.“

„Aber er ist so lieb, Großmutter!“

„Du mußt es ja wissen. Was macht er denn jetzt, dein Herzensbrecher? Tut er überhaupt etwas?“

„Aber natürlich! Seit letztem Herbst hat er doch die Rente, noch von seiner ersten Frau, und ab und zu hilft er mir im Haushalt, so daß ich ein paar private Massagen annehmen kann. Und dann verdient er sich immer mal ein paar Mark dazu, wie es gerade kommt, er ist ja sehr geschickt und kann eigentlich alles, die Nachbarn kommen immer, wenn irgend etwas zu reparieren ist, sogar die Kinder der Nachbarn kommen inzwischen zu ihm, vielleicht auch deshalb, weil Peter so viel zu erzählen weiß, lauter bunte Geschichten aus seinem Leben.“

„Und diese Geschichte, die hat er jetzt aufgeschrieben?“

„Aber nein. Das sind Erinnerungen an seine schlesische Heimat und an 1945, vor allem für Claudia, damit sie weiß, was ihr Vater damals erlebt hat. Wenn du magst – ich kann dir mal daraus vorlesen.“

Sie schüttelte den Kopf, mißmutig: „Später vielleicht“, sagte sie. „Ich habe wieder Kopfschmerzen, du weißt schon, vom Nacken her. Kannst du mich etwas massieren? Und dann machst du mir einen Toast, ja, irgendetwas muß ich doch essen, bevor ich sterbe.“

„Aber Großmutter –!“

Das Dümchen, Dummerchen. Monika. Ilse's Tochter, das große Kind, die Tochter des unbekannten Heldenvaters, von dem nicht mal Ilse weiß, ob er wirklich gefallen ist – Monika glaubt das noch immer. Und immer noch liebt sie den schönen Peter, es ist nicht zu fassen, mit großen Augen, hat gar nichts dazugelernt in dreißig Jahren, das liebe Kind. Lieb, hilfreich, herzlich wie ihre Mutter, lieb und ein bißchen dumm. Nicht anzusehen, nicht auszuhalten. Ganz die Mutter, ja, oder ganz der Großvater Paul, mein Paul, bis der mal etwas zu sagen wagte, bis der auch nur merkte, wie ihm mitgespielt worden war – ein guter Mensch, brav und bieder, ehrlich, fleißig, zuverlässig und dumm. Nicht auszuhalten.

Weil Ludwig einen richtigen Vater haben sollte, hatte Mama das eingefädelt, eingerichtet. Er muß ganz sicher sein, daß er der Vater ist. Hab' dich nicht so! Sonst hättest du eben vorher aufpassen müssen. Er ist doch kein schlechter Mensch, nur ein bißchen langsam ist er und schlürft die Suppe. Aber was sollen wir sonst denn machen? Und er paßt in die Firma, das ist doch auch etwas, er bummelt nicht rum und er trinkt nicht – was willst du mehr?!

Paul schlief immer gleich ein, danach. Mama kam hinzu, ganz zufällig: Aber Herr Loos! Aber Kind! Und nach sechs Monaten und elf Tagen war Ludwig da, eine Frühgeburt, trotzdem sehr kräftig, sehr gesund: Der Stammhalter, Paul strahlte bis zu den Ohren, ein echter Loos! Ludwig schrie die Welt zusammen, war der Herr, durfte schreien, unser Junge, Paul hatte einen tiefen Schlaf, beneidenswert. Paul. Mein Paul. Mein Mann. Ilse's Vater. Mit Ilse war er vertraut vom ersten Tag an, seine Tochter, und sie liebte ihn mit großen Augen, niemals sonst wurde Paul so geliebt. Als sie 18 war, kam der Brief von Pauls Kompaniechef: Vermißt, ein guter Kamerad, vorbildlich, wir haben ihn alle, wir werden ihn alle, wir hoffen noch immer, Heil Hitler! Ilse hoffte nicht mehr, sie drehte, dienstverpflichtet, Aufschlagzünder in Splittergranaten für den Endsieg, wurde schwanger bei der Jul-Feier 1944, Jungmädelsingen für unsere Verwundeten, O du fröhliche, o du selige, aber sie wollte das Kind, unbedingt: eine gesunde Tochter, geboren am 11. Oktober 1945, Vater unbekannt, nicht einmal für das Standesamt

wußte Ilse einen Namen, also: Monika Loos.

Mama war schockiert, ihre einzige Enkelin, 19 Jahre und lieb, mit langen Zöpfen, verträumten Augen, und dann so etwas, unvorstellbar, und das in dieser trostlosen Zeit, nach dem verlorenen Krieg. Aber Ilse wollte ihr Kind, mutterblöd, bis heute kann ich nicht sagen, warum, und sie wollte dann nicht mehr bei mir bleiben, in unserem schönen Haus, obwohl wir damals noch Platz hatten, dazu den großen Garten für Kohl und Kartoffeln, auch zum Schaukeln und Spielen. Es war nicht mit ihr zu reden, sie wollte das Kind und wollte allein sein, schnitt sich selbst die langen Zöpfe ab, schob den alten Korbkindergartenwagen allein durch die Straßen, und nicht einmal zur Taufe wurden wir eingeladen, Mama weinte sich die Augen zu, sonst hatte sie nie geweint: unfassbar in unserer Familie, außerdem peinlich, die Taufe öffentlich, vor der ganzen Gemeinde – wo sind wir denn? Mit Ilse war einfach nicht zu reden, obwohl die Wohnung parterre gerade frei geworden war, Pauls Mutter war an Pilzvergiftung gestorben, da zogen dann leider Lipkowskis ein, Ausgebombte aus Düsseldorf, mit ihrer Tochter Elfriede, 14 Jahre und frech, so spinnen die Nornen ihre Fäden, ihre Schlingen.

Die pommerschen Flüchtlinge wurden erst Anfang 1946 eingewiesen, und das hätte sich sicher verhindern lassen, wenn Ilse bei mir geblieben wäre mit ihrem Baby. Aber sie wollte partout ihr eigenes Leben, obwohl sie bis dahin nichts gelernt hatte als die zweite Stimme im Jungmädchelchor und Granatendrehen für Deutschland, zuverlässig und brav, treu wie ihr Vater, dazu sieben Klassen der Oberschule für Mädchen, hauswirtschaftlicher Zweig – ein Pfund Quark und ein Pfund Mehl gibt zwei Pfund Masse. Sie fand ein Zimmer am anderen Ende der Stadt, ein Dachzimmer, manchmal regnete es durch, das Tö halbe Treppe für drei Mietparteien, unmöglich, und sie half dann beim Roten Kreuz, da fühlte sie sich am rechten Platz, schenkte auf dem Bahnhof aus großen Kannen Muckefuck aus, wenn Flüchtlingszüge anhielten, während die Kleine in der Wärmestube hinter dem Wartesaal im Körbchen lag, sie schrie nicht, Monika, war immer lieb, schon damals, zufrieden mit ihrem Daumen.

In unserem Haus machten sich unterdessen die Leute aus Hinterpommern breit, Lärm und Schmutz und Unordnung überall, abscheulich, dazu das baltisch singende Deutsch, beinahe schon Polnisch – nichts blieb so, wie es gewesen war. In Ludwigs Mansardenzimmer schliefen drei Kinder in einem Bett, unter meinen guten Damast-Bezügen, in Eberhards Zimmer wurde ein eiserner Kanonenofen angeschlossen, zum Heizen und Kochen, das Treppenhaus stank ständig nach Kohl und Rüben und verdorbenem Fett, manchmal war alles klebrig vom selbst gekochten Rübensirup, und das wollten Deutsche sein, hatten angeblich alle in Pommern ein Schloß verloren, mindestens einen Gutshof von 500 Hektar, pinkelten aber in die Waschbecken, weil ihnen der Weg zur Toilette parterre zu weit war, widerlich. Kein Benehmen. Keine Haltung. Kein Stolz. Die Kinder sagten Onkel zu dem Mann in der dunkelblau gefärbten Wehrmachtsuniform, der bei ihrer Mutter schlief, der Vater war verschollen irgendwo hinter Königsberg oder Tilsit, blieb auch verschollen, und ein halbes Jahr später zog ein anderer Onkel ein, der einen Lastwagen fuhr für die britische Militärregierung, er brachte den süßlichen Duft englischer Zigaretten mit, steckte auch mir ab und zu ein Päckchen zu, eine Art Miete, etwas peinlich, aber die Zigaretten halfen zu überleben, und manchmal rauchte ich selbst eine. Auch Motorenöl besorgte der Mann für die Firma, manchmal sogar Ersatzteile, Dichtungen, Schrauben, es fehlte damals an allem, und irgendwie mußte es ja weitergehen, das war wirklich nicht einfach, zumal im Kontor, an meinem Schreibtisch, Herr Tadendorf saß, eingesetzt von der Militärregierung als Sequestor, ein deutschnationaler Uhrmacher aus der Altstadt, der zufällig nicht in der Partei gewesen war, oder die Partei hatte ihn nicht gewollt, dazu dann der unverschämte Fragebogen der Militärregierung, 16 Seiten sinnlose Fragen, und zuletzt dann noch die Verhandlung vor der Spruchkammer, als ob wir etwas verbochen hätten, scheußlich – als minderbelastet wurde ich eingestuft, als Mitläufer in der zweiten Instanz. Wenn ich nicht noch Restbestände aus Tante Jennys Laden aufbewahrt hätte, Wolle in vielen verschiedenen Farben und Häkelgarne und Knöpfe und schillernde Nähseide, die man sonst nirgendwo

mehr erhielt – oder nur gegen Zucker und Grütze und Lebertran –, ich hätte oft nicht gewußt, was wir essen sollten. So zahlte sich zuletzt doch noch aus, was ich damals alles für Bernsteins getan hatte, nach Onkels Tod, und es konnte mir gleich sein, wie und was die Leute darüber redeten, im Grunde war das nur Mißgunst und Neid und vielleicht auch noch Rache dafür, daß ich stellvertretende Ortsgruppenleiterin der Frauenschaft war, da schafft man sich wenig Freunde.

Weil ich im Vaterländischen Frauenverein war, wie Mama, das war bei Ewerdyns so selbstverständlich wie die Fahne Schwarzweißrot vor dem Haus beim Schützenfest oder das Abendmahl am Karfreitag, und 1933 ging der Vaterländische Frauenverein im Deutschen Frauenwerk auf, dagegen war gar nichts zu machen, und das Deutsche Frauenwerk war eine Unterorganisation der NS-Frauenschaft, so war das eben damals, und für mich war das manchmal gar nicht so einfach, weil die Mitglieder der NS-Frauenschaft durchaus nicht dieselben Damen waren wie im Vaterländischen Frauenverein, manche waren überhaupt keine Damen, sogar unsere Hermine gehörte dazu und tat vertraulich mit mir, aber als deutsche Frau und Mutter wollte man eben damals, nach den schrecklichen Jahren des nationalen Niedergangs und des Verfalls, mithelfen bei dem großen vaterländischen Aufbauwerk, obwohl ich eigentlich mit der Firma und mit der Familie mehr als genug zu tun hatte, aber der Führer hatte auch die deutschen Frauen gerufen als Gehilfinnen des Mannes und Hüterinnen der tiefsten Werte der Volkserhaltung, und was der deutsche Mann einzusetzen hatte an Heldenmut auf dem Schlachtfeld, das sollte die deutsche Frau einsetzen in ewig geduldiger Hingabe, in ewig geduldigem Leiden und Ertragen für unser Volk. Deshalb trat ich im Frühjahr 1934 in die NS-Frauenschaft ein. Mama mißbilligte das zuerst entschieden – sie war eben alt und dachte noch immer so, wie sie das in ihrer Jugend gelernt hatte im Kaiserreich, mit Visiten und Czerny-Etüden und gehörigem Abstand zum Personal, während wir Jungen an die Idee der Volksgemeinschaft glaubten, jedenfalls weitaus die meisten, Einer für alle und alle für einen, das galt damals, und es ging ja auch aufwärts, jeder konnte das sehen, der es sehen

wollte, die Arbeitslosen standen nicht mehr an den Straßenecken und überhaupt, es gab viel Gutes in diesen Jahren, die Winterhilfe, das Eintopfessen, die Autobahnen, der Arbeitsdienst, Kraft durch Freude für jeden bis nach Madeira und Glaube und Schönheit, auch die schneidigen Lieder der neuen Wehrmacht, und alle machten mit, jeder an seinem Platz.

Auch Paul trat schließlich in das NSKK ein, das Nationalsozialistische Kraftfahrkorps in den schwarzen Lederuniformen, als Sachverständiger für technische Fragen, obwohl er lange gezögert hatte, sein Vater war Sozi gewesen und 1918 sogar drei Wochen im Soldatenrat; doch für die Firma mußte es sein, und so fügte Paul sich in die große Bewegung ein. 1935 wurde ich dann Parteigenossin und später stellvertretende Ortsgruppenleiterin der Frauenschaft, das ergab sich beinahe von selbst, eine mußte schließlich Verantwortung übernehmen und die Kleinarbeit erledigen. Vorzuwerfen habe ich mir jedenfalls nichts, im Gegenteil, ich habe vielen Volksgenossen helfen können, und alles war ehrenamtlich und kostete Zeit und Mühe, da kann mir niemand etwas nachsagen.

Von den Flüchtlingen war natürlich niemand in der Partei gewesen, im Osten hatte man die Partei so gut wie gar nicht gekannt, die Kinder hatte da noch der Klapperstorch gebracht, und die Männer hatten höchstens mal spaßeshalber auf Pappkameraden geschossen, im Schützenverein von dunnemals, die Frauen waren immer nur fromm und katholisch gewesen und hatten brav das Kreuz geschlagen, wenn Zigeunerwagen durch das Dorf fuhren, und Juden hatte es jenseits der Oder fast gar nicht gegeben, was hätten die jüdischen Trödler und Händler auch anfangen sollen in einem Land, wo alle Menschen ehrlich waren und ohne Falsch, treudeutsch, da brauchte man keine Juden. So war das damals, nach dem Zusammenbruch 45, so hörte sich das an, so ungefähr: Nichts als Lüge und Heuchelei, kaum zu ertragen, und die Flüchtlinge Futterten auch noch unsere Rationen weg, wie die Heuschrecken. Es dauerte lange Jahre, bis wir unser Haus endlich wieder für uns allein hatten, und wie sah das dann aus, die Renovierungen kosteten ein Vermögen, noch gar nicht zu reden vom dem Ärger mit den Spiros, die sich ganz unvermutet aus Haifa meldeten, und plötzlich

sollte der Kaufpreis von 1937 zu niedrig gewesen sein. Das kostete Nerven und Geld, viel Geld, sogar für die Möbel mußten wir noch bezahlen, obwohl wir die damals überhaupt nicht gebrauchen konnten, im Gegenteil, sie waren uns lästig wie der riesige Bücherschrank im Herrenzimmer, der fest eingebaut war – Pauls Mutter ließ damals auf eigene Kosten die überflüssigen Fächer entfernen und Kleiderstangen einziehen, so war der Schrank immerhin für etwas gut, und Elfriedes Eltern ließen die Türen dann cremefarbig lackieren, passend zu ihren Ehebetten – nichts wie Ärger und Kosten. Das war alles nicht so einfach, wie die jungen Leute sich das heute vorstellen, die haben gut reden, wahrscheinlich hätten sie auch, bestimmt hätten sie damals wie wir, man konnte ja gar nicht anders, auch Jürgen trat in die Partei ein, obwohl er zuerst noch etwas kritisch gewesen war, alle Beamten mußten sich damals einreihen in die neue deutsche Volksgemeinschaft, wenn sie nicht abseits stehen wollten, und mit der Karriere wäre es sonst auch nichts gewesen. Später wurde Jürgen Politischer Leiter und mußte Beiträge einsammeln, und Erna verkaufte in der Adventszeit blaue Kerzen für die notleidenden Auslandsdeutschen. So war es eben, wie es so war.

Jetzt schläft sie wieder, ein Gesicht von gestern, blaß und verschlossen, sehr alt und nahe dem Ende, aber immer noch beinahe schön, eine ungewöhnliche Frau. Unsere Großmutter. Sie wehrt sich dagegen, geliebt zu werden. Sie will nicht sagen, wer sie ist, wer sie war, auch mir verrät sie das nicht. Sie schließt sich immer mehr ab. Vielleicht hat sie Angst, sich so zu zeigen, wie sie wirklich war, wie sie wirklich ist. Aber ich weiß das lange, ich habe sie damals erlebt, zwölf Wochen lang, auf unserer großen Reise, da lernt man jemanden kennen. Immer war sie für andere Menschen da, hat immer für andere gesorgt und geplant. In den ersten Wochen saß sie manchmal abends noch bei uns im Palmcourt, neben der Musik, ließ Champagner servieren, zollfrei natürlich, tanzte sogar ein paar Mal mit Peter, und ich war richtig stolz auf meine Großmutter, mit 64 noch so lebendig, so offen, so frisch. Auch Peter schwärmte für sie, eine tolle Frau, ganz große Klasse. Später saß sie meistens an

einem anderen Tisch oder auch, in den Tropennächten nach Port Said, allein im Deckstuhl auf dem Promenadendeck, tanzte nicht mehr, ihre Hüfte schmerzte, Arthrosis deformans, auch Peter bekam einen Korb und noch einen Korb – Laßt mich nur, Kinder! –, sie wollte nicht lästig fallen, trank an der Bar noch zwei Whisky-Soda und ging schon gegen halb 11 in ihre Kabine, während wir bis spät nach Mitternacht tanzten und lachten und tranken bei Chachacha und Yesterday und Wiener Walzer, auch linksherum, Peter war wunderbar als Tänzer. Ich war so froh, so glücklich wie niemals davor. Ich bin so dankbar. Er hatte die Reise erst spät gebucht, mußte sich eine stikige Innenkabine mit einem pensionierten Volksschullehrer aus der Lüneburger Heide teilen, der regelmäßig schon morgens um 6 auf dem Sportdeck in knappen Shorts seine Runden drehte und persönlich beleidigt schien, wenn das Oberbett in der Kabine wieder nicht benutzt war – diese Jugend von heute, verantwortungslos, zügellos, maßlos, zu meiner Zeit! Peter wollte eigentlich nur bis Wellington fahren, auf Neuseeland wollte er ein neues Leben beginnen, nach seiner Scheidung, frei und weit und gesund, mit Schafen oder mit Kiwis, irgendwie. Großmutter ließ ihm schließlich das Geld für die Weiterreise, die Heimreise nach Deutschland, für unsere Reise, unser Glück, so blieben wir doch zusammen, bis heute hin. Mein großes Glück. Ich bin so dankbar.

„Wolltest du mir nicht einen Toast bringen?“

„Aber du warst wieder eingeschlafen, Großmutter. Jetzt ist der Toast nicht mehr frisch, auch der Tee ist nur noch lauwarm.“

„Gib schon her! Ich habe in meinem Leben schon anderes essen müssen.“

Sie trank, riß ein Stück von der pappigen Brotscheibe ab, mummelte eine Weile vor sich hin; ihr Gebiß sitzt nicht mehr richtig.

„Es schmeckt mir nicht“, sagte sie endlich und schob den Teller zur Seite.

„Ich mache dir gern einen frischen Toast, mit Butter. Oder möchtest du lieber Obst? Ich habe Birnen mitgebracht und kernlose Trauben.“

„Danke. Ich mag nichts. Oder haben wir Nüsse im Haus, Paranüsse? Die gab es bei uns immer in der Adventszeit, Paranüsse – das wäre etwas.“

„Aber Nüsse würden dir bestimmt nicht bekommen, Großmutter. Hast du nicht einen anderen Wunsch?“

„Einen Wunsch?“ Sie versuchte so etwas wie ein Lächeln. „Ich habe noch viele Wünsche, mein Kind. Doch die sind alle unerfüllbar, da mache ich mir gar nichts vor – lauter unnütze, überflüssige Wünsche: ‚eitel‘ sagte man früher, in meiner Jugend. Die Wunschzeit, die Märchenzeit ist lange vorbei, für mich jedenfalls, und die guten Feen, die früher immer mal aushalfen, wenn das Wünschen allein nichts nützte, die sind mit den Märchen verschwunden. Das Leben ist ungerecht – du siehst ja: Nicht einmal Paranüsse gibt es für mich!“

„Vielleicht kann Kerstin welche besorgen, sie kommt doch nachher, ich könnte sie anrufen.“

„Laß nur, es lohnt nicht. Am besten machst du mir jetzt einen einfachen Toast, ohne alles.“

„Gern. Und später kann ich dir wieder etwas vorlesen.“

„Meinetwegen. Meinetwegen auch die Peter-Geschichten oder irgendwas sonst, nur, bitte, nicht wieder so eine Story wie die von den jüdischen Rächern, so etwas ertrage ich einfach nicht, schließlich haben wir nicht mehr 1945. Ich begreife überhaupt nicht, wie eine deutsche Zeitschrift heute noch so etwas drucken mag. Im Grunde war das doch nichts als Rache, blanke Rache, Auge um Auge, wie das im Alten Testament geschrieben steht. Wenn Deutsche so etwas täten: Töten ohne Gesetz und Recht, Kläger und Richter und Scharfrichter in einem – die ganze Welt würde aufheulen: Typisch deutsch! Aber die beiden Juden da lächeln freundlich, mit reinem Gewissen, und niemand sagt etwas dagegen, niemand wagt etwas dagegen zu sagen. Wir sollen eben für immer ein schlechtes Gewissen behalten.“

„Aber haben wir nicht – ich meine, im Krieg, da haben die Deutschen doch auch –?“

„Ach was! Da war eben Krieg, und das war schließlich ein Schicksalskampf. Aber so ist es, wenn man den Krieg verliert. Das hat der Führer von Anfang an ganz klar gesehen. Der Sieger hat immer recht. Gib mir, bitte, das Heft – mein Rätsel

muß ich ja noch lösen.“

Weiß. Schwarzweiß. Leere Kästchen. Zu viel Leere. Was weiß man schon. Das ist eben so, wenn man älter und alt wird und müde, müde. Leere. Und manchmal will ich auch gar nicht mehr wissen, was ich wußte, was ich weiß. Zum Beispiel 19 waagerecht, das wußte ich gestern gleich und habe es trotzdem nicht hingeschrieben, 19 waagerecht: „Eine Uhr, die immer richtig geht. Nur wir gehen manchmal falsch.“ Ich hatte die Lösung sofort: GEWISSEN, acht Buchstaben, achtmal die Leere gefüllt: GEWISSEN. Das paßte genau, und es stimmt ja auch, irgendwie, obwohl es sich ziemlich leicht sagt: „Nur wir gehen manchmal falsch.“ Wer kann denn sagen, daß seine Uhr jemals richtig gegangen ist? Vielleicht war das Uhrwerk von Anfang an nicht in Ordnung, vielleicht hat die Uhr niemals richtig getickt? Auge um Auge. Ein gutes Gewissen? Ein reines Gewissen? Wer kann das schon sagen von sich. Vielleicht: ein weites Gewissen. Was wir getan haben oder auch nicht, meistens nach bestem Wissen und Gewissen, das war eben so, wie es war. Manches weiß ich auch nicht mehr, nicht mehr genau, so viel ist geschehen in meiner Zeit, und es ist ja nichts mehr zu ändern. Wenn alles vorbei ist, dann hilft das Gewissen auch nicht mehr. Damals habe ich wirklich an die Idee geglaubt, an das Volk, an das Reich, mit gutem Gewissen, und vor allem habe ich fest an den Führer geglaubt, obwohl ich wußte, ich ganz allein, daß ich den Führer verraten hatte und die Idee, das lag wie ein Mühlstein auf mir, das hätte mich fast erdrückt, so schwer war es zu tragen. Weihnachten 1938 hatte der Führer das Ehrenkreuz für die deutsche Mutter gestiftet, ein schlankes Tugendkreuz in Blau und Weiß, in der Mitte das Hakenkreuz mit Spruch und Stern, zu tragen an einem weißblauen Ordensband, Grußpflicht für sämtliche Jugendorganisationen, und ich habe es angenommen, das Mutterkreuz in Bronze für vier deutschblütige Kinder, obwohl ich wußte, daß ich es nicht verdient hatte. Vier Kinder: Ludwig, Ilse und Eberhard, und August wurde auch mitgezählt, der nur zwei Monate gelebt hatte. Aber niemand ahnte, daß ich nicht würdig war, den Orden des Führers zu tragen, verächtlich vielmehr und ehrlos,

weil Eberhard – und ich wußte das ja – nicht deutschblütig war. Kein Mensch wußte das außer Siegfried und mir, Siegfried Schlesinger von der Volksbank, das durfte natürlich auch niemand wissen, das ging niemanden etwas an, nicht einmal Eberhard hat es erfahren, mein Junge, mein guter Junge. Damals war Siegfried schon lange nicht mehr bei der Volksbank, 1934 war er fortgezogen mit Frau und Kindern – Das kannst du vergessen, habe ich auch vergessen, es half ja doch nichts. Nur der Sohn kam in den 60er Jahren zurück, Günther Schlesinger, Rechtsanwalt und Notar, sehr tüchtig, aber wenig beliebt in der Stadt; er weiß auch nichts davon.

„Was sagst du, Großmutter?“

„Habe ich etwas gesagt? Ich weiß nicht –.“

„Vielleicht ein Wort aus dem Kreuzworträtsel?“

„Nein, ganz bestimmt nicht. Das löse ich heute nicht mehr, ist ja auch nicht so wichtig.“

Zu den Aufgaben der Ortsgruppenleiterin gehörte es, am Muttertag den kinderreichen Müttern das Mutterkreuz zu überreichen, im Auftrag und im Namen des Führers. 1939 gab es aber so viele Mütter, die den Orden erhielten, daß eine große gemeinsame Feierstunde im Festsaal des Hotels „Germania“ veranstaltet wurde, mit üppigem Blumenschmuck und Jungmädelschor und Fahnen und reichlicher Kaffeetafel sowie, als Höhe- und Schlußpunkt, einer halbstündigen Ansprache der Ortsgruppenleiterin über die deutsche Mutter als Führerin des Haushalts und Garantin der Rassenpflege und Rassenzucht, über das nordische Frauentum, sauber und rechtwinklig an Leib und Seele, für das Schlichte und Wahrhaftige in unserem Leben, Linnen und Kreuzstich, gegen die schädlichen Genußgifte Alkohol, Nikotin und grellfarbige Lippenstifte sowie die zersetzenden Einflüsse fremdartiger Moden, der nordische Mensch als Leistungsmensch, in erster Linie natürlich der Mann, aber auch die nordische Frau in ihrem engen häuslichen Kreis unter dem ewigen Gesetz des Dienens bis hin zur sparsamen Haushaltsführung bei bewußter Bevorzugung deutscher Erzeugnisse, fanatische Kämpferinnen für unseren Füh-

rer – Sieg Heil!

Mir war das alles bekannt aus unseren Schulungsbriefen, und manches davon erschien mir schon damals als etwas zu schlicht; aber ich war ja nur Stellvertreterin, und der Beifall des Saals war stürmisch – es war eine sehr gelungene Feierstunde, und alle waren zufrieden. Am nächsten Tage mußte ich die Ehrenkreuze austragen, die nicht abgeholt worden waren, drei oder vier zu den alten Damen des Hansen-Hospitals, ein paar mehr zu den Baracken hinter dem Friedhof, wo früher nur Rot gewählt worden war, und den letzten Orden brachte ich Frau Demian am Parkweg, der Gattin des 1933 zwangspensionierten und dann in der Schutzhaft verstorbenen Landrats. Natürlich, ich hätte einfach wieder gehen sollen, ich will mich auch gar nicht entschuldigen, es war eben so, wie es war. Frau Demian hätte den Orden ja auch annehmen können, Millionen von Müttern legten ihn in die Nachttischschublade und damit basta. Auf jeden Fall hätte sie nicht sagen sollen, was sie sagte, leicht an den Treppenaufgang im Flur der Villa gelehnt, sie hatte mich nicht einmal ins Zimmer gebeten, sah auf mich herab: „Eigentlich müßten Sie doch wohl wissen, daß ich mit Ihnen und Ihrer Partei nichts zu tun haben will. Auf jeden Fall sollten Sie sich merken, daß ich von diesem Staat nie einen Orden annehmen werde, schon gar nicht von Ihrem sogenannten Führer. Guten Tag!“

Ich wurde rot und sagte „Heil Hitler!“ und steckte das Ordenskreuz wieder ein, verärgert, ja, beleidigt. Natürlich mußte ich den Vorfall der Kreisleitung melden, sogar die Gauleitung forderte später einen ausführlichen schriftlichen Bericht an, das war damals so, wenn jemand sich weigerte, das Mutterkreuz anzunehmen, der Tatbestand mußte schließlich geklärt werden. Im September kam dann der Krieg, und ich habe mich nicht mehr um den Fall gekümmert, ich wurde auch nicht mehr gefragt, und wir hatten wirklich anderes im Sinn und anderes zu tun bei der Verteidigung unseres Vaterlandes – es mußte verdunkelt werden, die meisten Autos wurden stillgelegt und aufgebockt, Benzin und Öl gab es nur noch auf Bezugsschein für kriegswichtige Fahrten und Vollmilch nur noch für Kinder, die entrahmte Frischmilch brannte leicht auf dem Herd an,

wenn man nicht höllisch aufpaßte, und außerdem gehörte die Bekämpfung widersetzlicher Elemente nicht zu meinem Aufgabenbereich als stellvertretende Ortsgruppenleiterin – helfen hätte ich sowieso nicht können, alles ging seinen Gang. Der älteste Demian-Sohn fiel schon in Polen, am vierten Tag des Feldzugs, der zweite erfror vor Moskau, einer der ersten Ritterkreuzträger bei den Pionieren, und in die Villa an der Parkstraße zog das Ernährungsamt ein, als die Bewirtschaftungsmaßnahmen im Interesse einer gleichmäßigen Versorgung der Bevölkerung ausgeweitet werden mußten. So war das damals eben, alles war anders als heute, das könnt ihr euch einfach nicht vorstellen. Auch wir waren anders, natürlich, ganz anders, erzogen zu Pflicht und Treue und Gehorsam, das war eben so, und alle glaubten wir an den Führer, bis ganz zuletzt, als es schon lange zu spät war. Am Anfang konnte vielleicht noch jemand Nein sagen oder Vielleicht, erst einmal abwarten, wie sich alles entwickelt, was die neue Regierung leistet, Jürgen wollte zuerst auch nicht mitmachen, weil in Berlin Bücher verbrannt worden waren, das ärgerte ihn, auch wegen der Werte, und Paul hatte überhaupt keine Lust mitzumarschieren, sein Vater war Gewerkschafter gewesen, und er mochte den Führer nicht und auch nicht den Ley von der Arbeitsfront. Doch als wir 1937 die neue Werkstatt eröffneten und dazu die eigene Tankstelle, da konnte Paul nicht mehr Nein sagen. Ich nahm damals Fahrstunden bei dem Fahrlehrer Wernicke, der war beim NSKK Scharführer und konnte für Paul gutsagen, wo doch jeder wußte, daß Paul aus einer ziemlich roten Familie kam.

Solange unser Vater lebte, hatte ich keinen Führerschein gebraucht. Für Vater war Autofahren grundsätzlich Männersache. Frauen hatten für ihn in Küche und Garten und Schlafzimmer genug zu tun, Besen und Waschbrett und Kochtopf waren ihr Werkzeug, hilfsweise auch noch die Schreibmaschine im Kontor; für das Lenken von Kraftfahrzeugen mit 9 oder sogar 14 Pferdestärken waren Frauen von der Natur nicht vorgesehen, darüber war mit unserem Vater nicht zu reden, zumal Frauen bekanntlich kein Gespür für Technik und technische Zusammenhänge hatten und oft nicht einmal Bremse und Gaspedal unterscheiden konnten, und richtig rückwärts einpar-

ken, genau bis an die Bordsteinkante, das hatte seiner Meinung nach noch nie eine Frau geschafft – nie!

Damals war Vater schon ziemlich hinfällig, offenbar ging es langsam mit ihm zuende, und er begriff nicht, daß ihn nur noch Menschen ernst nahmen, die ihn liebten, gleichgültig, wie oft er seine Leitsätze und Lebensregeln wiederholte. Ich hatte übrigens tatsächlich einige Probleme mit der Technik des Kraftwagens, wie Herr Wernicke fast bei jeder Fahrstunde kopfschüttelnd anmerkte, zwar nicht so sehr mit dem Einparken rückwärts, das bekam ich nach einiger Zeit schon in den Griff, wohl aber mit dem Kuppeln und Schalten: Hören Sie das denn nicht? Das ist doch der zweite Gang, der zweite! Vor allem das Zwischengas-Geben – damals noch unvermeidlich beim Herunterschalten in einen niedrigeren Gang – verstand ich erst nach zwölf oder fünfzehn Fahrstunden: Den Schalthebel auf Leerlauf stellen, auskuppeln, ja, mit dem linken Fuß natürlich, dann wieder einkuppeln, das ist überhaupt nicht schwierig, dann wieder Gas geben – Hören Sie nicht, daß der Motor jetzt schneller läuft?! Jetzt also auskuppeln, vorsichtig, bitte, und den Schalthebel in den niedrigeren Gang – das ist doch ganz einfach, das kapiert doch ein Kind!

Irgendwann habe ich das dann auch begriffen, so lange her, das Kreischen der Zahnräder tut immer noch weh, Stahl an Stahl, auch Karl-Otto Wernicke ist lange tot, das gute, offene, einfältige Gesicht: Hören Sie das wirklich nicht, das arme Getriebe schreit doch, es leidet – jawohl, das ist jetzt der dritte Gang, der dritte, der zweite, der erste, gut. Und niemals den Rückwärtsgang einlegen, bevor der Wagen richtig steht – verstehen Sie: Nie!

Niemals mehr.

Nie.

Sie haben ihn erschossen, im Mai 1945, als eigentlich schon alles vorbei war, Stabsgefreiter Karl-Otto Wernicke, vier Kinder blieben zurück und eine Witwe, die Jahr um Jahr verbissen von einem Gericht zum nächsten lief, um die Ehre und das Ansehen ihres Mannes wiederherzustellen, der hingerichtet worden war wegen Fahnenflucht, weil er am 8. Mai 1945, nachmittags, nach dem Waffenstillstand, mit einem zerbeulten Kü-

belwagen seiner Einheit und zwei randvoll gefüllten Reservekanistern in Richtung Westen losgefahren war, mit einem gefälschten Fahrbefehl, ohne Stempel und Siegel: fahnenflüchtig also, ehrlos also, standrechtlich erschossen. Erst Ende Juli kam die amtliche Nachricht zu seiner Frau, in blauem Dienst-Kuvert, mit gültigem Dienstsiegel; nur Nachporto war zu zahlen.

„Verzeihung, könnten Sie mich mit Frau Loos verbinden? Im Lehrerzimmer vielleicht?“

„Ja, hier ist Monika Gottersdorf. Ich würde gern Frau Loos sprechen, Kerstin Loos, meine Kusine.“

„Ja, Monika. Entschuldige, bitte, ich –.“

„Nein, nein, es geht ihr ganz gut, jedenfalls nicht schlecht. Dr. Baumann kam gestern noch spät, und eigentlich war er ganz zufrieden. Es dauert eben noch, es dauert, und niemand kann sagen –.“

„Nein, es war nur, und deshalb rufe ich an: Sie hatte vorhin plötzlich Appetit auf Nüsse, auf Paranüsse, diese dicken schweren Dinger, die waren wohl in ihrer Jugend etwas Besonderes. Und weil ich sie jetzt nicht allein lassen mag –.“

„Natürlich. Aber ich dachte, du kommst doch sowieso über den Markt, ob du die Nüsse nicht mitbringen kannst?“

„Nein, nein, es geht schon, sie klagt ja auch nicht. Manchmal ist sie nur etwas verwirrt, heute nacht wollte sie unbedingt mit Onkel Jürgen sprechen, es dauerte fast eine Stunde, bis ich sie beruhigt hatte, und heute morgen dann plötzlich diese wahn sinnige Lust auf Paranüsse, ausgerechnet, die werden ihr bestimmt nicht bekommen, sie hat fast gar nichts gegessen. Doch wenn sie darauf besteht –.“

„Natürlich. Ja, gern. Und vielleicht kannst du etwas früher kommen? Unsere Claudia hat sich zum Kaffee angesagt, und Peter, du kennst ihn ja, also dann mach‘ ich den Kaffee schon lieber selbst.“

„Danke, ja, danke. Also gegen halb 4.“

III.

Sie war wieder eingeschlafen. Sie atmete durch den halb geöffneten Mund, die Zähne standen etwas schief, bleckten mit ihrem krassen, künstlichen Weiß. Das Magazin war auf den Fußboden gerutscht, die beiden freundlichen Herren, Auge um Auge, Gott der Gerechte. Das Klingeln hatte sie nicht gehört, und sie wachte auch nicht auf, als ich hinausging. Die Standuhr in der Diele begann gerade ihr vertrautes Schnurren, schlug dann die halbe Stunde mit dem Westminstergong. Ich nahm an, Kerstin habe den Schlüssel vergessen. Doch vor der Haustür stand ein Fremder, schlank und ziemlich groß, mit den ungepflegten langen Haaren, an denen sich die letzten 68er noch immer erkennen; er sagte „Hallo!“, nestelte am Reißverschluß seiner Schimanski-Jacke, fragte: „Frau Ewerdyn, ja?“

Ich sagte: „Nein. Ich bin eine Enkelin. Aber wir kaufen nichts an der Tür.“

Er schüttelte den Kopf mit den strähnigen Haaren: „Ich suche das Autohaus Ewerdyn, irgendetwas ist mit meinem Wagen nicht ganz in Ordnung, ein Leihwagen, und im Telefonbuch fand ich nur diese Anschrift.“

Ich erklärte ihm, daß wir im letzten Sommer verkauft hätten, der neue Besitzer – Holm, Autohaus Holm – Sorge aber bestimmt für einen Notdienst am Wochenende, draußen an der Chausseestraße, er könne das gar nicht verfehlen, zweimal rechts, einmal links, gleich hinter der Shell-Tankstelle.

Dann kam Kerstin. Sie kam mit dem Fahrrad, wie immer, vor der Lenkstange der Gitterkorb mit den Einkäufen, auch Paranüsse, natürlich, Kerstin ist zuverlässig.

Sie fragte: „Ist das Ihr Schlitten? Sie stehen genau vor unserer Einfahrt!“

Er sagte: „Das tut mir leid. Aber ich bleibe bestimmt nicht lange. Gehören Sie auch zur Familie?“

Kerstin war kurz angebunden: „Das kann man wohl sagen.“ Dann fragte sie mich: „Und wie geht es Großmutter?“

„Ganz gut“, sagte ich. „Sie schläft jetzt wieder. Dr. Baumann

will gegen Abend kommen.“

Sie schloß das Rad ab, eines dieser komplizierten Stahlbügel-Schlösser mit Code. „Und Sie? Was tun Sie hier und halten die Leute auf?“

„Verwandschaft“, sagte er. „Zugegeben: etwas entfernte Verwandschaft. Aber manchmal muß man sich eben doch kümmern. Mike, mein Name.“

„Angenehm“, sagte Kerstin.

Er war mir nicht angenehm, zuerst jedenfalls, etwas zu glatt, zu charmant, etwas zu selbstbewußt. Außerdem kann ich diese zotteligen Haare nicht mehr leiden, die lang über den Kragen fallen, Schiller, Langhans und Dutschke, die verpaßte Revolution, wer zweimal mit der gleichen pennt, diese Masche. Auch Onkel Eberhard – Sag‘ doch nur Eberhard zu mir, ganz einfach: Eberhard – hatte so einen wirren Studentenschopf, der allerdings immer nach einem guten französischen Shampoo duftete, seidige, fließende Haare.

Verwandschaft, irgendwie schon, beinahe ein Vetter. Wahrscheinlich hätte ich ihn gar nicht ins Haus gelassen, aber Monika lud ihn ein, naiv wie sie ist. Ich kenne den Typ von den Elternabenden her, salopp, ohne Krawatte, ohne Benehmen, der besorgte Vater, dessen begabtes Kind unter dem Unverständnis und dem Unvermögen der Lehrer leidet – ja, Sie, gerade Sie! Die Pädagogik zu liberal oder zu autoritär, wie beim Neander-taler, die Pulte zu hoch oder zu eng, das Klassenzimmer schlecht gelüftet oder zu kalt, eine Katastrophe, wie soll dabei wie kann dabei das ist doch, jawohl, unzumutbar, Kerschensteiner, Summerhill, Montessori, unser Kevin, unsere Fabiola, dazu die gesammelten Vorurteile aus den letzten Heften von „Psychologie heute“, so geht das nicht! Außerdem war er Raucher; selbst im Freien, vor der Haustür, roch er unangenehm nach Tabaksdunst und Pfeifenteer.

Wir saßen dann in der Küche zusammen. Er hatte keine Kinder, war nicht einmal verheiratet, und die Pfeife steckte er gleich wieder weg – Wenn der Qualm Sie stört, bitte sehr, ich muß nicht rauchen. Monika sagte, es sei vor allem wegen Großmutter, sie sei so empfindlich geworden, überempfindlich, es werde

wohl nicht mehr lange dauern, und deshalb sollten wir Großmutter am besten auch nichts von ihm sagen, das würde sie nur unnötig aufregen, 95 sei sie im Sommer geworden und ihr Herz sei angegriffen und schwach. Ich meinte, er könne ruhig mal Guten Tag sagen und Gute Besserung wünschen, auch ein bißchen von Tante Erna erzählen, es würde Großmutter sicher beruhigen, daß Tante Erna jetzt im Pflegeheim liege, und ihr Herz – auf ein paar Tage mehr oder weniger komme es bei ihrem Alter doch auch nicht mehr an – „Aber Kerstin!“, schalt Monika –, Großmutter habe schließlich ihr Leben gelebt, ein sehr langes Leben, und sterben müßten zuletzt auch die ältesten Nazis – Monika setzte wieder an, mich zu unterbrechen –, ja, auch die alten Nazissen, sogar die.

So dürfe man über Großmutter aber wirklich nicht reden, meinte Monika, so überheblich und herzlos; sie sei schon ein ganz besonderer Mensch, ja, irgendwie auch ein guter Mensch, in ihrer Art. Sie habe eben in diesen Jahren gelebt, als alle Deutschen Nazis gewesen seien.

„Nicht alle!“, sagte ich. „Wenn auch sehr viele, zu viele, fast alle. Onkel Jürgen aber zum Beispiel nicht.“

„Mein Großvater?“, fragte er – Mike Singer hieß er, getauft auf Michael. „Davon habe ich gar nichts gewußt. Das müßt ihr mir mal erzählen.“

„Gehen wir erstmal zu Großmutter!“, schlug ich vor. „Ich glaube, sie hat gerufen.“

Sie regte sich gar nicht besonders auf, begriff allerdings zuerst auch nicht, wer da neben ihrem Bett stand und „Hallo“ sagte: „Ein Enkel? Wieso? Schließlich kenne ich doch meine Familie, ich bin doch noch nicht – oder?“

Wir gaben uns Mühe, ihr zu erklären, in aller Ruhe, eins nach dem anderen, daß Mike – ja, er heiße Michael, lebe aber schon seit langem in Amerika, in einem Vorort von Washington DC, daher Mike –, also er sei ein Enkel ihres Bruders Jürgen, ein unehelicher Sohn von Thomas, das weißt du doch noch, Onkel Jürgens Ältester, Thomas, der damals mit dem Motorrad umkam, und bis vor einer halben Stunde hätten wir auch nichts von Mike gewußt, keine Ahnung, niemand habe etwas gewußt außer Onkel Jürgen und Tante Erna, aber die hätten ja

schon seit Jahrzehnten nicht mehr mit uns gesprochen, wegen der Erbschaft. Erst nach Thomas' Unfall sei Michael geboren worden, seine Mutter habe dann lange Zeit als Sekretärin im Ausland gearbeitet, zuerst in Stockholm, dann an der Deutschen Botschaft in Tel Aviv, später in Washington, wo ein älterer Rechtsanwalt sie geheiratet habe, Doktor Singer, der aber schon – Wann war das, Mike? – ja, 1988 gestorben sei, und ein Jahr später habe Mike auch seine Mutter begraben müssen, Krebs. Jetzt sei er telegrafisch herbeigerufen worden, um die Wohnung seiner Großmutter – Tante Ernas Wohnung in der Schumacherstraße – aufzuräumen und auszuräumen, zumal Tante Erna – jetzt im Pflegeheim Nazareth – darauf bestanden hätte, Michael sei ihr alleiniger Erbe. Allerdings habe Tante Erna ihn heute, bei seinem Besuch auf der Pflegestation, gar nicht erkannt. „Ich war aber auch seit zwanzig Jahren nicht mehr hier“, sagte Mike. „Und sie ist sehr alt geworden.“

Für Großmutter war das alles schwer zu verstehen, vielleicht auch ein bißchen peinlich, jedenfalls sehr verwirrend. „Nun ja, Amerika“, sagte sie. „Die Care-Pakete haben uns aber sehr geholfen. Nehmen Sie Platz, junger Mann!“

Mike rückte den Sesselstuhl etwas näher an das Bett heran und setzte sich. Großmutter sah zu ihm hin und meinte dann, in einem hilflosen Versuch, so etwas wie eine Konversation zu beginnen, er erinnere sie sehr an seinen Vater, an Onkel Emil, der damals in einem halb offenen Landaulet Marke Studebaker vorgefahren sei, kurz vor Ausbruch des Weltkrieges, und Tante Henny habe einen riesigen runden Prinzessinnen-Hut getragen mit bunten Seidenblumen und einer weißen Taube darauf, das habe sie nie vergessen, sehr elegant, aber auch sehr amerikanisch, und tagelang hätten sich dann Onkel und Tante in ihrem seltsam steifen Deutsch mit den Eltern gestritten wegen der Feinde ringsum, die unser stolzes Deutsches Reich vernichten wollten aus blankem Neid, und über unseren Kaiser hätten sie ganz unpassende Bemerkungen gemacht, wären eben schon richtige Amerikaner geworden, ohne Kultur. „Doch nach dem Krieg haben sie trotzdem Care-Pakete geschickt, mit Kaffee und Lucky Strike, das hat uns sehr geholfen.“

Das sei eine andere Familie gewesen, erklärte ich Mike,

Großmutter Onkel Emil nämlich, Emil Hansen aus Columbus/Ohio, der steinreich geworden sei mit einem deutschen Rezept von Korinthen-Plätzchen; selbst Onkel Emils Söhne seien aber schon lange tot, einer, der jüngste, gefallen nahe Cherbourg bei der Invasion 1944, die Enkel alle erfolgreich und reich, Hansen-Computer, Hansen-Software, während Mike –.

Monika hatte inzwischen schon das Medizinfläschchen geholt und zählte die Tropfen in den Kaffeelöffel.

„Es hat mich gefreut, Sie kennenzulernen“, sagte Großmutter und legte sich in die Kissen zurück. „Und grüßen Sie, bitte, zuhause von mir.“

In der Küche stopfte Mike seine Pfeife sehr sorgfältig, zündete sie aber nicht an. „Ja“, sagte er. „So ist das. So ist das, wenn man seine Zeit überlebt.“

Sonst sei Großmutter eigentlich immer noch sehr aufgeschlossen, meinte Monika, und man könne sich über alles mit ihr unterhalten, wirklich.

„Alles ist ein bißchen übertrieben“, korrigierte ich. „Sie hat zwar noch immer ein erstaunliches Gedächtnis, vor allem für Zahlen und Daten und allerhand Einzelheiten – weißt du vielleicht, was ein Landaulet war, Marke Studebaker? Aber Menschen und Zeiten, die bringt sie manchmal total durcheinander.“

„Wenn man zu alt wird“, sagte Mike. Die Wohnung seiner Großmutter – er habe sie sich schon einmal angesehen – sei auch ganz und gar durcheinander, ein Chaos, unvorstellbar.

Ob sie vielleicht beim Aufräumen helfen solle, fragte Monika.

„Das wäre nett“, sagte Mike. „Ehrlich: Sehr nett. Ich weiß nämlich überhaupt nicht, wie und wo ich anfangen soll – mit all den Möbeln und Bildern und Decken und Töpfen und Kram. Vielleicht ist einiges davon sogar wertvoll. Aber was soll ich damit? Wenn Sie irgendetwas gebrauchen können – bitte, bitte sehr, gern, als Dank für die Hilfe.“

„Da nicht für“, sagte Monika. Sie habe alles und brauche nichts, und sie helfe gern.

Das meinte sie sicher ehrlich, und es stimmt ja auch, Monika ist immer zur Stelle, wenn es etwas zu tun und zu helfen und zu richten gibt – auch dann allerdings, wenn es etwas zu holen

gibt. Ihre Wohnung, zweieinhalb Zimmer, ist zugestellt mit den Trophäen ihrer nie erlahmenden Hilfsbereitschaft, zahllose Dosen und Vasen und Porzellanfiguren, beinahe wie auf dem Flohmarkt, auch fein bestickte Kissen auf glänzenden Mahagonimöbeln und golden gerahmte Traumlandschaften, überall Leuchter und Sammeltassen – das Überflüssige als Lebensinhalt, Lebensprinzip.

„Und dann die Briefe!“, sagte Mike. „Ihr könnt euch nicht vorstellen: Ganze Stapel von alten Briefen, eine halbe Vitrine voll, und auf dem Dachboden stehen auch noch Pappkartons mit Büchern und Briefen, viele geschrieben in dieser spitzen deutschen Schrift, die ich nicht lesen kann. Was soll ich damit?“

Die Briefe würden mich schon interessieren, meinte ich, sehr sogar: als Zeugnisse der Zeitgeschichte und der Familiengeschichte, gerade auch wegen Onkel Jürgen, der sich schon früh von seinem konservativen Elternhaus gelöst und sich gegen die Nazis gestellt habe, auf seine Weise.

„Davon hat meine Mutter mir nie was erzählt“, sagte Mike. „Wahrscheinlich hat sie das nicht gewußt. Aber es freut mich schon, ehrlich, daß ich so einen Großvater hatte, irgendwie freut mich das sehr. Am besten suchen Sie selbst sich heraus, was Sie interessiert und was Sie aufheben möchten – vielleicht schon heute? Sonst kommen Sie, bitte, gleich morgen – ich kann nur bis Dienstag bleiben, bis dahin muß alles erledigt sein.“

Er sei Verwalter eines Häuserblocks in Bethesda, Maryland, erklärte er, die Hälfte gehöre ihm, geerbt von Dr. Singer, und zur Eigentümerversammlung am Mittwoch müsse er pünktlich erscheinen.

Draußen klingelte es. Wir erwarteten Dr. Baumann. Doch vor der Tür stand meine Mutter: „Was ist denn nur? Ich habe ein paar Mal versucht, bei Euch anzurufen, doch die Leitung war immer besetzt. Ich hab mir schon Sorgen gemacht.“

Monika hatte den Hörer nicht richtig aufgelegt. „Das tut mir leid, Tante Elfriede,“ sagte sie. „Aber komm‘ doch herein.“

Das Kissen verdeckte beinahe ihr blasses, eingefallenes Gesicht. Sie wandte sich mir nicht zu, starrte gegen die Zimmerdecke. Früher hatte ich manchmal Angst vor ihr, zitternde Angst, bis

in die Träume; sie beherrschte uns alle, sie allein hatte zu sagen, keine Widerrede, Einwände galten nichts. Sie wußte alles genau, und sie wollte nichts wissen von dem, was andere Menschen erlebt und erfahren, schon gar nichts von dem, was wir erlitten, was wir verloren hatten: Alle müssen eben Opfer bringen für Deutschland, ich habe sogar meinen Mann hergeben müssen und jammere auch nicht von morgens bis spät!

Sie hatte keine der endlosen Kellernächte erlebt und nicht den grausamen Morgen, als wir uns aus dem Schutt herausgruben, und von unserer Wohnung gab es nur noch angebrochene Balken und scharfe Ziegelsplitter und Staub, Staub, ja, und gerade der grüne Kachelofen war noch da, aber die breite Kachelkrone war abgebrochen, verschwunden. So etwas interessierte Frau Ewerdyn nicht: Wir sind hier nicht in Düsseldorf-Flingern, und in meinem Hause herrscht Ordnung – die alte Ordnung natürlich, ihre eigene Ordnung. Damals habe ich sie wahrscheinlich gehaßt. Jetzt tat sie mir leid.

„Danke, Elfriede – ganz gut“, sagte sie halblaut. „Jedenfalls etwas besser.“

„Das freut mich“, sagte ich. „Laß dich nur richtig pflegen, Mutter. Du hast das verdient.“

„Und was macht Ludwig?“, fragte sie.

„Er soll sich noch schonen, du weißt ja, das Herz. Aber er sieht schon viel besser aus, und sicher kann er dich in den nächsten Tagen schon mal besuchen, es sind ja nur ein paar Schritte von Tür zu Tür.“

Ihre Stimme wurde deutlicher: „Danke. Das ist nicht nötig. Ich komme schon zurecht, und bestimmt hat Ludwig jetzt viel zu tun, so kurz vor dem Fest.“

„Im Augenblick tut er noch gar nichts“, sagte ich. „Es war doch eine schwere Operation, und er ist noch recht schwach. Nicht einmal ins Kontor geht er. Aber Walther wird es schon schaffen.“

Sie soll nicht wissen, sie muß auch nicht wissen, daß es das Autohaus Ewerdyn gar nicht mehr gibt. Was soll sie sich darüber noch aufregen, Konkurs ist Konkurs, daran ist nichts mehr zu ändern. Sie würde wahrscheinlich auch nicht begreifen, daß wir schon lange am Ende waren, seit Jahren schon; wir

hatten nur den richtigen Zeitpunkt verpaßt, einen sauberen Schlußstrich zu ziehen. Ludwig wollte das lange nicht sehen, und er mochte es seiner Mutter nicht sagen. Er fand dann gerade noch Zeit, das Haus auf mich zu überschreiben, mehr ist uns nicht geblieben, so wohnen wir wenigstens mietfrei und Mutter auch. Wir müssen dann gleich vermieten, nach der Berdigung.

„Soll ich die große Kristallvase für die Astern nehmen?“, fragte ich. „Die blühen noch immer.“

„Sie riechen“, sagte sie. „Sie riechen nach Friedhofskapelle.“

„Aber Mutter –“

„Das riechst du doch auch!“, sagte sie. „Am besten stellst du die Vase in die Diele.“

So hat sie uns immer beherrscht, mit wenigen Worten, das ganze Haus, uns alle. Sie wußte immer, was gut war und recht und richtig, auch für die anderen, soweit es zu ihren eigenen Vorstellungen und Plänen paßte. Uns ging es damals ja noch ganz gut, wir hatten die kleine Wohnung parterre für uns allein, Vati, Mutti, Oma und ich, damals noch mit dem offenen Durchgang zur Diele, und Mutti putzte bei Ewerdyns, auch in der Werkstatt, sie arbeitete still und fleißig und ohne ein Widerwort, und manchmal, in den Hungerjahren, brachte sie sogar noch einen Rest vom Mittagessen mit. Schlimm hatte es Frau Pasenow, die mit ihren drei halbwüchsigen Söhnen vom Wohnungsamt in die Dachkammern eingewiesen worden war, ohne eine eigene Küche, ohne Bad, die Toilette mußten Pasenows mit uns teilen – und täglich die gleiche Schelte: Es stinkt hier nach armen Leuten, jawohl, Läuse und Kakerlaken, das riecht doch jeder, ein Drecksloch, Polnische Wirtschaft hieß das früher bei uns, die Treppe schon wieder schmutzig, wie tief sind wir gesunken, armes Deutschland! Als Ludwig und ich heirateten, 1951, durften wir uns die Dachkammern richten. Pasenows waren ausgezogen, der vierte oder fünfte Onkel hatte Frau Pasenow geheiratet. Das Bad mit den Rosenkacheln blieb uns aber versperrt, wir wurden auf die Toilette parterre verwiesen – Du bist das ja sowieso gewohnt, und Treppensteigen ist sehr gesund, wir mußten damals auch ganz bescheiden anfangen, ihr wißt ja gar nicht, wie gut ihr es habt, wir müssen jetzt eben

alle sparen, wo Elfriede nicht einmal eine Aussteuer mitgebracht hat. Eines nachts stürzte ich, schlaftrunken, auf den letzten Treppenstufen, das war die Fehlgeburt 1952. Als dann Oma gestorben war und Vati und Mutti wohnten wieder in Düsseldorf, wurde die Parterre-Wohnung für uns frei, kurz vor Kerstins Geburt. Mutter ließ sogar eine Fertig-Dusche in die Toilette setzen, mit elektrischem Boiler – Ich Sorge so gern für euch, Kinder, das wißt ihr ja, und ihr sollt es doch gut haben bei mir!

Sonst kommt sie fast nie mehr zu mir, obwohl wir im gleichen Haus wohnen, nur noch zu Ostern und Weihnachten kommt sie herüber und manchmal zum Muttertag, mit weißen Narzissen zu Ostern und einem prächtigen Weihnachtsstern am Heiligen Abend, sehr dekorativ und preiswert, die roten Blüten, die gar keine Blüten sind, in den Stengeln giftige Wolfsmilch, so etwas gab es in unserer Jugend nicht. Elfriede. Mir ist schon recht, daß sie mich so selten besucht, sehr recht, im Grunde mag ich sie nicht, ich mochte sie nie, Elfriede Lipkowski aus Düsseldorf-Flingern. Zum Muttertag bringt sie mir immer Weinbrand-Kirschen, die schenke ich dann der Gemeindehelferin zum Geburtstag, ich soll ja sparen, Elfriede spart angeblich auch, aber zum Schützenball braucht sie wieder ein neues Abendkleid, das muß natürlich sein, und nur in Hamburg findet sie etwas Passendes. Ich bin nur froh, daß ich ihre Hilfe nicht brauche, die Gemeindehelferin ist ziemlich zuverlässig, und an den Wochenenden kommen Kerstin und Monika, Monika oder Kerstin. Wahrscheinlich hat Elfriede gemerkt, daß es hier bald etwas zu erben gibt, so etwas riecht man, wenn man die richtige Nase hat. Sie heiratete Ludwig, kaum daß er heimgekehrt war aus Rußland, ein hübsches Mädchen damals, munter und rosig und schlank, aber arm, bettelarm, der Vater Lipkowski schwerkriegsbeschädigt, die Mutter Putzfrau, so daß es gerade für Besen und Wasserkessel und Küchenhandtücher reichte. Mit Ludwig heiratete sie die Firma, die Werkstatt, das Haus und unsere Reputation in der Stadt, das wußte sie ganz genau, für ihr ganzes Leben wurde sie damit die junge Frau Ewerdyn, obwohl sie Loos hieß, das hätten sich damals viele

Mädchen gewünscht. Aber Ludwig war es zufrieden und wollte nicht hören, wollte nicht wissen, daß die Firma Kapital gebraucht hätte, gerade damals, in den ersten Jahren nach der Währungsreform, und nicht eine hübsche Bettfrau mit gar nichts, die schon nach wenigen Jahren nicht mehr so schlank war und nicht mehr so munter, nach zwanzig Jahren aber nur noch ältlich und giftig, das Gesicht fast schon so runzelig wie die Hände, die Hände von Selma Lipkowski, die mich seit der Hochzeit duzte, was konnte ich machen: Selma und Alfred Lipkowski, dazu noch katholisch und unter dem gleichen Dach, in meinem Haus! Jetzt ist Elfriede 65 und nur noch träge und rund, Größe 48, Ludwigs Pflegefrau, aber er ist wohl zufrieden, ihm ist sie genug, und deshalb hat er es auch nicht anders verdient.

„Gute Besserung also!“, sagte sie. „Ich sehe in den nächsten Tagen mal wieder rein. Wenn du Hilfe brauchst –?“

„Danke. Das muß nicht sein. Du hast ja mit Ludwig genug am Hals. Grüß‘ ihn, bitte, von mir. Meinetwegen soll er sich keine Sorgen machen.“

Dann war sie weg. Er macht sich bestimmt keine Sorgen um mich. Natürlich warten sie alle jetzt auf mein Ende, das Beste vom ganzen Leben. Dann war das Fenster dunkel. Durch die angelehnte Tür hörte ich Kerstins kurze, energische Schritte auf dem Küchen-Terrazo, keine Worte mehr, kein Gespräch. Sicher war Monika schon nach Hause gegangen, auch von dem Ami war nichts mehr zu hören, Mike, ein seltsamer Mensch, kein Ewerdyn, ich hätte ihn nie erkannt, wie kann man nur Mike heißen, in unserer Familie, und kein Benimm, er lümmelte sich breit auf den Sesselstuhl, Mama hätte das nie geduldet – Jürgens Enkel, natürlich, er hatte eben die falsche Frau geheiratet, Erna, da muß man sich über den Enkel nicht wundern, die Haare ungepflegt, die Jacke schäbig und ungebügelt, Michael oder Mike, wie soll man auch gutes Benehmen lernen in Washington, auch Tante Hennys Blumenhut war viel zu groß und zu üppig, Mama zog die Lippen kraus und sagte gar nichts, und diese Menschen wollten unseren Kaiser schlecht machen und hatten selber einen Präsidenten, der Teddy hieß, das konnte Vater nicht dulden. Michael Singer, Singer wie Nähmaschine,

Jürgens Enkel, sein einziger Enkel, das war die Strafe, auch Ernas Enkel, und sie haben uns nichts davon gesagt, kein Wort. Aus Thomas wäre wahrscheinlich auch nichts Rechtes geworden, er hatte nichts als Maschinen im Kopf und sein Motorrad, Bowdenzüge und Kurbelgehäuse, Beschleunigung und Kurvengeschwindigkeit, und das bei Regen und Kopfsteinpflaster, das hätte er sich ausrechnen können, aber im Rechnen war er schwach, und das lernt man nicht mehr mit 20, 21, dann ist es eben zu spät. So ist das. So war das. Und Erna liegt jetzt im Pflegeheim, die Strafe für alles, was sie uns angetan haben, 35 Jahre lang Monat für Monat die Leibrente für das Werkstattgrundstück, Jahr für Jahr steigend mit dem amtlichen Index der Lebenshaltung, das hat die Firma kaputtgemacht, das macht jede Firma kaputt, die anständig rechnet, und sie hätte das gar nicht nötig gehabt bei ihrer Pension.

„Kerstin?“

„Kerstin?“

Sie kam aus der Küche, geschäftig und freundlich, fragte, ob ich etwas essen möchte, Nüsse vielleicht, sie habe Paranüsse mitgebracht. Ich hatte keinen Appetit, schon gar nicht auf Paranüsse. „Vielleicht ein paar Chips“, sagte ich. „Und dazu einen Tee, einen Kräutertee, Lindenblüten oder Fenchel. Später kannst du mir etwas vorlesen, ich höre deine Stimme so gern.“

Sie liest so, mit leichten Betonungen, wie wir das damals bei Fräulein von Henning gelernt haben, sehr schön – Noch sind die Tage der Rosen.

„Heute wird sicher nichts mehr daraus“, sagte sie. „Ich will noch zu Mike, in Tante Ernas Wohnung – Monika ist schon mit ihm gefahren. Wir wollen ihm helfen beim Ordnen und Räumen, auch beim Ausmisten, die Wohnung scheint ziemlich ungepflegt zu sein, Tante Erna war wohl schon länger krank und allein, und ich hätte doch gern ein paar von Onkel Jürgens Büchern, auch seine Briefe. Allein könnte Mike das niemals schaffen, bestimmt nicht bis Montagabend, am Mittwoch will er schon wieder in Washington sein.“

„Und ich? Soll ich denn allein bleiben?“

„Aber nein, natürlich nicht. Ich habe vorhin schon mit Peter telefoniert, er löst mich für zwei oder drei Stunden ab, und Dr.

Baumann will auch noch kommen. Später bin ich dann wieder bei dir, spätestens gegen 10, nehme ich an. Oder soll ich doch lieber Mutti Bescheid sagen?“

„Nein, danke, es ist schon gut so, du weißt ja, deine Mutter und ich, wir passen nicht recht zusammen, und außerdem muß sie für deinen Vater sorgen. Peter ist mir schon recht.“

Ich erschrak, als ich den kleinen weißen Kopf in dem zerwühlten Kissen sah, und sie spürte das.

„Ist was, Peter?“, fragte sie. „Habe ich mich verändert?“

Tatsächlich hätte ich sie kaum noch erkannt, das ausgezehnte Gesicht.

„Nein, nein“, sagte ich und beugte mich über das Bett, deutete einen Kuß an; ich tat so, als bemerkte ich nicht den säuerlichen, fauligen Geruch nach Schweiß und Urin. „Im Gegenteil! Ich fand ja schon immer, daß du eine Bettschönheit bist, Moni meint das übrigens auch. Wie geht es dir denn?“

Später las ich ihr vor. Es ist nicht einfach, auch für mich nicht, mit einer Frau zu sprechen, die man früher einmal sehr gut gekannt hat und die nur noch Tage, vielleicht nur noch Stunden zu leben hat. Es gibt nichts Neues mehr zu sagen, und alles, was früher einmal gewesen ist, in den alten Tagen, das gilt zwar noch, man weiß es noch sehr genau, aber es ist nicht mehr wichtig. Damals auf der „Ryndam“, ein umgebauter Truppentransporter mit schmalen Kabinen, schmalen Kojen, einer keuchenden Klimanalage, morgens das Bad in einem Tümpel von Swimmingpool, vormittags immer noch einmal das Shuffleboard-Spiel auf dem Sportdeck, wo die Küchendünste schon Stunden vor dem Essen die Speisekarte verrieten, abends die langen Spaziergänge auf dem Promenadendeck, rundherum, immer noch einmal für die Verdauung, während die Sonne so glühend im Meer versank wie in keinem Schlager, auf keiner Ansichtspostkarte, und an der Bar dann Bloody Mary und Whisky, auf dem kreisrunden Tanzparkett im Palmcourt Yesterday, immer noch einmal Yesterday, ich kann es seitdem nicht mehr hören, und endlich wieder die engen Betten, die stickige Nacht in der Kabine. Nichts davon ist noch wichtig, es gibt nichts mehr zu sagen. Ich war froh, daß ich daran gedacht

hatte, die Notizen mitzubringen, die ich im letzten Jahr für Claudia aufgeschrieben habe, Erinnerungen an 1945, an den Krieg, an die Flucht, auch an das Dorf, in dem ich zuhause war.

Einmal unterbrach sie mich: „Aber damals hast du mir doch erzählt, daß dein Vater Müller war, der reichste Mann im Dorf?“

„Wirklich? Ach, weißt du, damals wollte ich noch Eindruck schinden bei dir und auch bei Moni, natürlich, da war ich schließlich noch dreißig Jahre jünger und konnte noch hoffen, daß ich es zu etwas bringen würde – das hoffte ich damals wirklich, obwohl schon einiges schiefgegangen war in meinem Leben, vielleicht gerade deshalb. Außerdem wußte ich damals schon, ich war ja kein Greenhorn mehr, daß Frauen eine besondere Neigung haben zu armen, verarmten Prinzen, so einsam, so arm, so verstoßen vom Glück – selbst bei dir kam ich damit doch an.“

Sie schüttelte den Kopf: „Alter Filou!“

„Ja, sollte ich dir denn erzählen, daß mein Vater nichts anderes war als ein kleiner, gebückter Gemeindebote, der die Buletten am Sonntag – einmal nur in der Woche kam Fleisch auf den Tisch – mit Messer und Gabel aß, ein Niemand, der als Obergefreiter bei irgendeinem Partisaneneinsatz in der Ukraine erschossen wurde, nicht mal zum EK II hatte er es gebracht, seine zerbeulte Taschenuhr – schäbiges Nickelblech – war alles, was er uns hinterlassen hatte? Den reichen Müller, den gab es natürlich auch in unserem Dorf, Herr Lachmann, der fuhr ein flottes Cabriolet Adler Trumpf junior, noch im letzten Kriegsjahr hatte er den roten Winkel auf dem Kennzeichen, weil er Beziehungen hatte nach ganz oben in Breslau, und die Geschichte von seiner schönen Tochter, die sich vor den Zug warf, auf der Kleinbahnstrecke nach Bunzlau, weil sie ein Kind von einem französischen Kriegsgefangenen erwartete und deshalb mit Gefängnis oder KZ rechnen mußte, die war auch nicht erfunden. Aber sie war eben nicht meine ältere Schwester, sondern nur ein Traum für mich, ein vollkommener Traum, der mit der Wirklichkeit unseres Dorfes nichts zu tun hatte, trotz Hitler-Jugend und Volksgemeinschaft. Wir waren einfach ganz arme Leute, meine Mutter dazu noch mit starkem polnischen Akzent, nicht einmal meine Jungvolk-Uniform konnten wir be-

zahlen.“

Sie unterbrach mich: „Also das – das kannst du mir nicht erzählen! Mir nicht. Im Dritten Reich hat jeder seine Uniform bekommen, dafür haben wir immer gesorgt, da gab es gar keine Unterschiede. Und daß die Müller-Tochter sich umbrachte aus Angst vor Strafe oder KZ, das glaube ich auch nicht. Der Vater des Kindes war schließlich Franzose – ein Russe oder ein Pole, da wäre die Sachlage natürlich anders beurteilt worden.“

„Jedenfalls rechnete sie mit dem Schlimmsten, das weiß ich, und das muß für sie schlimmer als der Tod gewesen sein.“

„Wahrscheinlich wegen ihres Vaters, wegen der Familie“, meinte sie.

„Das sind so deine Vorstellungen“, sagte ich. „Das ist deine Welt, das war nicht meine Welt. Unsere Familie zum Beispiel zählte in unserem Dorf überhaupt nichts, weil meine Mutter die Tochter eines polnischen Waldarbeiters war – du kannst dir nicht vorstellen, was das bei uns bedeutete. Ja, Frau Ewerdyn – die hatte eine Einzelkabine auf dem Promenadendeck, mit eigenem Bad, ein Deckstuhl war immer auf deinen Namen reserviert, obwohl das sonst auf der ‚Ryndam‘ nicht üblich war, und wie du gekleidet warst, nicht nur beim Dinner am Kapitänstisch, das hatte Stil, dezente Bürgerlichkeit, die nichts von Preisen wußte oder von den eingewebten Labels textiler Nobelmarken – oder man tat doch so, als wäre das ganz und gar gleichgültig, von Geld spricht man nicht. Ich dagegen in meiner abgetragenen Jeans, mit einem einzigen Koffer, Kunststoff, in dem alles verstaut war, was ich nach meiner Scheidung noch besaß – ich mußte drei oder vier Etagen hinuntersteigen zu meiner Innenkabine, die ich mit dem pensionierten Heidedichter teilte, und der beschwerte sich schon bitter und inszenierte Asthma-Anfälle, wenn ich abends an der Bar nur neben einem Raucher gegessen hatte. Wolltest du das alles wissen?“

Sie schüttelte den Kopf: „Aber ich erinnere mich noch sehr deutlich an den armen, armen Herrn von Gottersdorf und seine traurige, traurige Geschichte: alles zerbrochen, alles verloren, kein Herrenhaus mehr und kein Siegelring und keine goldene Kette, und ich weiß noch, wie Monika geweint hat über den edlen Herrn, der das alles ertragen hatte, ertragen mußte –

und so eine tolle Haltung bewahrte! Na, gut. Aber was du mir jetzt vorliest, das stimmt doch – oder? So ist es wirklich gewesen?“

„Natürlich. Warum sollte ich schwindeln? Dann würde ich mich ja selber belügen. Nein, ich habe das alles für Claudia genau so aufgeschrieben, wie ich es in meiner Erinnerung hatte, so genau wie nur möglich. Sicher gab und gibt es Lücken darin, nach so vielen Jahren, und bestimmt habe ich einiges ausgelassen oder geschönt, was mich selbst betraf – kein Mensch sieht gern in seine dunklen Ecken, Prinzen so wenig wie Proletarier. Aber ich meine, daß Claudia wissen soll, woher ihr Vater gekommen ist – und wie wir damals hierher gekommen sind, in ein fremdes, kaltes, abweisendes Land, zu Menschen, die uns auslachten wegen unserer Sprache – unser Schlesisch nannten sie Wasserpolnisch! –, auch wegen des rostigen, klappernden Kinderwagengestells, auf dem wir alles transportierten, was uns noch gehörte. Soll ich weiterlesen?“

„Bitte“, sagte sie. „Und entschuldige, bitte. Schenkst du mir noch etwas Tee ein?“

Peter. Der schöne Peter. Monikas Schwarm. Älter geworden und grau, die halbe Glatze am Hinterkopf, die Kassenbrille, aber immer noch Peter, ein alt gewordener Bonvivant, wenn auch wohl nicht mehr der Alte. Er stand auf, nahm die Kanne vom Tisch, seine Bewegungen waren fast noch so geschmeidig wie damals, goß vorsichtig ein, die linke Hand leicht auf dem Rücken, als hätte er lange in besseren Restaurants bedient. So tanzte er damals auch, federnd wie im Film, schwebend wie im Traum. Dann setzte er sich wieder unter die Stehlampe und schlug zwei oder drei Seiten um. Wahrscheinlich hätte er auch mit Dichterlesungen Erfolg gehabt, und das ganz unabhängig von dem, was er vorlesen würde, es gibt solche Begabungen. Ich habe einmal gelesen, ein gewisser Professor Jens könne ein Telefonbuch aufschlagen und daraus so rezitieren, daß am Ende jeder Zuhörer überzeugt sei, er habe einem begabten Dichter gelauscht.

Dies könne er wohl auslassen, meinte Peter und blätterte weiter, auch das seien nur unbedeutende Dorfgeschichten, Miniaturen. Dieser Abschnitt jedoch – ja, ich sollte doch wissen:

„Meine Mutter war eine flinke, fleißige Frau, und sie war, auf ihre Weise, eine Künstlerin: Sie sang. Sie sang mit einer warmen, dunklen Stimme, und sie sang gern, bei der Arbeit, beim täglichen Putzen und Betten und Kochen, auch im Garten – ein großes, sorgsam bestelltes Landstück am Dorfausgang, gepachtet von der Gemeinde für ein paar jährliche Pfennige, die Grundlage unserer Hauswirtschaft –, sogar am Waschbrett im Souterrain sang sie und beim Plätten neben dem mächtigen Kohleherd in der Wohnküche, und die langen, ermüdenden, zehrenden Wege, die wir auf der verzweifelten Suche nach irgendeiner festen Bleibe im Sommer 1945 wandern mußten, den klapperigen Kinderwagen in unserer Mitte, zwischen Eger und Asch, zwischen Pirna und Dresden, durch die Trümmer Berlins, über die staubigen brandenburgischen Straßen und Wege, die haben wir wahrscheinlich nur ertragen können, weil unsere Mutter immer wieder ein Lied anstimmte, die alten Volkslieder, bei denen sie mit der zweiten Stimme den vollen, sehnsüchtigen Klang herbeizauberte, aber auch polnische Lieder, deren Wörter und Reime wir nicht verstanden – in unserer Familie wurde nur Deutsch gesprochen, Vater wie Mutter wichen davon kein Wörtchen ab –, und trotzdem sangen wir alle mit: die Großmutter Gottersdorf, die im Januar zu uns gestoßen war, als die Zivilbevölkerung die Festung Breslau verlassen mußte, mein Bruder Valentin, der zuletzt an der Grünen Grenze erschossen wurde, und unsere kleine Schwester Walburga, damals vier Jahre alt.

Bei der Müller-Familie verdiente meine Mutter sich regelmäßig ein paar Mark als Plättfrau; noch am Tage vor unserem Aufbruch ins Ungewisse fand ich sie zwischen sauber gefalteten Wäschestapeln, als ich ihr den Marschbefehl brachte – morgens um 9 Uhr am Kleinbahnhof, militärisch pünktlich. Ihre Tätigkeit bei Lachmanns wurde allerdings nicht Plätten genannt, sondern Bügeln. Geplättet wurde im Hause des Müllers nur die Bettwäsche, die Tischwäsche mit den Servietten, auch die groben Hemden der Dienstmädchen. Aufgabe meiner Mutter war es, die Kleidung der Herrschaft mit einem halben Dutzend zierlicher alter Bügeleisen in einen tadellosen Zustand zu versetzen, eine Tätigkeit, der sie sich mit einer beinahe from-

men Leidenschaft hingab. Zuerst mußten die Eisen auf der Deckplatte eines nur dafür verwendeten Ofens bis genau zu der Temperatur erhitzt werden – Mutter hatte das in den Fingerspitzen –, welche für die Blusen und Röcke und Rüschen, die Oberhemden und die gestärkten Manschetten gerade zu-träglich war. Schon diese Präliminarien hatte meine Mutter im Laufe der Jahre zu einer besonderen Kunst entwickelt, mit eigenen Regeln und nur ihr selbst bekannten Verfahren, bei denen die – bei genauem Hinsehen unterschiedlich großen – Bügeleisen ihre jeweils eigene Funktion hatten. Das Bügeln selbst beanspruchte Stunden, die meine Mutter allerdings nicht zählte; ihre Arbeit wurde mit einer Pauschale abgegolten, auf ihren eigenen Wunsch hin, sie wollte sich nicht unter den Druck des Stundenlohns setzen lassen. Alle Versuche von Frau Lachmann, mit modernen elektrischen Bügeleisen meiner Mutter Kraft und Zeit zu ersparen, waren im übrigen fehlgeschlagen. Schon das Vorhandensein einer Verbindungsschnur zum Steckkontakt hatte meine Mutter nervös gemacht, sie hatte sich gefesselt gefunden, war zu keinem Lied mehr fähig gewesen und hatte deshalb auch nicht mehr ihre volle Aufmerksamkeit den Kostbarkeiten aus Seide und Leinen und Batist zuwenden können, so daß Frau Lachmann schließlich kopfschüttelnd nachgegeben und meiner Mutter ihren Willen und die alten Bügeleisen gelassen hatte.

Dem besonderen Vertrauensverhältnis, das meine Mutter mit dem Hause Lachmann verband, hatte ich es zu verdanken, daß ich noch wenige Tage vor unserer Flucht zusammen mit Herrn Lachmann nach Breslau fahren durfte, in seinem Sportwagen Adler Trumpf Junior, in Hitler-Jugend-Uniform. Die Uniform hatte dem ältesten Lachmann-Sohn gehört, Kurt, der vor Tobruk gefallen war, eine dunkelblaue Winteruniform mit der grünen Schnur des Jungzugführers, die mir viel zu groß war, und die Rangabzeichen standen mir nicht zu – ich war nicht der Führer-Typ, den man damals brauchte, und deshalb hatte ich es nur bis zum Oberhordenführer gebracht, einem bescheidenen Dienstgrad, mit dem ich im Wortsinn nichts zu sagen hatte. Herr Lachmann besorgte einen besonderen Ausweis für mich, gesiegelt und unterschrieben vom Kreisleiter persönlich, ich sei

in dringendem dienstlichen Auftrag zur Gauleitung in Breslau bestellt, jedermann möge mir jede erforderliche Unterstützung zuteil werden lassen, während er selbst sich – bestätigt und doppelt gestempelt vom Gauleiter – als zuständig für die Versorgung der Festung Breslau mit Roggen, Hafer und Wintergemüse ausweisen konnte.

Es war aber so, daß in der zweiten Januarhälfte 1945 in den Meldungen und Lageberichten von der Ostfront plötzlich neue Namen und Begriffe auftauchten: Nicht mehr von Frontbegradigungen und erfolgreichen Gegenstößen war die Rede, sondern immer häufiger von Einbrüchen und Durchbrüchen, und ab und zu war in der Ferne schon dumpfer Geschützdonner zu hören, so daß sogar die Schulen geschlossen worden waren, allerdings mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß der Unterricht nach dem demnächst zu erwartenden vernichtenden Gegenschlag unserer Truppen sofort wieder aufgenommen werde.

Es war bitterkalt geworden. Immer mehr Trecks kamen durch das Dorf, knirschende Planwagen mit Ortsschildern, von denen wir nie gehört hatten. Eine lähmende, ahnungsvolle Ungewißheit breitete sich aus. Die Hitler-Jugend wurde zum Schanzen von MG-Nestern eingeteilt, halbrunden Stellungen, die mühsam in den schon tief gefrorenen Boden geschlagen werden mußten.

In diesen Tagen hatte Herr Lachmann selbst versucht, in seinem Park einige Wertsachen zu vergraben, ohne Erfolg, zumal die frisch aufgeworfene Erde jedermann die Stellen verraten hätte, wo Schätze zu finden waren, und Lachmanns Befürchtungen galten ebenso neidischen Nachbarn wie möglichen russischen Eroberern.

Deshalb entschloß Herr Lachmann sich zur Fahrt nach Breslau, um in einem Safe, den er dort vor Jahren in einem seiner Mietshäuser hatte einmauern lassen, einen Teil des Familiensilbers und des ererbten Schmucks zu deponieren. Herr Lachmann war fest überzeugt, wie wohl die meisten damals, daß am endgültigen Sieg der überlegenen deutschen Waffen in diesem großen Völkerkampf kein Zweifel möglich war, daß sogar der alles entscheidende Gegenangriff mit frischen Divi-

sionen und bis dahin unvorstellbaren Wunderwaffen unmittelbar bevorstand. Deshalb erschien ihm – in der schwierigen Zwischenzeit bis zum Endsieg – die große Stadt und Festung Breslau mehr Sicherheit zu verbürgen als unser bescheidenes Dorf oder ein wilder Treck – der als eine Möglichkeit inzwischen nicht mehr ganz ausgeschlossen werden konnte – auf überfüllten Straßen nach Westen.

Wir fuhren gegen den Strom, einen trügen, manchmal stokkenden, immer wieder zu den Seiten hin überschwappenden Strom von überladenen Pferdewagen, hupenden Wehrmachts-LKWs, eiligen Rote-Kreuz-Kastenwagen, Kradmeldern mit stinkendem Auspuff, und dazwischen stapften gebeugte Frauengestalten durch den schmutzigen Schnee, um die erschöpften Zugtiere zu entlasten. Kinder trieben mageres Vieh vor sich her, Hunde bellten wütend, einzelne Radfahrer mit kältesteifen Gliedern hielten sich mühsam in den Pedalen. Ein scharfer Wind wehte uns entgegen, es gab keine Heizung in unserem Sportwagen, wir waren eingewickelt in Pferdedecken und Strickschals, und mit Hupen und Fluchen und Schreien versuchten wir, schneller voranzukommen. Die Straße war glatt, der Schnee zerfahren und verdreckt, einmal rutschten wir in den Straßen graben und mußten Kutscher von den Planwagen um Hilfe bitten, einer sprach Französisch, einer Polnisch, die deutschen Bauern kämpften an irgendeiner Front. Breslau war sehr fern, vielleicht inzwischen schon eingeschlossen, wenn auch der Führer unwiderruflich bestimmt hatte, die Festung Breslau werde nicht kapitulieren, niemals. Jagdbomber stießen auf uns herab, wir lagen zitternd im Straßenschmutz, entdeckten dann hinter den Schneewällen ein erfrorenes Kind, in Windeln gewickelt, und an Straßenkreuzungen wurden wir immer wieder angehalten von Feldjägern, die unsere Papiere allerdings nur lässig prüften: Wer in diesen Tagen auf den Weg nach Breslau war, nach Breslau hinein, der konnte nur unter unausweichlichen Zwängen handeln. Ein alter Mann, am ganzen Körper vor Kälte zitternd, bat flehentlich – er hielt sich mit blaugefrorenen Fingern an der Wagentür fest –, wir sollten ihn mitfahren lassen, bitte, er sei vergessen worden, einfach vergessen. Wir versuchten, ihn zu beruhigen, ihm zu erklären, wir führen in die fal-

sche Richtung, Herr Lachmann schrie ihn zuletzt an: Nach Breslau, verstehen Sie nicht – nach Breslau, was wollen Sie da noch?! Wir kamen auch nur bis in die ersten Vororte, blieben liegen vor einer Panzersperre, und ein junger Leutnant mit Ritterkreuz beschlagnahmte unser Auto, so daß wir viele Stunden bei Stäben, in Polizeirevieren, auf Geschäftsstellen und auf der Gauleitung zubringen mußten, ehe wir, völlig erschöpft, die Heimfahrt antreten konnten. Wir waren dann mehr als erleichtert, als wir, spät nachts, unser Dorf wieder erreichten, Silber und Gold noch immer unter den Sitzen verstaubt. Noch in der Nacht betete meine Mutter – als einzige der Familie war sie katholisch – zwölf Rosenkränze vor ihrem Heiligenbild, geweiht von der Schwarzen Madonna von Tschenstochau.“

Geweiht. Katholisch. Unwiderruflich. Madonna. Ein Kind, in Windeln gewickelt, erfroren. Geweiht.

„Schläfst du schon, Anni? Dann brauche ich ja nicht vorzulesen.“

„Nein, nein, ich bin nur etwas müde. Vielleicht liest du ein anderes Mal weiter.“

„Bitte sehr, wie du magst, wie du willst. Ich dachte nur, es könnte dich interessieren.“

„Es interessiert mich ja auch, sehr sogar. Aber jetzt bin ich müde.“

Die Straßen waren leer, die Häuser dunkel mit wenigen matten Leuchtfenstern, als ich zurückfuhr. Die Uhr in der Diele zeigte auf Mitternacht. Peter hatte mich kommen hören, er zog schon den Mantel an. „Du hättest wenigstens anrufen können, Kerstin“, sagte er. „Ich warte hier und warte, warte, Anni schläft schon und sagt nichts mehr, es gibt kein Fernsehen und keinen Tropfen Bier im Kühlschrank, alles riecht nach Pisse und Tod. Du wolltest doch spätestens gegen 11 wieder hier sein!“

„Tut mir leid, ehrlich“, sagte ich. „Aber die Wohnung von Tante Erna ist wirklich das reine Chaos, das Telefon schon abgemeldet oder umgemeldet, jedenfalls tot, die Toilette von Pampers verstopft, der Herd verschimmelt, der Schreibtisch halb ausgeräumt, ich habe keine Ahnung, was Tante Erna da noch gesucht haben könnte, auf dem Fußboden Bücher und

Aktenordner und leere Flaschen und Kerzenstummel und zerrissene Briefe. Wir hatten wirklich zu tun, um nur ein bißchen Ordnung zu schaffen, und wir sind noch längst nicht fertig damit. Ich bin natürlich gleich auf die Bücher abgefahren und auf die Briefe, Onkel Jürgens Briefe in Durchschlägen, dazu die Antwortbriefe von Freunden, Freundinnen, ungeordnete Haufen von Korrespondenzen aus Jahren und Jahrzehnten. Wahnsinn! Dazwischen lagen Kladden mit schwarzem Einband, Tagebücher aus zufälligen Zeitspannen, vielleicht hat Tante Erna andere verbrannt, ihr Küchenherd war vollgestopft mit angesengtem Papier.“

„Und euer amerikanischer Vetter?“, fragte er. „Was fängt der jetzt mit seinem Erbe an?“

„Nichts, wahrscheinlich, gar nichts. Es lohnt nicht, sogar die Meissener Blumenleuchter sind für ihn peanuts, und das schöne alte Silberbesteck schenkte er gleich Monika – Kannst du haben, kannst alles haben, nimm dir nur, was du brauchen kannst! Während Monika dann das Bett abzog und das Badezimmer putzte und ich die Briefe und Bücher zusammentrug, stellte Mike den Fernseher an und zappte mit der Fernbedienung vor und zurück, blieb kurz bei einem Boxkampf, ließ den Stereoton aufdröhnen, setzte sich dann in den Ruhesessel und schaltete wieder ab. Das sei alles zu viel für ihn, meinte er, und dann ließ er uns allein weiter wirtschaften. Er ist eben ziemlich verwöhnt, denke ich, ein richtiges Einzelkind. Die Schlüssel könnten wir erstmal behalten, meinte er, wir würden ja sicher morgen weitermachen, er sei im Bahnhofs-Hotel zu erreichen, aber bitte nicht vor um 10 – jetzt sei er nur noch müde, der Jetlag, ihr wißt schon. Ich fand das ziemlich mies, und sogar Monika machte ein paar kritische Bemerkungen, als wir wieder allein waren, natürlich, ohne bei ihrer Arbeit nachzulassen – du hast wirklich Glück gehabt mit deiner Frau!“

„Und sie mit mir“, sagte er. „Findet sie jedenfalls, und darauf kommt es doch an.“

„Darüber könnte man streiten“, meinte ich.

Er fragte: „Ihr wollt also wirklich morgen weiter räumen? Und ich darf inzwischen hier Totenwache halten, ja?“

„Sei nicht geschmacklos, Peter! Erstmal ist Großmutter noch

sehr lebendig, und ihr kennt euch doch ziemlich gut, nach allem, was Monika mir erzählt hat. Es handelt sich ja auch nur um zwei Stunden am Vormittag, höchstens zweieinhalb, und du brauchst hier gar nichts zu tun. Wegen des Nachmittags werden wir sehen, vielleicht kann ja eure Claudia ein paar Stunden bei ihrer Urgroßmutter sitzen.“

„Da mußt du sie schon selber fragen, Kerstin“, sagte er. „Urkelinnen sind heute auch nicht mehr das, was sie früher waren!“

Als Peter gegangen war, erschien Dr. Baumann. „Ich sah noch Licht“, sagte er. „Entschuldigen Sie, bitte, die späte Stunde, ich wollte eigentlich viel früher kommen, mußte mich aber um einen Herzinfarkt kümmern – das Nebelwetter! Wie geht es Frau Ewerdyn?“

„Sie schläft“, sagte ich. „Sogar schon ziemlich lange. Sie schläft jetzt häufig ein, von einem Augenblick zum andern, als ob sie plötzlich keine Kraft mehr hätte.“

„Also lassen wir sie schlafen“, meinte der Arzt. „Wenn etwas sein sollte, Sie haben ja meine Nummer. Sie selbst – Sie sind ok?“

„Ok ist wohl der richtige Ausdruck“, sagte ich. „Jedenfalls keine besonderen Probleme!“

Aber ich konnte nicht einschlafen. An der Decke sah ich die Lichterschatten von Autos, die vorüberfuhren. Durch die geöffneten Türen hörte ich Großmutter's rauhes Atmen. Endlich knipste ich das Licht wieder an und blätterte in den Briefen, die ich mitgebracht hatte, blasse Durchschläge auf dünnem, grauem Papier, Briefe von Onkel Jürgen.

Am 12. Brachmond 1934

Lieber Adalbert!

Über Deine Beförderung habe ich mich sehr gefreut, und ich gratuliere Dir dazu ganz herzlich. Da bist Du uns anderen ja ein gutes Stück – vielleicht ein halbes Leben – voraus! Aber wir wissen ja alle, wie unermüdlich und kompetent Du bist, und deshalb haben wir auch neidlos anerkannt, daß Du jetzt schon Beamter auf Lebenszeit geworden bist und gleich eine leitende Stellung bekommen hast. Man kann unserer nationalen Regierung gewiß dies oder jenes vorwerfen, und Du weißt ja, daß auch ich am Anfang zu kristischen Vorbehalten

neigte. Daß jetzt aber schon, unabhängig von alten Regeln und verstaubten Dienstvorschriften, die fähigsten Jungen ins erste Glied rücken, das ist doch ganz besonders erfreulich und verspricht dem großen nationalen Aufbauwerk den verdienten Erfolg. Dein Entschluß, schon 1931 in die Partei einzutreten, damals gegen meinen gut gemeinten freundschaftlichen Rat, erweist sich damit heute schon als nur zu gerechtfertigt, und ein bißchen bin ich jetzt sogar stolz auf meinen Freund Adalbert und seine Karriere.

Sicher wirst Du Dich freuen zu hören, daß ich im März in die Marine-SA eingetreten bin. Als Angestellter der Provinzialverwaltung, das habe ich einsehen müssen, hat man eben doch eine besondere Verantwortung für das große Ganze und kann sich nicht abseits stellen, so wenig mir am Anfang, offen gesagt, der stramme Dienst in Uniform gefallen hat. Aber es müssen eben alle Opfer bringen, und inzwischen bin ich schon vom Exerzierdienst am Sonntagvormittag befreit, weil ich Verwaltungsführer des Sturmabzugs geworden bin. Unser Marine-Sturm ist nämlich am 1. Mai zum Sturmabzug erhoben worden, und da gab und gibt es natürlich sehr viel zu tun, die Umstellung auf die neuen Formationen, dazu die Vorbereitungen auf die Fahnenweihe und den aus diesem Anlaß stattfindenden Kameradschaftsabend, die Einladung an die befreundeten Formationen und an die hohen Stäbe, die Standarte, die Brigade, das hat mich, wie Du Dir sicher vorstellen kannst, weit mehr in Anspruch genommen als der tägliche Dienst in der Anstalt. Zuletzt hat aber auch alles vorzüglich geklappt, die Fahnenweihe mit einer bewegenden Weiherede des Brigadeführers, die Vereidigung der neuen SA-Männer auf den Führer, auch die Verpflegung und Unterbringung der auswärtigen Stürme – zum Teil in Scheunen, zum anderen Teil, für die Stäbe, in Hotels – mußte geregelt und abgerechnet werden. Nach einem großen Ummarsch durch die fahnenengeschmückte Stadt folgte das Tanzvergnügen, wo ich den ganzen Abend über Dienst hatte, vor allem bei der Abrechnung mit den Kameraden vom Vorverkauf sowie mit den Kassen im Saal und an der Galerie. Auch eine Verlosung mit 2000 Nieten und 240 von der Kaufmannschaft gestifteten Gewinnen lag in meiner Verantwortung und brachte ein sehr gutes Ergebnis. Im Saal drängte sich so ziemlich alles, was in der Stadt Beine hatte. Ich selbst kam natürlich kaum zum Tanzen, doch Erna ließ kaum einen Tanz aus. Bis Mitternacht mußte ich mich auch um

die Einlaßkontrolle kümmern, und schließlich saß ich noch bis gegen 3 über den Abrechnungen, noch immer in Uniform, aber sehr zufrieden, daß alles nach Wunsch verlaufen war.

Lieber Adalbert, Du wirst vielleicht über meinen Eifer lachen, weil Du so etwas ja schon seit Jahren kanntest, und in der Kampfzeit war alles natürlich ganz unvergleichlich schwieriger als heute, wo doch fast jeder – und eben auch die Bürger und Kaufleute unserer Stadt – freiwillig mitmacht. Ich wollte Dir aber doch einen Eindruck vermitteln, wie positiv ich jetzt dem neuen Staat und der Bewegung gegenüberstehe, weil ja auch hier gilt: Es gibt nichts Gutes außer man tut es. Vielleicht können wir demnächst einmal in aller Ruhe darüber sprechen? Erna und ich wollen unsere letzten Urlaubstage für eine Fahrradtour nutzen, und dann könnten wir – wenn es Dir und Meta paßt – ein Wochenende zu Euch kommen, am besten wohl vom 29. Juni bis zum 1. Juli, wenn Euch das recht ist. Für heute in alter Freundschaft, mit Deutschem Gruß –

– haben Sie uns eine ganz große Freude gemacht, obwohl wir für Sie doch ganz fremde Leute und dazu noch Deutsche sind. Sie drüben in Ihrem Wohlstand können bestimmt nicht ermessen, wie arm wir durch den furchtbaren Krieg geworden sind, wie glücklich wir deshalb sind über jede Gabe. Meine Frau hat vor Rührung geweint! Alles kann sie gebrauchen, angefangen von dem ordentlichen Band, mit dem Sie die Pakete verschnürt hatten, dem festen Packpapier, und dann die gute Seife, die Schuhwichse, buchstäblich alles ist uns willkommen, von den Mänteln und Schuhen gar nicht zu reden. Unserem Ältesten, Thomas – sein Bruder Berthold ist schon vor drei Jahren gestorben, wahrscheinlich an kriegsbedingten Ernährungsängeln – paßten zum Glück die mitgesandten Militärstiefel. Wir hatten gerade, nach über einem Jahr Warten, für ihn einen Bezugsschein für ein Paar Straßenschuhe bekommen; aber den muß man erst wieder bei der Schuhhandlung anmelden, damit man vielleicht bei einer der nächsten Lieferungen berücksichtigt wird, und wie die Qualität dieser Schuhe dann sein wird, darüber kein Wort – „Made in Germany“ ist eine Verunglimpfung geworden. Für meine Frau, die schon seit Jahren im Winter nur einen umgearbeiteten Wehrmachtsmantel getragen hat, war das elegante Cape eine ganz besondere Freude, und ich selbst werde mir aus dem Cord – in Friedenszeiten hieß solcher Stoff bei uns „Manchester“ – eine Jacke

schneidern lassen, wenn wieder Nähgarn zu bekommen ist. Das letzte Garn hatte meine Frau für Eier eingetauscht, und auf dem Schwarzmarkt kosten jetzt 1000 Meter Nähgarn 100 Mark – bei meinem Beamtengehalt einfach unbezahlbar. Ich will ja nicht klagen, aber unser Leben ist zur Zeit – fast drei Jahre nach Kriegsende – wirklich traurig und scheußlich, ja, gewissermaßen unmenschlich. Um so mehr haben wir uns über Ihre köstlichen Gaben gefreut, natürlich besonders auch über die Fleischdosen und die Margarine. Oft verlassen uns jetzt, infolge der jahrelangen Mangelernährung und sicher auch wegen all dem Traurigen, das wir erleben und erleiden mußten, alle Kräfte. Wir sind dann nur noch müde und schlapp und möchten am liebsten –.

„Kerstin?“

„Kerstin?!“

Sie war aufgewacht, hatte Durst. Ich mußte das Wasserglas halten, als sie trank, in ganz kleinen Schlucken.

Sie fragte: „Wie spät ist es?“

„Halb 1 vorbei“, sagte ich. „Ich wollte mich gerade hinlegen, hatte mich nur ein bißchen in Onkel Jürgens Briefen festgelesen.“

„Und Peter? Was ist mit ihm? Er hat mir am Abend vorgelesen, etwas von seinem Dorf und vom Krieg, dabei bin ich eingeschlafen.“

„Er ist nach Hause gegangen. Aber morgen vormittag kommt er noch einmal zu dir, wir haben in Tante Ernas Wohnung noch viel zu tun, und er hat ja Zeit. Seine Aufzeichnungen hat er im übrigen hier gelassen.“

„Ich weiß gar nicht, ob mich das alles noch interessiert“, sagte sie. „So fremde Menschen, und dann dieser furchtbare Zusammenbruch, wer will das noch wissen.“

Ich strich ihre Decke glatt. „Erstmal muß du jetzt jedenfalls schlafen!“

„Als ob ich schlafen könnte! Seit zwei Jahrzehnten bin ich nicht mehr richtig zur Ruhe gekommen, das weißt du doch, seit 25 Jahren genau, seit Eberhards Tod, keine Nacht mehr!“

Sie trank noch einmal, ich nahm ihr das Glas ab, ihre Hände waren kalt.

„Ein richtiger Ewerdyn ist er jedenfalls nicht“, sagte sie dann, unvermittelt.

„Wer, bitte?“

„Na, dieser Mike“, sagte sie. „Dein Vetter Michael. Findest du nicht, daß er ziemlich weich ist, ziemlich lasch? Und kein Benehmen – eben ein richtiger Amerikaner, wie diese billigen Bäckerkuchen: Unten ein läppischer Eierteig, darüber ein dicker Zuckerguß ohne Geschmack, ohne Charakter. Ich mag diese Leute nicht. Und immer wissen sie alles besser – wie hieß das doch in den ersten Nachkriegsjahren: Re-Education. Die Deutschen wollten sie erziehen! Selbst haben sie aber nicht mal das kleine Vietnam geschafft!“

„Aber Großmutter, so einfach ist das doch nicht, und so einfach war es auch nicht. Haben wir denn mit unserem Vollkornbrot den Krieg gewonnen?“

„Ach was, das kannst du gar nicht vergleichen, mein Kind. Wir hatten schließlich die ganze Welt gegen uns, und wenn sich nur alle richtig eingesetzt hätten –.“

„Also dann!“, sagte Kerstin und schnürte den Anorak zu. „Ich denke, gegen Mittag bin ich wieder hier – ich lasse dich bestimmt nicht wieder warten, Peter. Übrigens ist Großmutter heute morgen etwas besser drauf, sie hat ganz gut geschlafen.“

„Muß ich irgendetwas beachten?“, fragte ich.

„Eigentlich nicht“, sagte sie, schon in der Tür. „Jetzt ist sie erstmal versorgt, und die Medizin steht auf dem Nachttisch, für alle Fälle. Zehn bis fünfzehn Tropfen genügen.“

Erst einmal machte ich Tee in der breiten Bunzlauer Kanne, wie damals zuhause. Dann setzte ich mich wieder in den Sesselstuhl neben dem Bett – „Gut siehst du heute aus, Anni!“ –, über-schlug ein paar Seiten, las dann weiter vor von unserer Flucht, bis sie mich unterbrach: „Glaubst du eigentlich, daß Claudia sich dafür interessiert? Das sind doch schon für mich Geschichten von vorgestern, beinahe schon Märchen. Außerdem haben andere damals viel Schlimmeres erlebt.“

„Na ja“, gab ich zu. „Das weiß ich natürlich auch, und daß wir zuletzt noch in den Westen gekommen sind, das war schon fast ein Wunder, wenn sie auch Valentin an der Grenze erschossen haben. Aber ich denke doch, daß Claudia das später mal lesen wird. Jetzt hat sie meistens was anderes im Kopf, ihren Freund, ihr Geld, die dämliche Werbung, mit der sie sich verzettelt, statt etwas Solides zu lernen, gut essen, gut trinken, als ob es darauf ankäme. Ihr ganzes Zimmer – stell‘ dir das vor – hat sie mit den Speisekarten der ‚Ryndam‘ tapeziert, die Moni aufbewahrt hatte, Hors d’Oeuvre, Soup, Fish, Roast, Vegetables, Salad, Compote, Dessert und so weiter und so fort, Italiaanse Groentesoep, Gestooftde Bietjes, Lamsvlees, das weißt du doch auch noch, und daß sich Frau Abercron ab Tahiti entschloß, nur noch Pellkartoffeln und Butter und grünen Salat zu essen. Aber Claudia sieht das anders, eigentlich sieht sie alles anders als ich, und gerade deshalb – ich schreibe das einfach auf, ich habe ja Zeit. Für uns war es damals jedenfalls hart, daß wir unsere Heimat verlassen mußten, obwohl – ich war

mir ganz sicher, daß wir in aller Kürze zurückkehren würden. Am Morgen schossen zwar die Russen mit Panzern und Mörsern in unser Dorf – es war der 9. Februar, das werde ich nie vergessen, zumal der Frost über Nacht verflogen war, es war fast schon ein erster Frühlingstag –, und offenbar gab es nur kleine, versprengte Trupps von deutschen Soldaten, die hier eine löcherige Frontlinie mit dünnem Gewehrfeuer und ein paar Panzerfäusten zu halten versuchten, verdreckt alle, verfroren und müde, kaputt. Sie hatten sich zwischen den Häusern verschanzt, hatten Türen und Fenster eingeschlagen und sogar ein Stück Friedhofsmauer weggesprengt, um besseres Schußfeld zu haben, und aus den verlassenen Häusern und Kellern hatten sie sich Weckgläser mit Kirschen und Pflaumen und Tomaten geholt, rote Flecken auf ihren Mänteln, Compote und Dessert. Doch dieses Elend, dieses Chaos konnte nur die Folge eines vorübergehenden Einbruchs der Russen sein, davon war ich heilig überzeugt. Der Führer hatte immer wieder gesagt, daß wir siegen würden, gegen den Neid und den Haß der jüdischen Weltverschwörung, auch Göring hatte immer wieder vom Endsieg gesprochen, der Reichsmarschall, und Goebbels sowieso, jede Woche schrieb er im ‚Reich‘, daß wir jeden Kompromiß ablehnen und fanatisch kämpfen und opfern würden, bis zum totalen Zusammenbruch unserer Feinde in der Stunde unseres Triumphes, die Geschichte müsse und werde uns den Sieg schenken, weil wir allein ihn verdienten. Für mich gab es jedenfalls auch nicht den leisesten Zweifel am bevorstehenden deutschen Endsieg.“

Sie schüttelte den Kopf: „Das sagst du heute. Aber auf der ‚Ryndam‘ damals, da hörte sich das etwas anders an, das habe ich nicht vergessen. Da hast du so getan, als hättest du 1945 schon lange gewußt, daß wir den Krieg nicht mehr gewinnen konnten.“

„Wirklich? Na ja, die Zeiten ändern sich eben“, gab ich zu. „Und wir ändern uns mit den Zeiten, das weißt du doch genauso gut wie ich. 1966 auf dem Schiff, da war der Krieg gerade zwanzig Jahre vorbei, die Erinnerungen waren noch sehr viel näher, die Perspektiven ganz anders, und natürlich versuchte damals jeder, sein eigenes Bild in der Vergangenheit ein bißchen

zu retuschieren, obwohl – ich meine, mir kann eigentlich niemand vorwerfen, daß ich mit 14 Jahren so war, wie ich war und daß ich genau so dachte, wie ich bis dahin Denken gelernt hatte. Natürlich hätte jeder sehen können, spätestens 1944, daß der Krieg verloren war. Aber kaum jemand wollte das sehen, wollte das wissen, du sicher auch nicht, und selbst wenn jemand die nahende Katastrophe ganz nüchtern erkannt hätte, die unmittelbar bevorstehende Götterdämmerung, er hätte trotzdem geschwiegen, einfach aus Angst – du weißt doch auch, daß Defaitismus mit dem Tode bestraft wurde. Ich jedenfalls habe nichts gesehen und nichts erkannt, bis zum Mittag des 8. Mai habe ich fest an unseren Sieg geglaubt – und schämte mich später, natürlich, daß ich so blind und so dumm gewesen war. Die meisten Deutschen hatten ja nach dem Krieg einige Schwierigkeiten mit dem, was sie während der Hitler-Zeit geglaubt und getan hatten, Schwierigkeiten mit sich selbst. Weißt du noch, wie auf der ‚Ryndam‘ ein halbes Dutzend empörter deutscher Passagiere – allesamt ehrenwerte, gut situierte Herren und alles alte Soldaten – beim Kapitän auf der Brücke erschienen und sich nachdrücklich beschwerten: Was da im Bordkino an amerikanischen Filmen gezeigt werde, das sei schlicht unzumutbar, historisch ganz und gar falsch, die Deutschen als hackenschlagende, Befehle brüllende Monster in Uniformen, bei denen nicht mal die Dienstgradabzeichen korrekt seien – eine Beleidigung für jeden aufrechten Deutschen, der seine vaterländische Pflicht erfüllt habe und nichts als die Pflicht!“

„Aber das waren auch wirklich schreckliche Filme“, meinte sie. „Ich habe mir nur zwei oder drei angesehen, nichts wie Hetze gegen die Deutschen, das reichte mir für den Rest der Reise.“

Ich fragte: „Soll ich jetzt weiterlesen?“

„Später vielleicht“, sagte sie. „Wir haben ja Zeit, die Mädels brauchen bestimmt den ganzen Tag, und bis dahin wirst du wohl oder übel bei mir den barmherzigen Samariter spielen müssen. Aber mir ist heute nacht etwas anderes eingefallen, das könnte dich interessieren. Gibst du mir mal die schmale Schublade aus dem Sekretär, die oben links?“

Sie suchte einen kleinen Packen heraus, bräunliches, grobes

Papier, das, wie sehr alte Liebesbriefe, mit einem Kreuzband zusammengeschürzt war.

„Das hat Paul mir aufgeschrieben“, sagte sie.

„Wer, bitte?“

„Paul. Mein Paul. Mein Mann. Ich habe dir doch von ihm erzählt, Paul, der 1943 gefallen ist. Er war ein sehr ruhiger, verschlossener Mensch, der kaum jemals etwas von sich, von seinem Leben, seinen Problemen erzählte. Es fragte ihn wohl auch niemand danach, er fiel nicht auf und machte von sich nichts her. Auch ich wußte wenig von ihm, zu wenig vielleicht. Er hatte einfach die Worte nicht, von anderem zu reden als von dem Faßbaren, Fühlbaren, Sichtbaren seiner Welt.“

„Das konntest du ja sehr gut kompensieren“, meinte ich.

„Mach‘ dich nicht lustig über mich“, sagte sie. „Das ist nicht zum Lachen. Paul war einfach so, wie er war, manchmal unheimlich ruhig, dabei unheimlich zuverlässig. Er hatte bei meinem Vater gelernt, war dann Soldat geworden, wie alle anderen, zweimal verwundet in vier Jahren und dreimal auf Heimaturlaub. Aber einen Tag nach der Entlassung aus der Armee, im Dezember 1918, meldete er sich wieder bei uns, ganz selbstverständlich, und wir waren sehr froh, daß wir ihn hatten, weil Vater doch noch im Lazarett lag. Auch in den Vereinen der Stadt war Paul sehr beliebt, im Kegelclub – jeden Freitag –, bei der Freiwilligen Feuerwehr, besonders aber in der Schützengilde, weil er eine sehr ruhige Hand hatte und bei allen Vereinswettkämpfen zuverlässig die meisten Ringe schoß, und einmal, 1925, Ilse war gerade drei Monate alt, wurde er sogar Schützenkönig, als er den letzten Teil des hölzernen Adler-Rumpfes abschob. An der großen, lauten, weinseligen Krönungsfeier am Abend konnte er allerdings nicht teilnehmen: Er lag, ganz plötzlich, schwer krank im Bett, mit gräßlichen blutigen Durchfällen, wie ich sie nicht einmal im Lazarett gesehen hatte, ein heftiger Rückfall der Krankheit, die ihn im Kriege beinahe das Leben gekostet hätte: Dysenterie, Bakterienruhr.“

Davon hatte ich nichts gewußt, und weil er in den nächsten Monaten viel Zeit hatte – es dauerte, bis er wieder arbeiten konnte –, schrieb er mir auf, was er damals erlebt hatte. Dabei war er genauso bedächtig und ungelenkt wie beim Erzählen,

und er schrieb mit den steifen Sütterlin-Buchstaben. Später habe ich dann alles abgetippt, hier: ‚Bericht über das Gefecht bei Apolonia am 20. Juni 1916‘ – bestimmt ein ganz und gar unbedeutendes Gefecht, das sonst kaum irgendwo erwähnt sein dürfte. Aber Paul war dabei.“

Anfang Juni 1916 wurde die 108. Infanterie-Division, zu der unser Regiment gehörte, von Dünaburg nach Wolhynien verlegt. Die 4. Österreichische Armee war geschlagen. In der Front klaffte ein weites Loch. Nach einer Eisenbahnfahrt von fünf Tagen wurden wir am ersten Pfingsttag gegen Mitternacht in Gology ausgeladen. Gegen 4 Uhr morgens marschierten wir weiter nach Czierany, wo wir nachmittags gegen 3 Uhr ankamen. Unsere Maschinengewehr-Kompanie bezog in einer großen Scheune Quartier. Etwa zwei Kilometer von Czierany wurde von unserem Regiment eine Aufnahmestellung ausgehoben. Drei Züge unserer Maschinengewehr-Kompanie waren den drei Bataillonen des Regiments zugeteilt worden. Unser Zug, dem ich als Richtschütze am Gewehr Federmann angehörte, blieb als Reserve zurück. Zu der Zeit hatten wir vier Maschinengewehre.

Am 14. Juni löste österreichische Infanterie unser Regiment ab. Durch die aufwirbelnden Staubwolken wurden die Russen aufmerksam und belegten Czierany mit schweren Granaten. Dabei hatten die Österreicher Verluste, sieben Tote und mehrere Verwundete.

Am nächsten Morgen, dem 15. Juni, marschierte unser Regiment ab. Die Maschinengewehr-Kompanie kam nach Ostrow, wo unser Zug teils in Zelten, teils in einer Scheune quartierte. Die anderen drei Züge marschierten weiter und gerieten am nächsten Tag in das Gefecht bei Babie; ein Unteroffizier und zwei Musketiere fielen, ein Maschinengewehr wurde durch Granattreffer zerstört.

Am 18. Juni marschierten wir von Ostrow nach Apolonia. Am Wegesrand lagen viele tote und schwerverwundete Russen, dazu, von dem Gefecht am 17. Juni, große Mengen an Kriegsmaterial. Gegen halb 7 kamen wir in Apolonia an, einem Straßendorf von etwa dreißig Häusern und Katen, mit blühenden Gärten davor. Bei einer Mühle bezogen wir Quartier in Zelten.

Am nächsten Morgen kam gegen 7 Befehl vom 3. Bataillon, wir sollten in Gefechtsreserve gehen. Wir marschierten auf Woronczyn zu und bogen in ein Wäldchen ab, wo wir Gewehr frei machten.

Unterwegs hatten wir mehrfach Schrapnellfeuer erhalten, hatten aber nur einen Verwundeten durch verirrtes Gewehrfeuer.

Nach etwa drei Stunden erfuhren wir, daß das Infanterie-Regiment 137 angreifen würde; nötigenfalls sollte unser Zug eingreifen. Dazu kam es aber nicht. Gegen Mitternacht gab der Zugführer Befehl zum Fertigmachen, und anschließend marschierten wir nach Apolonia zurück, wo wir unsere Zelte aufbauten. Um 7 Uhr morgens rückten wir dann zusammen mit dem 3. Bataillon wieder ab. Welche Aufgabe wir übernehmen sollten, wurde uns nicht mitgeteilt.

Auf der Straße nach Wladynirowka hielten wir bei einem einzeln stehenden Gehöft und machten Gewehr frei, während das Bataillon schon ausschwärmte. Dann wurden die Maschinengewehre den Kompanien zugeteilt, das Gewehr Federmann kam zur 10. Kompanie. Wir schwärmten in die Linien ein und mußten uns wegen heftigen Schrapnellfeuers sofort eingraben. Nachdem wir eine halbe Stunde gegraben hatten, kam Befehl, in mehreren dünnen Wellen – von Mann zu Mann etwa 30 Schritt – vorzugehen. Währenddessen wurde das Artilleriefeuer heftiger, und es kam Befehl, die Zwischenräume auf 50 Schritt zu erweitern. Auch unser Maschinengewehr ging vor. Wir hatten etwa 2000 Schuß bei uns. Das Gelände fiel zum Feind hin ab. Vor uns lag ein halbhohes Kornfeld, dahinter eine Brache, darauf ein kleines Gebäude, dann kam Sumpfgelände. Wir hatten bis dahin nichts vom Feind gesehen, wurden aber offenbar selbst beobachtet; ständig lagen wir unter gezieltem Artilleriefeuer. Es stellte sich dann heraus, daß das kleine Gehöft schon vom Bataillonsstab belegt war. Sprungweise arbeiteten wir uns weiter vor und gruben uns in der Infanterielinie ein.

Jetzt wurde durchgesagt, das Bataillon habe die Flankendeckung eines Angriffs rechts von uns zu übernehmen. Wir schwärmten deshalb nach rechts aus und erreichten im Sprung die Westseite eines kleinen Waldes, wo wir zu unserer Überraschung einen fertigen Stand für unser MG und auch Schützenlöcher vorfanden. In einer Baumgruppe gegenüber beobachteten wir einzelne Russen, eine Patrouille, die von der Infanterie mit Erfolg unter Feuer genommen wurde.

Wir erhielten dann Befehl, in die Linie des 3. Zuges der 10. Kompanie einzuschwärmen, der am Rande eines Kornfeldes Stellung bezogen hatte. Der Zugführer fragte uns nach dem Verbleib des Gewehrs Müller II. Hans Müller war mein Freund. Wir wußten aber nichts,

haben auch später nichts mehr von Gewehr Müller II und seiner Bedienung gehört.

Eine Gefechtsordonnanz brachte dann den Befehl, weiter links in Stellung zu gehen. Wir nahmen das Gewehr auseinander und krochen einzeln in die befohlene Stellung. Dabei wurden wir weiter beschossen. Ein Patronenkasten wurde durchschossen, ein Gurt mit Munition zerrissen.

Wir gruben uns in dem Kornfeld so ein, daß wir etwas Deckung behielten, bauten einen Gewehrstand für knieenden Anschlag und schlugen dann das Korn vor uns nieder, um freies Schußfeld zu haben. Jetzt konnten wir auch die russische Stellung gegenüber genau übersehen. Inzwischen war es drei Uhr nachmittags geworden, das feindliche Artilleriefeuer wurde wieder heftiger, und aus der gegenüberliegenden Stellung wurden wir mit MG und Gewehren beschossen. Als wir daraufhin begannen, die gegnerischen Stellungen zu bestreuen, ließ das russische Feuer nach.

Unser MG schoß sehr gut, es gab keine Hemmung. Zwischendurch wurde vom Zugführer des 3. Zuges noch mehrfach nach dem Gewehr Müller II gefragt. Müller II hätte die Deckung nach links übernehmen sollen. Wir konnten aber keine Auskunft geben.

Gegen Abend mußten wir zwei Kästen Munition von unserem Fahrzeug nachholen, weil wir ständig russische Feuerüberfälle beantwortet hatten. Gegen 7 Uhr trat dann bei unserem Gewehr eine Hemmung ein. Vermutlich war Sand in den Lauf eingedrungen, die Mündung hatte sich trichterförmig aufgebaucht. Wir nahmen das MG auseinander, um den Lauf zu wechseln. Der Lauf steckte aber fest, er ging nicht durch den Rückstoßverstärker hindurch. Daraufhin versuchten wir, den Rückstoßverstärker abzuschrauben, auch das ohne Erfolg. Schließlich bemühten wir uns, den Lauf durch starkes Ölen beweglicher zu machen, setzten das Gewehr wieder zusammen und füllten es mit Wasser, das wir aus dem Sumpf geholt hatten. Unsere Versuche zu schießen endeten aber immer sehr schnell, da der Lauf sich infolge der Wärme so ausdehnte, daß er wieder festsaß. Nach höchstens 50 Schuß mußten wir das Gewehr wieder abkühlen lassen.

Inzwischen lagen wir unter dem Feuer unserer eigenen Artillerie, die zu kurz schoß, obwohl wir mehrfach weiße Leuchtkugeln abschoßen. Welche Verluste wir dadurch hatten, weiß ich nicht. Von links her wurde dann durchgesagt, die Russen stießen in südlicher Richtung

vor. Wir konnten sie aber nicht beschießen, ein Hügel lag dazwischen.

Inzwischen dümmerte es. Rechts von uns hörten wir jetzt lautes Hurra-Rufen, konnten aber nicht feststellen, ob die Russen angriffen oder unsere Leute. Das Haus vor uns ging in Flammen auf und beleuchtete das Gelände. Ein besonders heftiger Feuerüberfall der Russen zwang uns in Deckung. Wir hatten einen Schwerverletzten durch Bauchschuß, der nach etwa einer Stunde starb. Dann brach die russische Infanterie zum Sturm gegen uns vor.

Der 3. Zug der 10. Kompanie war dadurch gezwungen, sich auf die Hauptlinie zurückzuziehen. Wir schossen weiter, so gut es ging. Nachdem unsere Munition verbraucht war, liefen auch wir mit unserem Maschinengewehr zurück. Dabei gerieten wir in den Sumpf und konnten deshalb nur noch sehr langsam vorankommen. Deshalb nahmen der Gewehrführer und ich das Gewehr aus dem Schlitten und ließen diesen stehen. Trotzdem kamen wir in dem Sumpf kaum vorwärts. Wir waren auch sehr erschöpft, dazu von Mücken zerstochen, und seit dem Morgen hatten wir nichts mehr gegessen, zu trinken nur Sumpfwasser gehabt, obwohl wir wußten, daß das nicht gesund sein konnte. Schließlich wurden wir auch noch von der eigenen Infanterie, die uns für Russen hielt, unter Beschuß genommen. Deshalb warfen wir zuletzt unser Maschinengewehr in ein mit Wasser gefülltes Granatloch und liefen mit erhobenen Händen und laut rufend auf den Wald zu, wo wir am Morgen geschantzt hatten. Dabei erhielt der Gefreite Federmann einen Schulterdurchschuß, während ich unverehrt die deutschen Linien erreichte.

Bald darauf mußte sich das Bataillon weiterzurückziehen, da die Russen mit großer Übermacht zu beiden Seiten vorgedrungen waren. Dieser Rückzug erfolgte ungeplant und zuletzt in völliger Unordnung. Ich geriet dabei in ein Sumpfloch und sank bis über das Koppel ein, konnte mich aber zuletzt doch noch selbst befreien. Gegen Mitternacht erreichte ich eine Aufnahmestelle vor Wladynirowka, wo eine Feldküche mit heißem Essen stand. Drei Tage später wurde ich von Apolonia aus, wo die Reste der Kompanie in Ruhe lagen, in das Lazarett eingeliefert, mit Ruhr.

„Ja,“ sagte sie. „So war er, genau so, Paul Loos, mein Ehemann. Nüchtern war er, sachlich, genau. Wenn er einmal schrieb, dann schrieb er Schulaufsätze im Stile des deutschen Realienbuchs

von 1912, auch seine Briefe waren so. Sonst schrieb er nur Rechnungen, die stimmten aber bis zur letzten Stelle hinter dem Komma. Er war eben so.“

„Du glaubst also, daß auch sein Bericht von diesem Gefecht bis zur letzten Stelle hinter dem Komma stimmt?“, fragte ich. „Man kann sich ja auch hinter einem Protokoll verstecken.“

„Paul nicht“, sagte sie. „Paul ganz bestimmt nicht. Er versteckte sich nicht, und er log nicht, er schwindelte nicht einmal. Er war ein einfacher Mensch. Er sagte Ja Ja und Nein Nein, wie er das in der Volksschule gelernt hatte, und als Soldat tat er genau das, was ihm befohlen wurde, genau so, wie es das Exerzierreglement für Maschinengewehr-Kompanien vorschrieb. Was er mühevoll aufschrieb, mit seinen nüchternen, trockenen Worten, das war für ihn die Wahrheit. Deshalb kam es ihm auch nicht in den Sinn zu fragen, ob die Befehle richtig oder auch nur zweckmäßig gewesen waren, die ihn und das Gewehr Federmann bis zur völligen Erschöpfung hin und her und hin und hin durch die wolhynischen Felder und Wälder und Sümpfe gejagt hatten. Er tat seine Pflicht für das Vaterland, wie er das gelernt und geschworen hatte, und daß er zuletzt sogar sein Maschinengewehr – ein defektes Maschinengewehr! – fortwerfen mußte, um sein Leben zu retten, das hat ihm wahrscheinlich mehr zu schaffen gemacht als das Sterben um ihn herum; denn der Tod war für ihn nicht mehr als ein Teil der Pflicht.“

„Schon ziemlich gaga“, meinte ich. „Obwohl – im Grunde haben wir das ja noch genau so gelernt, und das schon sehr früh, als Kinder. Die Wirklichkeit des Krieges sah dann allerdings ganz anders aus als in den Liedern und Sprüchen und Schwüren bei Fahnenweihen und Sonnenwendfeiern, ach ja, und der dumpfe Trommelschlag beim alljährlichen Heldengedenktag, heilig Vaterland in Gefahren! Mir wurde das ganz unerwartet klar an jenem 9. Februar, als wir, wie befohlen, um 9 Uhr morgens mit Koffern und Rucksäcken und Kartons am Kleinbahnhof auf den Zug warteten. Da fiel meiner Mutter ein, vielleicht habe sie die Wohnungstür nicht richtig abgeschlossen, und das in diesen unsicheren Zeiten! Also ging ich noch einmal ins Dorf, fand die Tür natürlich verschlossen, und

ich wollte rasch durch die Gärten zum Bahnhof zurücklaufen, als ich plötzlich am Waldrand gegenüber, keine 200 Meter entfernt, ein Rudel russischer Panzer sah. Ich sah sie, erschrocken, vor allem aber hörte ich sie, mächtige T 34 mit röhrenden Motoren, Panzer wie in der Wochenschau, aber zum erstenmal ohne die gewohnte untermalende Marschmusik: kreischender Stahl stattdessen, dröhnende Motoren, irrsinnig rasselnde Ketten, betäubende Abschüsse, und als dann einer der Panzer von einer Panzerfaust getroffen wurde, brach in wahnsinnigem Feuer und Bersten die Welt auseinander, ohne Wagner-Musik, meine heroische Wochenschau-Welt.

Ich lief, lief, lief, erreichte den Bahnhof noch vor dem Zug, der uns in Sicherheit bringen sollte, warf mich atemlos in den feuchten Schnee, zitternd, konnte meiner Mutter nicht sagen und nicht einmal meinem Bruder, was ich gesehen hatte: den Tod, den Tod für das Vaterland, irgendein Vaterland, irgendeinen Tod, ohne Musik.

Ich sagte: „Unsere Tür war abgeschlossen!“

„Gott sei Dank!“, sagte meine Mutter.

Dann kam endlich der Zug, eine keuchende Lokomotive mit einer Reihe von Güterwagen – soll ich weiterlesen?“

„Lieber nicht, bitte“, sagte sie. „Ich bin schon wieder müde. Später vielleicht. Oder wenn Claudia heute nachmittag kommt – sie will doch kommen, ja? Sie kann mir vorlesen.“

Im Flur klingelte es.

Peter sah mich erstaunt an: „Jetzt schon, Kerstin? Ich dachte, du wolltest –“

„Wir hatten keine Lust mehr“, sagte ich. „Und Monika wollte gern nach Hause, das Essen richten für dich. Mike ist heute gar nicht erst gekommen, wahrscheinlich hat er verschlafen, der Jetlag, und das Größte haben wir immerhin geschafft. Morgen bestelle ich einen Trödler und einen Container vor das Haus, Moni will sich dann darum kümmern, ich habe ja erst am Nachmittag wieder Zeit. Sie will mir auch die Bücher von Onkel Jürgen bringen, die ich mir ausgesucht habe, dazu einen großen Karton mit Briefen – gestern habe ich nur mitgenommen, was zufällig da herumlag.“

„Dann kann ich jetzt also gehen?“, fragte er.

„Aber ja. Monika wartet schon auf dich. Und schönen Dank für deine Hilfe. Eigentlich müßte ja Mike sich bedanken, tut er später vielleicht noch. Übrigens könnt ihr jetzt täglich von purem Silber essen. Monika hat das große Besteck gleich mitgenommen. Nur die Messer sind ziemlich angerostet, und die Suppenlöffel sind einfach zu groß, gemacht für das deutsche Mundwerk zu Kaisers Zeiten und nicht für unseren bescheidenen BRD-Standard. Aber alles in 800er Silber, für 12 Personen!“

„Die Klingen kann ich ja austauschen“, sagte er. „Und Suppe essen wir sowieso nur aus Tassen, wenn überhaupt. Moni freut sich bestimmt.“

„Ein großer Besteckkasten ist auch dabei“, fiel mir ein. „Mahagoni poliert und ausgeschlagen mit blauem Samt, passend für alle Teile des Bestecks.“

Ich sah ihm nach. In letzter Zeit hinkt er ein bißchen, zieht das rechte Bein nach. Monika weiß das auch. „Er wird eben alt“, sagte sie heute morgen. „Hoffentlich wird er alt.“

Großmutter schlief. Ich stellte den Teetopf in die Küche. Im Ausguß, einer Doppelspüle, lag ein Scheuerkissen mit Resten von Angebranntem, daneben Haufen von Teeblättern. Ich ärgerte mich darüber, und ich ärgerte mich über mich, daß ich mich ärgerte. Männer sind eben so, die meisten jedenfalls, schlampig, ich muß mich nicht über fremde Männer ärgern.

Ich nahm die Mahlzeit aus dem Tiefkühlfach, Essen auf Rädern, Sonntag: Huhn mit Reis, Holländische Soße, sah auf die Uhr: Halb 12 erst, viel zu früh. Sie aß kaum noch die Hälfte der Mahlzeiten, nie aß sie aber vor 12 Uhr 30. Ich hatte Zeit, Zeit zum Lesen in Onkel Jürgens Papieren, zufällig erhalten und vom Zufall vermischt, lange Briefe und einzelne Blätter ohne Anrede, ohne Schluß, die meisten auf staubgrauem Durchschlagpapier, in blauer Maschinenschrift, manchmal auch bläblich schwarz und verwischt, über allem ein leichter Modergeruch, Schlacken, Fragmente:

– dann sollten wir uns einmal in Ruhe zusammensetzen, Adalbert, gleich nach dem Krieg, wenn wir dann noch leben. Ich glaube, daß jetzt, nach viereinhalb Jahren, alles auf des Messers Schneide steht;

die Entscheidung muß wirklich bald fallen. Wahrscheinlich kann nach dem Verlust von Oberschlesien und der Abschnürung des Ruhrgebiets nur noch ein Wunder das Schlimmste verhüten. ‚Mensch‘, sagt Tünnies zu Schäl. ‚Wenn wir dat vorher jewußt hätten, dann hätten wir diesen uns aufgezwungenen Krieg doch gar nicht erst angefangen!‘

Aber im Ernst, lieber Adalbert, die Nachrichten werden doch von Tag zu Tag schlechter. In der ganzen Anlage dieses Krieges muß ein furchtbarer Fehler stecken, und nachdem nun schon seit Jahren ein Fehlschlag auf den anderen folgt, kann ich nicht aufhören, darüber nachzugrübeln. Der Gedanke allerdings, daß dieses jahrelange Ringen um Freiheit und Lebensraum für unser Volk vergeblich gewesen sein könnte, daß wieder Millionen von deutschen Menschen ihr Leben umsonst verloren hätten, dieser Gedanke ist so unerträglich, daß man ihn einfach nicht zu denken wagt. Deshalb darf es kein Nachlassen des Widerstands geben, solange es auch nur die geringste Möglichkeit einer Rettung gibt, dann findet auch der letzte, verzweifeltste Kampf noch seinen Sinn – das wissen alle Deutschen, und das schweißt uns zusammen. Mehr als das, was wir jetzt noch verlieren können, würden wir auch nicht behalten, wenn wir endgültig unterliegen sollten. Was wäre das für ein Leben, das uns dann noch erwartete? Der Jude wird keinen Unterschied machen zwischen schuldig und unschuldig. Ausgestoßen und geächtet von der ganzen Welt, unfrei, aus der Heimat vertrieben, würden wir unser Leben in einem Sklavendasein dahinfluten müssen, ohne Hoffnung, jemals unser Los verbessern zu können.

Wie schauerlich ist das Los der Volksgenossen, die den Bolschewiken in die Hände gefallen sind! Schlimm ist es schon denen ergangen, die in überstürzter Flucht ihr Leben in Sicherheit bringen mußten. Endlose Flüchtlingszüge sind hier durchgekommen, Menschen, die alles im Stich lassen mußten, was Generationen aufgebaut hatten. Einige hundert Verletzte und Schwerkranke fanden in unserem Krankenhaus Aufnahme, nicht wenige sind inzwischen den Verletzungen und Erfrierungen erlegen. Es ist wirklich nicht zu beschreiben, in welchem Zustand diese armen Menschen hier ankamen. Kinder sind dabei, die nichts von ihren Eltern wußten, manchmal nicht mal ihre Namen angeben konnten, und alte Menschen, die buchstäblich verrückt geworden sind, ohne Erinnerungen, ohne jede Orientierung. Und dies ist ja nur ein kleiner, zufälliger Ausschnitt aus der unendlichen Not, die

unser Volk erleiden muß. Wenn das alles wirklich umsonst gewesen wäre, lieber Adalbert, dann sollte man nie mehr von einer gerechten Vorsehung reden, die angeblich die Geschichte lenkt. Oder sind wir wirklich ein verfluchtes Volk, das von dieser Erde getilgt –

Am 14. April 1943

Liebe Mama! In Eile nur ein lieber Gruß für Dich, eigentlich nur eine Nachricht, die Du aber, bitte, für Dicht behältst, vor allem erzähle Anni nichts davon. Morgen fahre ich nach Bethel bei Bielefeld, um unseren Berthold dort einzuliefern. Du weißt ja, wie viel Mühe wir uns mit dem Jungen gegeben haben; doch seine Krankheit – die Ärzte schweigen sich meistens darüber aus, sprechen höchstens einmal von epileptischen Anfällen oder zirkulärem Irresein, was durchaus keine Erbkrankheit sein müsse, sondern wahrscheinlich eine Folge der Frühgeburt sei – hat sich leider nicht gebessert, im Gegenteil, und seine weitere Entwicklung macht uns große Sorgen. Er ist ja nicht einmal für die Hilfsschule angenommen worden, und nachdem wir jetzt unsere treue Olga verloren haben, ohne Aussicht, jemals wieder eine Patientin als Hilfe zugewiesen zu bekommen, haben wir uns zu dem Entschluß zur Trennung durchgerungen und Berthold in Bethel angemeldet, wo ich, dank der Vermittlung meines Kollegen Korszanowski, einen hilfsbereiten Ansprechpartner gefunden habe. Die Bodelschwinghschen Anstalten genießen einen sehr guten Ruf, auch heute noch, und nach menschlichem Ermessen sind sie ein sicherer Aufenthaltsort für unseren Kleinen. Bethel hat ja nicht einmal die bei Kriegsbeginn vom Führer befohlene und vom Reichsverteidigungskommissar angeordnete Aktion weisungsgemäß durchgeführt, an der auch wir damals als Heil- und Pflegeanstalt mitwirken mußten. Unser Direktor Brach hielt diese Weigerung damals für völlig unverständlich und bezeichnete sie als Hochverrat. Ich habe mich dazu einer eigenen Meinung und Wertung enthalten, schließlich war und bin ich Verwaltungsbeamter und habe als solcher meine Pflicht zu erfüllen. Daß es aber unumgänglich war, unter dem Zwang unausweichlicher Einsparungen an Personal und Geld die Geisteskranken in bestimmten Anstalten zusammenzuführen, wird wohl jeder einsehen in einer Zeit, da wir alle für Deutschland und unseren Schicksalskampf Opfer bringen müssen – das Kleine Einmaleins gilt schließlich auch bei uns. Nur auf diese Weise war es ja auch möglich, unsere Anstalt zu

einem modernen Krankenhaus umzugestalten, das sich gerade in der Zeit schwerster Terrorangriffe der Briten und daher rührender Menschenverluste großartig bewährt hat.

Jedenfalls haben wir alles sehr sorgfältig erwogen und sind zuletzt zu der Überzeugung gekommen, daß unser Berthold es in Bethel gut haben wird, wahrscheinlich viel besser als zuhause, zumal Erna in ihrem Dienst genau so angespannt ist wie ich – da bleibt einfach nicht mehr genügend Zeit für die Pflege eines kranken Kindes. Morgen fahren wir also mit der Bahn nach Bielefeld, und der Junge freut sich schon darauf, es ist seine erste Eisenbahnreise. Erna ist im Augenblick leider unabhkömmlich, die Post ist nur noch halb besetzt, obwohl doch die ganze Stadt täglich auf Feldpostbriefe wartet – sie arbeitet von morgens früh bis abend spät, wirklich vorbildlich. Wenn alle Volksgenossen sich überall an ihrem Platz so einsetzen würden, dann wäre mir um unser Vaterland nicht bange.

Noch einmal also, liebe Mama: Erzähle, bitte, nichts von unserem Vorhaben, auch nicht Deinen Stiftsdamen, vor allem aber kein Wort darüber zu Anni, die würde uns sicher nicht verstehen. Sie hat uns ja schon seit Jahren nicht mehr besucht – Erna meint, weil der Anblick unseres Berthold nicht zu ihrem Bild von der gesunden deutschen Familie paßt. So etwas möchte ich aber von meiner Schwester nicht annehmen. Man muß ihr zugute halten, daß sie durch ihren Kriegseinsatz für die Frauenschaft und für die Mitterschule sehr stark belastet ist.

Für heute sende ich Dir herzliche Grüßen, auch von Erna und Thomas, der gerade zum Jungenschaftsführer befördert worden ist und stolz seine rotweiße Führerschnur trägt –

Sarzbüttel, am 3. Juli 1934

Liebe Mama, lieber Papa!

Von unserer ersten gemeinsamen Urlaubsreise senden wir Euch herzliche Grüße. Wir hoffen sehr, daß es Euch und unserem Thomas gut geht. Wir sind so beruhigt, daß Ihr den Jungen hütet, so haben wir doch einmal richtig Zeit für uns, und Ihr habt die Freude an Eurem ersten Enkelkind. In wenigen Tagen sind wir ja schon wieder zuhause. Heute sollt Ihr aber schon einmal einen ausführlichen Reisebericht bekommen.

Wir sind also, wie geplant, am 28. Juni losgefahren. Die Räder

waren in Ordnung, das Gepäck erträglich. Ich hatte Erna empfohlen, alle die Sachen, die sie unbedingt mitnehmen wollte, auf einen Fußschemel zu legen, und was darauf nicht Platz hätte, das müßte dann eben zuhause bleiben. Daran hielt sie sich zwar nicht, das war wohl auch nicht zu erwarten, Ihr kennt Eure Tochter ja selbst; trotzdem waren wir aber nicht übermäßig belastet.

Für mich war es allerdings nicht ganz einfach, mich von der Arbeit im Dienst und in der SA freizumachen. Noch in der Nacht von Dienstag auf Mittwoch machte ich meinen Kassenabschluß für den Marinesturm (für Juni) und hatte dabei noch einige Stunden mit einem Fehlbetrag von 1,30 Mark zu kämpfen, bis ich ihn schließlich kurz vor halb 3 entdeckte und beruhigt einschlafen konnte. Nachdem ich mich dann am Vormittag von meinen Kollegen verabschiedet und noch einiges aufgearbeitet hatte, kam nachmittags der Sturmbann-Verwaltungsführer und übernahm die Sturmkasse mit allen Büchern und Belegen. Auch bei der SA hat eben alles seine Ordnung, das wird Papa beruhigen, und auch mir gibt das ein sicheres Lebensgefühl.

Am anderen Morgen, Donnerstag, standen wir schon kurz vor fünf Uhr auf und machten uns reisefertig. Die Antenne wurde geerdet, Fenster und Türen kontrolliert, die Gashähne geschlossen, das Gepäck auf den Rädern befestigt, und um 7 Uhr starteten wir bei freundlichem, fast windstillem Wetter. Unterwegs rasteten wir eine Viertelstunde im Chausseegraben, leisteten uns aber später doch ein richtiges Mittagessen in einem Gasthof an der Straße. Dann ging es bei steigender Hitze über ziemlich staubige Straßen gen Westen, über Wrist nach Heiligenstedten, wo wir ziemlich erschöpft und zuletzt noch von einem Gewitterregen durchmüßt gegen 8 Uhr eintrafen. Heini Bredfeld und Anneliese hatten uns schon erwartet, sie begrüßten uns ganz herzlich, und wir mußten uns durch eine große Schlachtplatte – alles aus eigener Schlachtung – hindurchfuttem. Der Abend wurde allerdings nicht lang, wir waren doch rechtschaffen müde.

Am anderen Morgen waren wir aber schon früh wieder auf den Beinen. Bredfelds haben als Dienstwohnung ein hübsches Häuschen am Deich, das ganz und gar berankt ist, richtig heimelig. Es wurde dann ein herrlicher Tag. Die Sonne strahlte vom Himmel, die Luft war klar und rein, und eine leichte Brise sorgte dafür, daß es nicht zu heiß wurde. Ich besuchte Heini in seinem Büro, während Erna in der Küche half, und später legte ich mich eine Stunde an den Deich. Nach-

mittags badeten wir alle in der Stör. Den Kaffee tranken wir unter der schönen Edeltanne im Garten, sehr erholsam und gemütlich, und gegen Abend machten wir noch einen langen Spaziergang am Deich entlang, die Dächer von Itzehoe leuchteten rot in der Abendsonne.

Gern wären wir noch einen Tag länger geblieben, hatten uns aber schon bei Adalbert Meinerts und seiner Frau Meta angemeldet. So radelten wir also weiter, ließen uns bei Hochdonn über den Kanal setzen, aßen unsere Mitnehmbröte im Schatten eines Wirtshausgartens mit Blick auf die Hochbrücke und die Schiffe im Kanal – sogar ein schlanker Leichter Kreuzer fuhr gerade hindurch, wahrscheinlich war es die „Emden“ –, und zum Mittagessen waren wir dann, trotz zeitweise heftigen Gegenwindes, in Meldorf. Nach dem Essen – Meta hatte sich besondere Mühe gemacht mit einem Kalbsrollbraten, wie ich ihn schon lange nicht mehr gegessen hatte – wurden bequeme Liegestühle in den Garten gestellt, und ich schlief darin lange und gut. Zum ersten Mal wurde mir dabei richtig bewußt, daß wir Urlaub hatten, richtigen Urlaub.

Anschließend kamen dann allerdings sehr unruhige, aufregende Stunden. Adalbert mußte dauernd ans Telefon, der Landrat war auf Urlaub und nicht zuhause, so daß alles an Adalbert hängenblieb. Ein Funkspruch jagte den anderen. Es wurde auf bestimmte SA-Führer gefahndet. Später hieß es, es seien sogar einige SA-Führer erschossen worden, und der General Schleicher hätte in Berlin Selbstmord begangen. Um 16 Uhr wurde die SS alarmiert, die Trupps fuhren auf großen offenen Lastwagen vorüber, sie sangen aber nicht. Adalbert mußte wieder aufs Amt und ließ das Kreishaus von der Polizei besetzen. Es war wirklich unheimlich aufregend, der eigentlich geplante Kinobesuch fiel natürlich aus; bis in die späte Nacht klingelte immer wieder das Telefon. Adalbert war selbstverständlich zu absoluter Verschwiegenheit verpflichtet, und er schwieg auch beharrlich, so daß wir erst am nächsten Morgen aus der Zeitung erfuhren, was wirklich geschehen war, daß der Führer dieses Krebsgeschwür abartiger Lüstlinge mit hartem Schnitt beseitigt hatte. Leider mußte Adalbert auch noch den ganzen Sonntagmorgen auf dem Kreishaus zubringen, so daß wir gar nichts zusammen unternehmen konnten. Aber eine alte Freundschaft hält so etwas ja aus, und wir wurden mehr als entschädigt durch das unmittelbare Miterleben dieser historischen Stunden in der Nähe des amtlichen Telefonapparates – eine bis dahin nie erlebte

Spannung, die sich erst legte, nachdem die Angelegenheit durch das entschlossene Eingreifen des Führers erledigt worden war.

„Mehr möchtest du wirklich nicht essen, Großmutter?“

„Nein, danke. Ich mag nicht mehr, auch nicht den Nachtsch. Später vielleicht ein paar Trauben.“

Ich trug das Geschirr in die Küche, überlegte einen Augenblick lang, ob ich Monika anrufen sollte, ließ das aber, es war schon halb 2, und im Grunde war es mir gleich, wer mich am Nachmittag ablösen würde.

Als ich wieder ins Zimmer trat, hatte sie sich zurückgelegt. „Du solltest auch etwas ruhen“, meinte sie.

Ich sei aber gar nicht müde, sagte ich, hätte recht gut geschlafen letzte Nacht, und lieber würde ich noch etwas in Onkel Jürgens Briefen lesen, das sei für mich unheimlich interessant. Allerdings hätte ich dazu eine Frage, die sie mir vielleicht beantworten könnte: Wer habe eigentlich behauptet, daß Onkel Jürgen sich damals gegen die Regierung gestellt habe? Aus seinen Briefen ergebe sich das eigentlich nicht, eher sogar das Gegenteil.

Sie schüttelte unwillig den Kopf: „Das fragst du mich?! Natürlich hat er selbst das gesagt, allerdings erst nach 45, wie viele andere auch. Vor dem Zusammenbruch habe ich von ihm nichts Derartiges gehört, zum Glück, sonst hätte ich vielleicht sogar gegen meinen eigenen Bruder einschreiten müssen; die Vorschriften und Gesetze waren eben so, und wir waren im Krieg. Ich selbst bin einmal angezeigt worden wegen einer unüberlegten Bemerkung über Goebbels, das war damals so, da hielt man besser den Mund. Aber gegen die Regierung – nein, für Jürgen kam das gar nicht in Frage, als Beamter und überhaupt, bei seiner Erziehung, seinem Charakter, da bin ich mir ganz sicher. Nur einmal war er richtig empört, 1933, das weiß ich noch genau, als die jüdischen und marxistischen Bücher ausgesondert und öffentlich verbrannt worden waren, das ging ihm entschieden gegen den Strich, schon wegen der vernichteten Werte, er kannte ja die Buchpreise. Er war auch richtig zornig, als er seine eigenen Bücher bei uns abholen wollte – endlich hatte er eine kleine Wohnung gefunden mit Platz für

ein Bücherbord –, und da hatten wir die Bücher schon abgeliefert, in seinem eigenen Interesse. Wochenlang haben wir damals nichts mehr von ihm gehört. Aber später hat er sich in die Volksgemeinschaft so eingefügt, wie das von einem Staatsdiener erwartet wurde. Er fiel eben nicht weiter auf und machte mit bei dem großen Aufbauwerk, da gab es mehr als genug zu tun, das Elend vor 33 könnt ihr euch heute überhaupt nicht mehr vorstellen, da konnte wirklich niemand guten Gewissens abseits stehen, der sein Vaterland liebte.“

„Aber daß jemand sich weigerte mitzumachen – das hat es damals doch auch gegeben?“

„Was ihr immer fragt! Natürlich kam das vor, Querköpfe hat es zu allen Zeiten gegeben, in jeder Gesellschaft. Ewerdysn waren aber immer solide Bürger, die dem Kaiser gaben, was der Kaiser verlangte. Wie sollte ausgerechnet mein kleiner Bruder ausbrechen aus dem Bewährten?! Die Bücherverbrennung, na ja, die hat ihn natürlich geärgert, das ist ja auch verständlich. Er war wohl überhaupt etwas überdreht von dem vielen Lesen, vielleicht auch ein bißchen zu gescheit für unsere Familie und unsere Stadt – wenn du weißt, was ich meine. Das war eben sein Schicksal, zumal er die Schule ja nur bis zur Mittleren Reife besuchen und nicht studieren konnte, daran war gar nicht zu denken. Aber sich quer zu stellen, dafür war Jürgen denn doch zu klug, vor 1945 ebenso wie danach. Er mußte ja auch an seine Familie denken und an seine Karriere, von nichts kommt nichts, das war schon immer so. Doch nach dem Krieg konnte er glaubwürdige Zeugen benennen, daß er eigentlich schon immer dagegen gewesen war und sogar gegen uns gearbeitet hatte.“

„Gegen wen, Großmutter?“

„Ach, Kerstin, stell‘ dich bitte nicht dumm! Gegen uns, gegen die ganz große Mehrheit der Deutschen, mindestens 98 Prozent, die sich damals mit aller Kraft einsetzte für unser Volk, unser Reich.“

„In seinen Briefen habe ich jedenfalls bis jetzt nichts davon gefunden“, meinte ich.

„Du wirst auch nichts finden“, sagte sie. „So etwas zu schreiben, das wäre gefährlich gewesen, das weißt du doch auch, ganz

abgesehen davon, daß mein Bruder mehr dazu neigte sich anzupassen als aufzubegehren, er war eben so. Im übrigen war das alles nicht so einfach und so eindeutig, wie ihr klugen Kinder euch das heute vorstellt. Wenn ich nur daran denke, was für Ärger unsere Mama bekam, als sie Tante Jenny und Onkel zusammen im Hansenschen Erbbegräbnis beisetzen lassen wollte! Wäre sie nicht eine geborene Hansen gewesen, ich weiß nicht, was ihr passiert wäre. Wahrscheinlich hätte auch ich ihr nicht helfen können, trotz meiner Stellung in der Frauenschaft. Du kannst dir nicht vorstellen, wie erleichtert ich war, als die dumme Geschichte unauffällig beigelegt werden konnte.“

„Tante Jenny? Wer war denn das? Und was war mit dem Onkel?“

„Nun ja, es war eine Mesalliance von vornherein, die ganze Familie war gleich dagegen gewesen, obwohl Herr Bernstein getauft war. Leider erwies sich dann ziemlich bald, wie berechtigt die Bedenken und Zweifel gewesen waren. Doch Tante Jenny – eine Kusine von Mama – hatte den dicken Hansen-Schädel, und Herr Bernstein galt damals noch als gute Partie. So gab es tatsächlich eine große Hochzeit mit Schleier und weißer Kutsche und Halleluja, Mama war eine der Brautjungfern und durfte die Schleppe tragen. Herr Bernstein war damals ein stattlicher Mann mit etwas südländischem Charme, der als Prokurist und Teilhaber der neu gegründeten Zuckerfabrik auf Aktien in unsere Stadt gekommen war, und weil jedermann ihn für besonders geschickt und geschäftstüchtig hielt – man wußte schließlich, mit wem man es zu tun hatte –, legten viele Bürger ihre Ersparnisse und dazu noch geliehenes Geld von der Stadtsparkasse in Aktien der Zuckerfabrik an. Daß das Unternehmen dann rasch und unvermutet in Konkurs gegangen war, auch als Folge mehrerer Mißernten der Rüben-Bauern, hatte man Bernstein nie verziehen, der in unserer Familie nie bei seinem Namen genannt wurde: Stets hieß er nur ‚Onkel‘, ein Falleur, ein Nicht-Bürger, der sich von seiner Frau – Tante Jenny – halten lassen mußte.“

„Und wie machte sie das? Das muß damals doch ziemlich schwierig gewesen sein!“

„Natürlich. Doch Tante Jenny ließ sich nicht unterkriegen

und machte das zu ihrem Beruf, was sie in ihrer Höhere-Tochter-Jugend an ‚Handarbeiten‘ gelernt hatte, das Sticken, Häkeln und Stricken, was man damals so lernte, sogar das geduldige Klöppeln beherrschte sie, und außerdem verstand sie sich auf eine gefällige Ölmalerei nach Kunstdruck-Vorlagen, romantische Abendlandschaften und nordische Meereswellen, auch liebliche Blumen, die, golden gerahmt, jeden Salon zieren konnten. Im Vorderzimmer eines engen Altstadthauses in der Rosenstraße – ihr väterliches Erbe – fertigte sie auf Bestellung Schals und Westen und Jabots, auch üppige Paradekissen und Überdecken nach Spreewälder Art, und in den besseren Familien der Stadt beschenkte man sich mit Tante Jennys zarten Damentaschentüchern und spitzenbesetzten Abendtäschchen, auch ihre Häkeldecken – oft nach eigenen Entwürfen – waren sehr beliebt. Nebenher erteilte sie für einen Stundenlohn von fünfzig, später sechzig Pfennigen den heranwachsenden Töchtern der Bürgerfamilien Unterricht in ihren Künsten, und zusätzlich verdiente sie ein paar Pfennige mit dem Verkauf von Garnen und Wolldocken, auch Nähseiden in allen Regenbogenfarben. Alles in allem reichte das für ein bescheidenes Leben.“

„Eine tolle Frau!“, sagte ich. „Und der Onkel, was machte der?“

„Nichts“, sagte sie. „Gar nichts, einfach nichts. Bürgerlich war er tot – ‚out‘ würdet ihr heute sagen –, und damit mußte er leben. Dabei war er ein freundlicher Mensch, trotz allem. Ab und zu habe ich die beiden Alten besucht, immer am Heiligen Abend, um einen Korb mit Eßwaren und einer Flasche Samos abzugeben, gelegentlich aber auch im Sommer mit Taschen voller Fallobst, Äpfel und Birnen und Pflaumen aus unserem Garten. Nie schienen sie unglücklich oder auch nur unzufrieden, obwohl beide unter der Last ihrer Jahre litten, das Rheuma krümmte sie, und Tante Jenny war ständig geplagt von Asthma und chronischem Bronchialkatarrh, zumal das Haus – nach dem großen Stadtbrand vor über hundert Jahren schlicht und ohne Keller gebaut – so feucht war, daß im Sommer die Tapeten faulten, und im Winter bildete sich an der Außenwand des unbeheizten Schlafzimmers manchmal eine glitzern-de Eisschicht. Nur in der geräumigen Küche zum Hof hin, mit einem blitzenden Kohleherd, war es stets warm und trocken.

Hier besorgte der Onkel die kleine Hauswirtschaft – Frau Hempel, die Zugehfrau, half ihm dabei zweimal drei Stunden die Woche –, und hier hockte er auch, mit einer ganzen Auswahl verschiedener Lupen und Pinzetten, über den Briefmarkensammlungen, die er in der Zeit seines Wohlstandes gekauft und später mit geringen Mitteln – vor allem aber durch geschickten Tausch – ergänzt und erweitert hatte. Stolz war er vor allem auf zwei Alben mit sorgfältig gesteckten Luftpostmarken, und sein wertvollster Besitz war eine fast vollständige Spezialsammlung von Zeppelin-Marken, die damals schon selten und kostbar waren. Im Küchenschrank bewahrte er außerdem mehrere pralle Alben mit einer unübersehbaren Fülle von Notgeldscheinen aus der Inflationszeit, die mit ihrem vielfältigen Bilderschmuck und holzschnittartigen Sprüchen, in kräftigen Farben oder schwarzweiß gedruckt, sein immer neues Entzücken waren: Wertloses Geld, aber Kunst. Auch Eberhard freute sich später daran.“

„Onkel Eberhard hat das alles also geerbt?“

„Ach Kerstin, das ist eine lange Geschichte, auch eine dumme Geschichte, wie das mit Erbschaften manchmal so geht. Vielleicht erzähle ich dir das später mal, jetzt bin ich müde.“

„Aber das mußt du mir noch erzählen, Großmutter: Wie war das mit der Beisetzung im Hansenschen Erbbegräbnis?“

„Also gut, weil du es bist. Tante Jenny starb 1942, Anfang März, nach einem langen, kalten Winter, ihr harter Husten war noch auf der Straße zu hören gewesen. Sie war noch nicht beigelegt, als ich in die Rosenstraße gerufen wurde. Onkel war nicht wieder aufgewacht. Er hatte wohl zunehmend unter Depressionen gelitten, war auch seit Monaten nicht mehr in der Stadt gesehen worden, vielleicht, weil er seit dem letzten Herbst den gelben Stern tragen mußte – Frau Hempel hatte den annähen müssen, wie sie mir erzählte, exakt auf der linken Brustseite; Tante Jenny hatte sich geweigert, dafür habe sie nicht Nähen gelernt. Auf dem Nachttisch neben Onkels Bett fand ich ein Schreiben der Stadtverwaltung, ab dem 13. März müsse auch die Wohnungstür mit einem vorschriftsmäßigen Judenstern gekennzeichnet werden, nachdem Frau Jenny Bernstein dort nicht mehr wohnhaft sei. Die Vorschriften waren zwar

wirklich so, doch mit ein bißchen Taktgefühl hätte sich das sicher um ein paar Tage hinausschieben lassen. Auf mich kamen jedenfalls die Schwierigkeiten mit der doppelten Beisetzung zu, Mama bestand darauf – mit Rücksicht auf die Familie, aber auch aus Kostengründen –, beide Bernsteins sollten gemeinsam im Hansenschen Erbbegräbnis beigesetzt werden. Sogar unser Pastor Lehmsiek riet zur Nachgiebigkeit, die Vorschriften seien eben so, und mit Mamas eigenwilligem Beharren werde doch niemandem geholfen, auch nicht Herrn Bernstein. Schließlich einigte man sich darauf, daß Onkel vorab eingäschert und seine Urne dann unauffällig in Tante Jennys Eichensarg gelegt wurde, ohne besondere Erwähnung bei der Trauerfeier; dagegen hatte auch Pastor Lehmsiek nichts einzuwenden. Nach dem Krieg hat Mama dann eine kleine Marmortafel gestiftet, auf der ich zum ersten Mal Onkels Vornamen las – ‚Für Jenny und Friedrich Bernstein‘. Inzwischen ist die aber auch schon wieder überwuchert, es waren ja keine Nachkommen da, die sich um die Grabpflege gekümmert hätten. So regelt sich eben alles im Laufe der Zeit von selbst – ach ja. Vielleicht ist es das, was mich so müde macht.“

Ich ließ die Tür halb offen stehen, setzte mich wieder in die Küche. Irgendetwas hatte sie mir verschwiegen. Ich hätte nachfragen sollen. Tante Jenny und Onkel. Onkel und Tante Jenny und die Familie. Darüber spricht man nicht. Das ist eben so, das war eben so, das kannst du doch nicht verstehen.

Schließlich nahm ich wieder Onkel Jürgens Papiere, blätterte darin – wo hatte ich aufgehört zu lesen:

– nachdem die Angelegenheit durch das entschlossene Eingreifen des Führers erledigt worden war. An diesem Sonntagnachmittag blieb uns gerade noch Zeit für einen schönen Spaziergang durch die friedliche Stadt, und abends spielten wir zweieinhalb Stunden Doppelkopf, Adalbert gewann mal wieder.

Am anderen Morgen starteten wir dann zu unserem nächsten und letzten Ziel, dem hübschen Sarzbüttel, nachdem wir uns noch einmal ganz herzlich bei unseren Freunden für dieses wirklich unvergeßliche Wochenende bedankt hatten. Hier, bei Tante Sophie, ist es nun so ruhig und schön wie in meiner Kindheit, und wir genießen die letzten

Urlaubstage zwischen den blühenden Gärten, bei flimmernder Hitze und unter Lerchengesang, wirklich die reine Erholung, zumal es an Guter Butter natürlich nicht fehlt.

Heute abend kam durchs Radio – Ihr werdet das auch in der Zeitung lesen – die Meldung, daß die Reichsregierung ein Gesetz über Maßnahmen der Staatsnotwehr beschlossen und verkündet hat, unverkennbar im harten Stil der neuen Zeit, mit einem einzigen Artikel, daß nämlich die zur Niederschlagung hoch- und landesverräterischer Angriffe am 30. Juni, 1. und 2. Juli vollzogenen Maßnahmen als Staatsnotwehr rechtens waren. Damit ist also diese doch eher unappetitliche Angelegenheit amtlich und sauber abgeschlossen, und das beruhigt mich als einen – wenn auch geringen – Diener unseres Staates doch sehr. Die alten preußischen Tugenden von Pflicht und Recht und Ordnung müssen gerade im Dritten Reich uneingeschränkt Gültigkeit behalten, davon bin ich tief überzeugt, sonst wäre alles umsonst und verloren. Unsauberkeiten jedenfalls und moralische Haltlosigkeit, wie sie in Teilen unserer Führung so erschreckend um sich gegriffen hatten, müssen ein für allemal ausgerottet werden. Deshalb hat der Führer als oberster Wahrer des Rechts den Dank des ganzen Volkes dafür verdient, daß er – als alter Frontsoldat – so beherzt zugegriffen und durchgegriffen hat. Das ist auch die allgemeine Stimmung hier: Wohin man auch hört, überall findet man nur Erleichterung und vollste Zustimmung. Auch Tante Sophie, die ja immer noch kaisertreu ist, meinte, daß eben jeder Saustall einmal gründlich ausgemistet werden müsse.

Bis bald also, wir kommen am Sonntag zu Euch und holen unseren Thomas ab, und darauf freuen wir uns schon sehr. Viele liebe Grüße von uns beiden Glücklichen, auch an Ernas Brüder, die als brave SA-Männer in diesen historischen Tagen bestimmt das Ihre geleistet haben,

Schriftliches Zeugnis

Herr August Korszanowski, geboren am 11. November 1909, ist mir aus jahrelanger gemeinsamer Tätigkeit in der Verwaltung des Landeskrankenhauses, vormals Landes-Heil- und Pflgeanstalt, bestens bekannt. Ich kann daher bezeugen, daß Herr Korszanowski dem Nationalsozialismus immer ablehnend gegenüberstand und daß er deswegen fortgesetzt erhebliche dienstliche und persönliche Schwierigkeiten hatte. Sowohl sein unmittelbarer Dienstvorgesetzter als auch der

seinerzeit leitende Verwaltungsdirektor der Anstalt waren aktive Nationalsozialisten und sogenannte „Alte Kämpfer“, was sie vor allem für ihre leitende Stellung qualifiziert haben dürfte.

Um nicht seine Stellung zu verlieren, entschloß Herr Korszanowski sich im Jahre 1935, einer Parteiformation beizutreten, nachdem die Partei selbst seine Aufnahme als ehemaliges Mitglied des Jungdeutschen Ordens abgelehnt hatte. Daß Herr Korszanowski der SS beitrug, kann man nachträglich nur als einen unglücklichen Zufall bezeichnen. Der Sondercharakter der SS war damals für jemanden, der sich nicht näher mit dem Nationalsozialismus und seinen Organisationen befaßt hatte, überhaupt nicht zu erkennen. Hier in der Kleinstadt erschien die SS jedenfalls als eine Organisation wie andere auch, zumal sie von einem städtischen Angestellten geführt wurde. Daß Herrn Korszanowski der Beitritt damals schwergefallen ist und wie unlustig er immer den SS-Dienst versah, das weiß ich aus vielen Gesprächen dieser Jahre.

Für mich steht außer Zweifel, daß Herr Korszanowski seinen Beitritt zur SS seinerzeit nur unter stärkstem Druck erklärt hat. Die Verweigerung eines Beitritts zu einer Parteiorganisation hätte ihm nicht nur berufliche Nachteile gebracht, sondern ihn sehr wahrscheinlich auf Dauer seine Stellung gekostet, so daß er mit seiner Familie – Frau und drei Kinder – in Not geraten wäre.

Ich versichere, diese Angaben nach bestem Wissen und Gewissen gemacht zu haben, die ich jederzeit beedigen würde.

Am 9. Februar 1947

(Landesoberinspektor)

Beim Lesen war ich eingenickt. Nach und nach wird man gleichgültig gegen die Ängste und Sorgen vergangener Zeiten, ermüdet von etwas Schrecklichem, das keine klaren Konturen hat, das man deshalb nicht wirklich fassen und begreifen kann. Die Verstörungen und Schrecken der Großeltern sind für die Enkel nur noch Schatten, zumal sie sich in beiläufigen Bemerkungen, in halben Nebensätzen und abgegriffenen Floskeln verbergen, zwischen den Zeilen und manchmal in einzelnen Wörtern, deren Bedeutung sich im Laufe der Jahre gewandelt hat. Ich wurde geweckt durch das Telefon.

„Ja, bitte?“

„Hier ist Frau Jarchow vom Pflegeheim Nazareth in der Schmiedestraße. Spreche ich mit Frau Ewerdyn?“

„Mit Frau Ewerdyns Enkelin, Kerstin Loos. Meine Großmutter schläft gerade, es geht ihr nicht besonders gut. Kann ich ihr etwas ausrichten?“

„Ich weiß nicht. Oder ich rufe morgen noch einmal an. Es handelt sich um Frau Erna Ewerdyn, die seit einigen Tagen in unserer Pflegeabteilung liegt.“

„Ich weiß. Herr Singer hat uns das erzählt, ihr Enkel.“

„Ja. Also. Es ist nämlich so, daß Frau Ewerdyn gern einmal mit Ihrer Großmutter sprechen möchte. Sie weiß aber nicht so recht – oder sie hat Angst –.“

„Vielleicht können Sie mir sagen, um was es sich handelt? Wenn ich etwas ausrichten kann –.“

„Ich weiß nicht. Jedenfalls sagte Frau Ewerdyn, es täte ihr leid. Mehr sagte sie eigentlich nicht. Sie erklärte nichts und begründete nichts, vielleicht, weil sie ziemlich schwach ist. Sie sagte nur: ‚Es tut mir leid‘, mehr nicht, und das sollte ich Ihrer Großmutter bestellen.“

Ich wußte nicht, was ich dazu sagen sollte. Eigentlich war ja auch nichts mehr zu sagen.

„Also ich werde das ausrichten“, sagte ich. „Und viele Grüße, bitte. Und gute Besserung.“

„Hab‘ ich dir mitgebracht, Kerstin“, sagte Mike und reichte mir einen aufgerissenen Briefumschlag, braun verblichenes Papier mit zwei knallroten Hitler-Marken darauf, als wäre das eine Gabe, ein Geschenk – Briefe offenbar, noch mehr Briefe. „Und alle sind mit der Maschine geschrieben, saubere Durchschläge aus den 40er Jahren, so daß ich selbst Wort für Wort nachlesen kann, was mein Großvater damals gemeint und gedacht hat. Das ist schon ziemlich interessant.“

„Komm‘ erstmal rein!“, sagte ich. „Der deutsche Dezember ist ziemlich ungemütlich. Soll ich uns einen Tee machen?“

Er schüttelte die Nässe aus dem Mantel, strich sich sorgfältig die Haare zurück – wenn einer ein bißchen zu schön ist, Männer sind eitler als Frauen, wenn sie eitel sind –, gab mir die Hand: „Danke. Aber lieber wäre mir ein starker Kaffee, wenn du mich fragst. Ich komme eben aus der Wohnung, hatte einfach verschlafen, entschuldige bitte, das ist die andere Zeit hier. Aber ihr habt ja schon ganz schön geschafft.“

Wir gingen in die Küche – „Leise, bitte, Großmutter schläft!“ –, er setzte sich auf den gleichen Stuhl wie gestern. Ich suchte im Oberschrank nach der Kaffee-Dose, fand schließlich eine angebrochene Packung gemahlenen Kaffee, das Mehl war dunkel, beihnahe schwarz, es roch alt, fast ranzig. „Ich weiß nicht, ob ich dir den anbieten kann?“

Mike winkte ab, zog die Pfeife hervor, steckte sie gleich wieder weg. „Ich bin nicht besonders verwöhnt. Euer Kaffee schmeckt sowieso ganz anders.“

„Auf dein Risiko also!“, sagte ich, setzte den Wasserkessel auf und suchte aus dem Durcheinander von Zeitungsausschnitten und Prospekten, handgeschriebenen Rezepten und abgegriffenen Gebrauchsanweisungen nach den Filtertüten.

„Wenn du irgendwas Süßes hast, zum Kaffee?“, fragte er.

„Ich schau mal in Großmutters Vorratsschrank“, sagte ich. „Hast du denn die Briefe gelesen?“

„Nicht alle, natürlich“, sagte er. „Das hat ja noch Zeit, so

wichtig sind diese alten Geschichten für mich eben auch nicht.“

In der Speisekammer fand ich eine angerissene Schachtel mit Butterkekse. „Für mich sind das durchaus keine alten Geschichten“, sagte ich, „sondern Zeugnisse, Indizien einer Vergangenheit, die noch in unserer Gegenwart lebt und wirkt – meiner Gegenwart hier mit dieser Großmutter und diesen Eltern, dieser Familie, und auch mein Onkel Jürgen, dein Großvater, gehört für mich noch dazu, der in seinen Briefen viel mehr von sich und seiner Zeit erzählt als er selbst auch nur ahnen konnte. Wenn du dich nur ein bißchen für Zeitgeschichte interessieren würdest und für Politik –“

„Ja, wenn!“, sagte er. „Aber das tue ich eben nicht oder nur ganz am Rande. Was geht mich das alles noch an? Das sind doch lauter Geschichten, lauter Fragen von gestern und vorgestern. Antworten wüßte ich sowieso nicht, schon gar keine Lösungen. Was soll ich mich also damit quälen?“

„Das verstehe ich nicht, wirklich nicht!“ Ich suchte nach Worten, die Mike nicht kränken würden. „Eigentlich müßte doch jeder – ich meine: jeder denkende Mensch –.“

„So denken wie du, ja? Ach, Kerstin, es gibt so viele verschiedene Möglichkeiten zu denken und die Welt zu sehen, in der Welt zu leben, und diese Möglichkeiten sollte man – meine ich – jedem denkenden Menschen offen lassen.“

„Und das würdest du dann Toleranz nennen, ja? Die 68er haben dazu Scheißtoleranz gesagt!“

Er nahm einen zweiten Keks aus der Packung. „Leibniz-Kekse!“, sagte er. „Genau wie damals. Die schmecken noch immer so – so –.“

„Die Kekse! Die Leibniz-Kekse! Doch was mit deinem Großvater war, was für ein Mensch er war, was er getan hat in seinem Leben, mit seinem Leben: Das willst du nicht wissen, das interessiert dich nur ganz am Rande. Vielleicht hatte er ja auch nur Butterkekse im Kopf?!“

„Nun reg‘ dich, bitte, nicht auf“, sagte er. „Ich habe meinen Großvater schließlich kaum gekannt, eigentlich gar nicht gekannt. Ich wußte nur, daß es die Großeltern waren, die regelmäßig dicke Pakete schickten, als ich bei Oma und Opa in Erkner lebte, bis 1963 – tolle Pakete mit bunt gemusterten Hemden

und flotten Halbschuhen mit Plateau-Sohlen, auch mit duftenden Butterkeksen, die es bei uns nicht gab, dazu die Schokolade-Tafeln, Sarotti und Stollwerck und Sprengel und Ritter im Quadrat, die mich in meiner Klasse zum Star machten: Wunderpakete aus einem Wunderland, die mich schon ziemlich früh zweifeln ließen an den unvergleichlichen Vorzügen und dem unaufhaltsamen Sieg des Sozialismus, von dem unsere Fibeln in großen Buchstaben erzählten. Leibniz-Kekse: Irgendwie war das mein Einstieg in die Politik und gleichzeitig auch mein Ausstieg, weil es nicht lohnte, darüber zu diskutieren, sie waren einfach besser als die Hundekuchen aus dem HO. Als ich dann in die BRD kam, neun Jahre alt, kurz vor unserem Umzug nach Stockholm, wo meine Mutter eine Stellung an der Deutschen Botschaft bekommen hatte, da besuchten wir einen Tag lang die Großeltern Ewerdyn in ihrer neuen Dienstwohnung – mein Großvater war gerade zum Amtmann befördert worden, im Knopfloch seines dunkelgrauen Anzugs trug er eine kleine rote Ordensschleife mit gold-schwarz-goldenem Saum, und auf seinem Schreibtisch stand ein Bilderrahmen mit einem Adenauer-Foto, mit eigenhändiger Unterschrift, wie er mir stolz erklärte: Eigenhändig! Für mich war dieser Großvater ein fremder, alter, dicker Mann, der immer dann, wenn Großmutter nicht im Zimmer war, rasch in eine große goldene Blechdose mit bunten Bonbons und Pralinen griff, und auch ich durfte mir so viel davon nehmen, wie ich nur wollte – Kommt doch gar nicht drauf an!, meinte mein Großvater, und er schien auch nichts dabei zu finden, daß mir zuletzt speiübel wurde. Man muß für alles bezahlen, mein Junge!, sagte er. Das habe ich nicht vergessen. Aber sonst? Was weiß ein Kind schon von seinem Großvater!*

„Jetzt könntest du ihn jedenfalls kennenlernen“, meinte ich. „In seinen Briefen, seinen Notizen und Tagebüchern, wenn du das wirklich wolltest.“

„Wait and see“, sagte er, trank den Kaffee, setzte die Tasse ab. „Er schmeckt wirklich ein bißchen tranig, jedenfalls nicht der reine Genuß wie im Werbefernsehen gestern. Aber was soll’s.“ Er schob die Tasse zur Seite, sah mich an: „Ich finde, du nimmst das alles zu ernst, zu grundsätzlich – bei uns würde

man wohl sagen: zu deutsch.“

„Wie denn auch nicht!“, sagte ich. „Schließlich lebe ich in diesem Land, hier bin ich geboren und aufgewachsen, und ich möchte, daß es anders wird als das, was es einmal gewesen ist: ein gutes Land, ein besseres Land, auch ein glücklicheres Land.“

„Besser ist es ja wohl geworden“, meinte er. „Besser als damals. Mindestens geht es den Menschen besser, und das ist doch schon etwas. Aber glücklicher? Wir haben drüben den Anspruch auf Glück in unserer Verfassung, happiness als unverzichtbares Lebensziel. Ich zweifle allerdings sehr, ob es bei uns mehr glückliche Menschen gibt als anderswo. Vielleicht war die Formulierung nur ein Mißverständnis unserer frommen Verfassungsväter? Ich kannte jedenfalls einen jungen Pfarrer – mit ihm und mit seiner klugen Frau war ich befreundet, bis die beiden sich scheiden ließen –, der hielt das Versprechen der Bergpredigt – daß nämlich die Sanftmütigen selig werden sollten, weil sie einmal das Himmelreich besitzen würden – für eine krasse Fehlinterpretation des wirklich Gemeinten. Er jedenfalls habe – umgekehrt – noch keinen Immobilienbesitzer kennengelernt, der wegen seines Besitzes sanftmütig oder selig oder auch nur glücklich geworden sei. Wie dem auch sei und ganz im Ernst: Ich habe eigentlich immer gefunden, daß jeder Mensch selbst für sein Glück verantwortlich ist, und ob einer es findet, sein Glück, das ist weithin Glücksache.“

„Du meinst also, man könnte nichts dafür tun?“

„Ein bißchen schon“, sagte er. „Jedenfalls sollte man es versuchen, ja, man muß es versuchen. Erfolgsgarantien gibt es aber nicht, das muß man wissen, und ich denke, man kann damit leben.“

„Sicher“, gab ich zu. „Aber mir ist das zu wenig. So möchte ich jedenfalls nicht leben.“

Er trank den Kaffee aus. Dann sagte er: „Viele Menschen müssen aber so leben, wahrscheinlich weitaus die meisten, auch wenn ihnen ihr Leben vielleicht gar nicht besonders gefällt. Mein Großvater zum Beispiel – ich glaube schon, daß er sich eine andere Lebenszeit ausgesucht hätte als diese Jahre mit Führer und Fahnen und Heil und Krieg, wenn er die Wahl gehabt hätte. Hast du seine Bücher gesehen, auch die auf dem

Dachboden, die meisten ziemlich zerlesen? Das war es offenbar, was er liebte, die stillen Bücher und nicht das laute Brimborium, das damals in Deutschland alltäglich war. Aber konnte er denn wählen? Was ich in seinen Briefen gefunden habe, in diesen zufälligen Briefen, in denen ich ein bißchen geblättert und gelesen habe, das ist ein Mensch wie andere Menschen auch, ein Mensch in seiner Zeit, seiner Welt, der sich auf seine Weise bemühte, als Mensch zu leben und zu überleben, und daß er dabei nicht immer sehr glücklich war – ist das verwunderlich? Er lebte in Kompromissen. Deswegen, denke ich, klingt manches bei ihm so vage, mal so, mal so, ein bißchen dagegen, ein bißchen dafür, nichts ganz und nichts ganz genau. Aber so sind doch die meisten Menschen, bestenfalls halbehalbe, auch wir, meine ich, jedenfalls ich selbst, wenn ich mich ehrlich frage: manchmal ziemlich kritisch, manchmal ehrlich begeistert, meistens aber doch mehr oder weniger gleichgültig, weil man gerade etwas anderes im Kopf oder auf dem Magen hat.“

„Aber das entschuldigt doch nicht alles!“, hielt ich dagegen. „Man muß doch etwas wollen in seinem Leben, mit seinem Leben, man muß doch etwas tun in der Welt und für die Welt!“

„Einverstanden!“, sagte er. „Und ich bin auch ganz sicher, daß mein Großvater sich bemüht hat, das Seine zu tun: Tag für Tag hat er brav seine Büroarbeit geleistet, hat seine Abrechnungen und Statistiken geschrieben, genau das, was er für seine Pflicht hielt, wofür er bezahlt wurde als Diener des Staates, und sicher machte er das alles bis auf die letzte Stelle genau. Daß aber gleichzeitig und fast nebenbei eine Welt zusammenbrach, auch seine eigene Welt, während er noch nach Buchungsfehlern von 57 oder 68 Pfennigen suchte, das hat er offenbar erst bemerkt, als es schon lange zu spät war. Er konnte das nicht sehen – oder er wollte das nicht sehen, wer will das beurteilen, wer will da schon richten? Ein paar Mal schreibt er – in seinen Briefen wiederholt er sich ab und zu, vielleicht, weil er keine Antwort auf seine Fragen bekam –, daß wir ja nur dieses eine Leben hätten. Hatte er damit nicht recht? Hast du vielleicht ein Leben mehr, eins zur Probe und in Kladde, eins dann in sauberer Reinschrift? Damit muß jeder fertig werden, mit diesem einen Leben in einer Welt, einer Zeit, die noch kein Mensch

sich aussuchen konnte, auch wenn das Leben dann nicht so gelingt, wie du dir das einmal geträumt hast und die Welt durchaus nicht so ist, wie du sie gerne hättest.“

„Aber er war doch nicht dumm, dein Großvater, er konnte doch lesen und denken und schreiben, er mußte doch sehen, was das für eine Welt war um ihn herum! Am Anfang zweifelte er immerhin noch, ob alles recht war und richtig, was damals in Deutschland geschah, das deutet er manchmal in seinen Briefen an. Gleichzeitig aber glaubte er – er wollte das offenbar glauben –, daß im Grunde doch alles gut sei oder wenigstens wieder gut werden würde, so daß er es bis zum vorletzten Tag des Krieges für möglich hielt, daß noch ein Wunder den wunderbaren Deutschen den Sieg bescheren würde, den verdienten Sieg! Das paßt doch überhaupt nicht zusammen!“

Er sagte, bedächtig: „Ich denke doch, daß es paßt. Mein Großvater lebte eben in seiner Zeit und versuchte, in dieser Zeit das Beste aus seinem Leben zu machen. Wenn man das will – und nicht darauf aus ist, wie du zum Beispiel, die Menschen zu lehren, zu bessern und zu bekehren –, dann muß man über manche Mängel und Fehler und Unzulänglichkeiten hinwegsehen, bei sich selbst und bei anderen, und man muß sich anpassen an seine Welt, genau so, wie wir uns anpassen, auch du, liebe Kerstin, wenn du so redest, wie du jetzt redest.“

„Also das – das nimmst du zurück!“ Ich war wirklich böse. „Das ist eine Unverschämtheit – ich angepaßt! –, das hat mir noch niemand zu sagen gewagt, und wenn du nicht –.“

„Laß gut sein“, sagte er. „Ich nehme das zurück – ja, ja, ich entschuldige mich, bitte, in aller Form. Ich weiß doch, daß du es ernst meinst, darüber sprachen wir ja gerade. Ich meine nur, daß jeder Mensch ein Kind seiner Zeit ist und deshalb auch die Sprache seiner Zeit spricht – eine der Sprachen, die seine Zeit ihm anbietet –, und ich meine eben, daß man Menschen aus sich selbst heraus verstehen und beurteilen muß, wenn man wirklich wissen will, wer sie sind, wer sie waren. Wir haben nun einmal sehr unterschiedliche Anlagen, jeder Mensch ist ein besonderer Fall. Auch dieser fleißige Briefeschreiber – mein Großvater – war so ein besonderer Fall, und ich mag und ich kann ihn nicht richten nach Kriterien, die er selber nicht kann-

te – na ja, oder er nahm sie vielleicht nicht so wichtig. Er war ja noch nicht einmal ein fanatischer Nazi, sondern nur ein kleiner Mitläufer, und ganz gewiß war er kein schlechter Mensch.“

„Was heißt denn ‚schlecht‘?“, fragte ich. „Und was bedeutete ‚schlecht‘ in seiner Zeit? Ein Krimineller war er sicher nicht, Frau und Kinder hat er wahrscheinlich niemals verprügelt, und seine Abrechnungen – nehme ich an – stimmten auf den Pfennig. Aber er duckte sich – und das vielleicht doch nicht ganz unwillig – unter die Befehle von Leuten, die kriminell handelten, Menschen in Amt und Würden, die nicht nur nach unseren Vorstellungen und Maßstäben, sondern auch nach den Gesetzen ihrer eigenen Zeit Kriminelle waren: Rechtsbrecher nämlich, Gesetzesbrecher, ja, sogar Mörder, und das kannst du, das darfst du doch nicht entschuldigen. Natürlich, wir beide kennen die Großvaterzeit nur aus Büchern und Filmen und zufälligen Berichten und Erzählungen von Menschen, die zufällig überlebt haben, und viele erinnern sich nicht gern. Fragst du aber weiter und fragst du nach – und das Fragen wird ja wohl noch erlaubt sein –, dann werden die Antworten und Auskünfte meistens unklar und ungenau – Das kannst du doch nicht verstehen, Kind, das werdet ihr niemals verstehen! –, und das ärgert mich, das macht mich wütend, ohne daß ich daran etwas ändern kann. So ist das eben, so war das eben – jawohl, und daß dabei 40 Millionen Menschen umgekommen sind – oder ein paar Millionen mehr, wer wird schon so genau zählen –, das nimmt man hin, das soll ich hinnehmen! Aber das will ich nicht, das kann ich nicht, und ich lasse mir nicht ausreden, daß es dafür Verantwortung gab, daß es Schuld gibt.“

Er hob die Schultern, und einen Augenblick lang dachte ich, ich müßte ihn hassen. Dann sagte er: „Und du traust dir zu, Richter zu sein? Zu unterscheiden zwischen böse und gut?“

Ich sagte: „Ich will nicht richten, bestimmt nicht, und ich will auch nicht strafen. Aber ich möchte Bescheid wissen, um vielleicht in meiner Zeit das Böse erkennen zu können, vielleicht sogar Böses verhindern zu können. Immer wieder habe ich Großmutter gefragt nach jener Zeit, und ich glaube, sie hat sich wirklich bemüht, mir ehrlich zu antworten, auch deshalb, weil sie kein schlechtes Gewissen hat: Es war eben so, damit

endet für sie jede Diskussion. Trotzdem weiß ich noch immer nicht, was sie damals wirklich gedacht und getan hat – immerhin war sie Frauenschaftsführerin in der Stadt –, und ebenso wenig weiß ich, was sie sich später ausgedacht hat zu ihrer Entschuldigung, gar nicht zu reden von dem, was sie inzwischen vergessen hat, wirklich vergessen. Natürlich, es gilt auch für sie, was du sagst: Sie mußte ihr Leben gerade in ihrer Zeit leben, sie hatte keine Wahl, und natürlich hat sie mit ihren Mitteln und nach ihren Vorstellungen versucht, sich und ihre Familie in dieser Zeit zu behaupten, die damals ja völlig offen war in die Zukunft hinein – kein Mensch konnte abschätzen, wie lange das Dritte Reich bestehen würde, das ja ganz offiziell auf 1000 Jahre angesetzt war. Und dazu noch die Firma, für die Großmutter sich verantwortlich fühlte, das eigentliche Zentrum ihrer Welt, das Autohaus Ewerdyn – ich kann den Namen inzwischen schon nicht mehr hören, mein Vater ist daran kaputtgegangen und ebenso Walther, mein kleiner Bruder, der nur noch Totengräber der Firma war, wenn auch mit Schwung und Schick und Porsche. Was aber wirklich gewesen ist in diesen Jahrzehnten, das weiß ich noch immer nicht, und ich fürchte, ich werde das nie erfahren – und wenn ich es doch erfahren sollte, dann werde ich es nicht verstehen. Das fing ja alles viel früher an, lange vor 33, und auch 1933 hat noch nicht einmal die Hälfte der Deutschen Hitler gewählt. Aber zuletzt ist wohl fast das ganze deutsche Volk verrückt geworden oder hypnotisiert, jedenfalls nicht mehr zurechnungsfähig – das denke ich manchmal vor alten Wochenschauaufnahmen, wenn ihr Führer spricht und schreit und brüllt und wie ein Irrer mit den Armen fuchtelte, während das Volk nur noch Heil ruft und stramm steht und im Gleichschritt marschiert – Führer befahl, wir folgen dir! In Sachen Pflichterfüllung waren wir Deutsche ja immer schon Spitze.“

Ich schenkte Kaffee nach. Er zog die Pfeife aus der Tasche, strich ein Zündholz an, sog den Qualm tief ein.

„Entschuldige, bitte“, sagte er. „Wir können ja gleich etwas lüften. Es ist nur – für mich ist schon ziemlich überraschend, so etwas im Hause Ewerdyn zu hören. Damit hatte ich wirklich nicht gerechnet.“

„Ach ja? Wenn man aus den perfekten Vereinigten Staaten zu den beschränkten Deutschen kommt, das ist natürlich ein arger Kulturschock“, sagte ich. „Wenn ich auch zugeben muß, daß sich die Ewerdyns und die Loos‘ und ihre Nachbarn und Freunde sehr gern – und behäbig – auf dem ausruhen, was sie ihr Erbe nennen – manchmal sogar ihr unvergängliches Erbe –, und sie vergessen dabei meistens, daß zu ihrem Erbe auch das stramme Gehorchen gehörte und die heilige Überzeugung, am deutschen Wesen und an der deutschen Tüchtigkeit werde die Welt genesen. Wenn du einmal liest – die Zahlen gibt es ja –, was bei uns an Bomben und Panzerfäusten und Ritterkreuzen produziert worden ist, von Kampfpanzern und U-Booten und Nachtjägern nicht zu reden, und alles in erstklassiger Qualität und bis zum allerletzten Tag des Krieges, als wirklich schon alles rundum in Trümmern lag: absolut irre Zahlen – dann magst du an gar nichts mehr glauben, jedenfalls nicht an irgendeine menschliche Vernunft. Aber sie haben fast alle weitergemacht, unsere strammen deutschen Väter und Großväter, wie das Gesetz es befahl oder der Führer oder die Vorsehung, und wenn sie nicht gestorben wären, dann würden sie sicher auch heute noch ihre Pflicht tun – ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit, zumal sie ja daran glaubten, an deutsche Treue, deutsche Ehre, deutschen Mut und deutschen Fleiß. Hier – lies mal diesen Brief deines Großvaters: Ich habe ihn heute nacht gelesen und konnte dann lange nicht wieder einschlafen. Vielleicht verstehst du dann, weshalb diese alten Geschichten für mich noch immer nicht erledigt sind.“

Er las. Ich sah sein gesammeltes, kluges Gesicht, und plötzlich freute ich mich, daß wir verwandt waren.

Am 16. Februar 1942 Lieber Adalbert!

Fast ein Jahr ist schon vergangen, seit ich den letzten Brief von Dir erhielt, damals noch aus dem schönen Kopenhagen. Du schriebst sehr anschaulich von den ausgezeichneten Lokalen, von der unheimlichen Freßgier der Dänen und ihrem bekannten Phlegma, auch von den guten Symphoniekonzerten, und ich habe mich für Dich gefreut daß es Dir mitten im Krieg so gut ging. Damals fand ich aber einfach die Zeit nicht für eine gebührende Antwort, und inzwischen hat sich so

vieles ereignet, für Dich an der Ostfront wie für uns hier in der Heimat, daß ich kaum weiß, wo ich anfangen soll.

In der Anstalt gab es das ganze Jahr hindurch unheimlich viel zu tun. Du wirst bestimmt gehört haben, daß unser Betrieb im vergangenen Jahr eine gründliche Veränderung erfahren hat, von der alten Heil- und Pflgeanstalt zu einem modernen Krankenhaus mit fünf Abteilungen, das jetzt so gut wie ausschließlich für die Versorgung unserer normalen Volksgenossen zur Verfügung steht. In Anbetracht unseres Schicksalskampfes war es ja auch wirklich nicht mehr zu verantworten, daß Hunderte von Betten von Geisteskranken belegt wurden, während es für unsere Verwundeten vielleicht an Plätzen fehlte, wo sie genesen können, ganz abgesehen von den enormen Kosten.

Sicher sind das für Dich bedeutungslose Kleinigkeiten angesichts des großen, wahrhaft weltbewegenden Geschehens unserer Tage, an dem Du kämpfend und siegend teilnehmen darfst, während ich, zu meinem ehrlichen Bedauern, wegen meiner fortschreitenden Herzkrankheit (Angina pectoris) gezwungen bin, an der Heimatfront meinen Dienst zu tun. Selbstverständlich liegt es mir auch gänzlich fern, unsere Arbeit und unsere kleinen Sorgen hier mit Euren Erlebnissen, Entbehrungen und Strapazen zu vergleichen. Aber als Verwaltungsbeamter kannst Du Dir sicher vorstellen, mit wieviel ermüdender Kleinarbeit – teilweise halbe Nächte hindurch – diese Umstellung der Anstalt verbunden war, die außerdem noch möglichst unauffällig vor sich gehen sollte, und das alles bei zunehmender Personalknappheit.

Zwischendurch war ich ein Vierteljahr abkommandiert zum Landes-Jugendheim, wo ich vertretungsweise die Aufgaben des Wirtschaftsinspektors wahrnehmen mußte. Die Zentralverwaltung wollte mich wohl schonen wegen meines Gesundheitszustandes, vor allem mein Herz machte nicht mehr mit, bedingt durch die fortgesetzten Fliegeralarme und die damit verbundenen Störungen der Nachtruhe, auch das nächtliche Kellerklima bekam mir nicht (chronische Bronchitis). Meine Tätigkeit auf dem Lande war dann allerdings auch nicht die reine Erholung, weil ich eigentlich ständig Ärger mit den Fürsorgezöglingen hatte, an die 200 große, verwilderte Mädchen, die meiner Meinung nach viel zu human angefaßt wurden. Dazu kam ein Büropersonal von wirklich einzigartigen Qualitäten: meist großstadt-müde Mädchen, die wegen ihrer Zugehörigkeit zu einem Swingclub oder anderen Widersetzlichkeiten gute Gründe hatten, der Gestapo

für einige Zeit aus dem Wege zu gehen. Denen auch nur die bescheidensten Grundbegriffe einer kameralistischen Buchführung beizubringen – oder auch nur so schlichte Dinge wie Portokasse oder Registratur –, erwies sich als völlig unmöglich. Zum Glück fand ich bei meinem Dienstantritt aber noch ein älteres weibliches Wesen vor, eine geschiedene Frau, die mit der Führung der Lager-, Inventarien- und Verpflegungs-Kartei betraut war und in dem allgemeinen Chaos durch Pünktlichkeit, Fleiß und Gewissenhaftigkeit wohlthuend auffiel. Allerdings ergab sich zuletzt, leider, daß die Frau geisteskrank war und in ihren Karteien jede Möglichkeit in geradz u raffinierter Weise ausgenutzt hatte, Fehler zu machen – und das nicht etwa, um sich einen Vorteil zu verschaffen, sondern „nur so“, vielleicht aber auch, um an der Heimatfront Verwirrung zu stiften. Ich werde sie sicher nicht wiedersehen, und Du wirst mir glauben, daß ich das nicht bedaure.

Nun sitze ich also wieder in meinem alten Büro und bemühe mich, den Dienstbetrieb am Laufen zu halten, obwohl überall Arbeitskräfte fehlen. Glücklicherweise ist hier seit langem alles so sauber organisiert, daß das Tägliche sich beinahe von selbst und wie am Schnürchen erledigt, sogar mit Aushilfskräften. Es zeigt sich einmal wieder, daß das ganze Leben im Grunde doch nur eine Frage der richtigen Organisation ist. Auch die neuen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, Ärzte und Schwestern und Pflegekräfte, haben sich erfreulich unauffällig eingefügt. Was uns selbst in letzter Zeit vor allem zu schaffen machte, das war der Verlust unserer Olga, die seit zwei Jahren bei Erna im Haushalt half. Diese Patientin, eine sogenannte Hauskranke, kam jeden Tag von morgens bis abends, und besonders für die Pflege unseres armen Berthold war sie überhaupt nicht zu entbehren, da sie trotz gelegentlicher Verwirrung stets ruhig und freundlich und meistens auch zuverlässig war. Aber die Zahl unserer Geisteskranken hat eben sehr stark abgenommen, und die wenigen noch brauchbaren Kräfte werden im Anstaltsbetrieb zum Reinmachen, Kartoffelschälen und dergleichen gebraucht. Jetzt suchen wir dringend eine Hilfe, bekommen vielleicht demnächst eine Ostarbeiterin zugewiesen, zumal Erna ja auf der Post ganz und gar unabhkömmlich ist, nachdem die männlichen Kollegen ausnahmslos zum Wehrdienst einberufen worden sind.

Die angespannten Zeitverhältnisse haben auch meine besondere Liebhaberei, das Fotografieren, fast zum Erliegen gebracht, einfach

durch Materialmangel. Vor anderthalb Jahren hatte ich mir noch eine Rolleiflex mit Tessar 1:3,5 zulegen können, die mir viel Freude macht; es geht wirklich nichts über das Spiegelreflex-Prinzip. Für Kinder-aufnahmen ist diese Kamera jedenfalls ganz und gar unerreicht, wie sich gerade wieder im Landesjugendheim erwiesen hat, wo ich – quasi nebenamtlich, aber im Sonderauftrag und mit besonderer Material-zuweisung – nach und nach sämtliche noch verbliebenen schwachsinnigen und idiotischen Kinder des Heims aufnehmen mußte. Zum Teil gelangen mir dabei ganz ausgezeichnete Aufnahmen, ich kann das inzwischen selbst sehr gut beurteilen. Daß mir bei diesen Gesichtern aber jedesmal der Appetit auf das Abendbrot verging, das kannst Du Dir sicher vorstellen.

Lieber Adalbert, für heute will ich schließen. Wir denken jeden Tag an unsere tapferen Soldaten an den fernen Fronten und können nur weiter hoffen und glauben, daß dieses Jahr den entscheidenden Durchbruch bringen wird. Mit Voraussagen sind wir inzwischen ja alle etwas vorsichtiger geworden, selbst Goebbels hält sich im 'Reich' zurück. Man kann sich eben nur schwer vorstellen, wie der Krieg in Rußland – an dessen Berechtigung kein Deutscher zweifeln kann, weil wir sonst selbst ein Opfer der Bolschewiken geworden wären – mit einer vollständigen Niederlage der Sowjets beendet werden soll, das Land ist ja doch riesengroß, und wie wir anschließend auch noch Amerika besiegen wollen, das ist mir eigentlich unerklärlich. Aber der Führer hat ja immer noch mindestens einen dicken Trumpf in der Hinterhand, man hörte in letzter Zeit vertraulich von ungeheuer wirk-samen Wunderwaffen, und so tun wir weiter unsere verdammte Pflicht und hoffen auf den verdienten Endsieg. Mit vielen herzlichen Grü-ßen, auch von Erna und Thomas –

NB. Daß ich das nicht vergesse: Unsere herzlichsten Glückwünsche zur Verleihung des Kriegsverdienstkreuzes 1. Klasse mit Schwertern! Das stand sogar in unserer Zeitung.

Ich sah auf. Kerstin hantierte am Ausguß mit Tassen, Tellern, klappernden Bestecken. Sie war schlank, beinahe noch mädchenhaft, ich fand sie angenehm in ihren Bewegungen, mochte sie gern.

„Na ja“, sagte ich. „Bestimmt etwas mehr als halbehalbe, und

der Appetit auf das Abendbrot kann einem dabei schon vergehen. Wie bringst du das eigentlich deinen Schulkindern bei?“

Sie wandte sich zu mir um, kam an den Tisch zurück. „Eine gute Frage, Mike“, sagte sie. „Doch eine gute Antwort habe ich leider nicht, nicht einmal eine zufriedenstellende. Manchmal weiß ich schon gar nicht mehr, ob ich den Kindern überhaupt noch etwas beibringen kann oder beibringen soll außer dem ABC und dem kleinen Einmaleins – den Computer kennen sie sowieso viel besser als ich. Es sind eben deutsche Kinder, mit deutschen Eltern, deutschen Vorstellungen und Vorurteilen, vor deutschen Fernsehschirmen groß geworden, und wenn sie nicht deutsch sind – in meinen Klassen gibt es noch ein paar begabte Türkinnen und einen hübschen Tamilen, der mich gelegentlich freundlich auslacht –, dann werden sie Deutschland und die Deutschen sowieso niemals begreifen. Vielleicht ist gerade das die Antwort auf das Warum und Wieso unserer Geschichte: Es war und es ist eine deutsche Geschichte, tausend Jahre unter deutschen Bedingungen, mit deutschen Menschen, und das konnte wohl auf die Dauer nur schiefgehen.“

„Wenn das so einfach wäre, Kerstin“, sagte ich. „Du hast ein Urteil gefällt und suchst nun nach Gründen und Begründungen dafür, sammelst Beweise, Zeugnisse, Indizien. Aber was willst du eigentlich beweisen? Daß die Deutschen ein ganz besonderes Volk sind? Daß sie immer gleichzeitig Täter und Opfer waren? Das gilt doch für andere Völker und Staaten genau so.“

„Aber dies ist eben mein Volk, mein Land, damit habe ich zu tun.“

Der Briefumschlag mit den leuchtend roten Marken lag noch auf dem Tisch. Ich nahm ihn, suchte ein paar graue Blätter heraus, schob sie Kerstin hin: „Vielleicht liest du das mal“, sagte ich. „Ein Brief aus der Nachkriegszeit, an einen holländischen Freund. Geschichte hat eben immer mehrere Seiten, und ich denke schon, daß auch mein Großvater am Ende einiges eingesehen und gelernt hat.“

Am 16. März 1947

Lieber Herr Langhout!

Daß Sie sich meiner erinnert und mir so ausführlich geschrieben ha-

ben, war eine besondere Freude für mich. Schließlich waren Sie damals ja nicht freiwillig bei uns, und die Arbeitsbedingungen waren wahrhaftig nicht angenehm. Daß wir uns aber in dieser schweren Zeit menschlich nähergekommen sind, ist für mich eine der erfreulichsten Erinnerungen an die dunklen Kriegsjahre. Menschlichkeit ist eben doch an keine staatlichen Grenzen gebunden.

Sehr erschüttert hat mich Ihr Bericht über die Zerstörungen in Holland. Dieser unselige Krieg, den jeder denkende Mensch nur von Anfang an verwünschen konnte, hat unendliches Leid über so viele Menschen gebracht, auch und vor allem über uns selbst. Niemals hätte ich aber für möglich gehalten, daß derartige Schandtaten, Plünderungen und Zerstörungen von Deutschen begangen werden könnten! Hier hat man uns über lange Jahre hin in dem Glauben gehalten, wir träten für eine gute, saubere Sache ein, während gleichzeitig von den Verantwortlichen gemeine Verbrechen begangen oder mindestens geduldet wurden. Es hat für uns wahrhaftig ein schlimmes Erwachen gegeben: Woran soll man als Deutscher heute noch glauben? Woher sollen wir Hoffnung nehmen und Idealismus? Es ist fast alles in uns zerbrochen, wir sind zu sehr betrogen worden, und was wir heute erleben, daß macht es schwer, an eine bessere Zukunft für uns und unsere Kinder zu glauben. Unser Städtchen, das vor dem Krieg keine 7.000 Einwohner hatte, muß jetzt über 20.000 Menschen beherbergen, und so sieht es überall in der britischen Besatzungszone aus. Das Flüchtlingselend ist einfach unbeschreiblich, und täglich kommen noch Tausende hinzu. Gewiß, wir haben den Krieg verloren, und man wirft uns mit Recht vor, daß wir die Gesetze der Humanität nicht immer respektiert hätten, daran ist ja leider kein Zweifel möglich. Aber jetzt, wo der Krieg Gottlob vorbei ist und die Verantwortlichen zur Rechenschaft gezogen worden sind, da wäre es doch wohl an der Zeit, der Welt ein leuchtendes Beispiel humaner Gesinnung zu geben und nicht den Besiegten das anzutun, was man uns – ich wiederhole: durchaus mit Recht – zum Vorwurf gemacht hat, nämlich Unschuldige zu vernichten.

Wir leben wahrhaftig in einer sehr schweren Zeit, lieber Herr Langhout. Wenn ich Ihnen die trostlosen Verhältnisse, die Entbehrungen und den ganzen Jammer dieses Winters schildern wollte, es würde daraus ein furchtbares J'accuse werden.

Aus den Berichten Ihrer Landsleute werden Sie sicher erfahren

haben, was es bedeutet, Hunger und Kälte schutzlos ausgesetzt zu sein. An das Hungern haben wir uns zwar in den letzten Jahren allmählich gewöhnt. Wir haben brav gelernt, daß man Dinge wie Fleisch, Speck, Eier, Fett eigentlich gar nicht braucht, sondern stattdessen von ‚Kalorien‘ leben kann, mit denen man uns jeden Monat von neuem einen Zahlen-Hokuspokus vormacht, der mit der gemeinen Wirklichkeit nichts gemein hat. Nicht einmal die wenigen Lebensmittel, auf die man durch die Karten einen Anspruch hat, gibt es nämlich zu kaufen. Zu diesen Entbehrungen aber kam in diesem Winter eine wahrhaft grimmige Kälte, und dies ist nun schon der zweite Winter in Folge ohne die geringste Kohlenzuteilung. Können Sie sich vorstellen, was das bedeutet? Ich frage mich, ob ein solcher Zustand von der Militärregierung im Namen der Menschlichkeit verantwortet werden kann. Dabei würde die Kohlenförderung des Ruhrgebiets von nur 16 Tagen – das hat man errechnet – ausreichen, die gesamte britische Zone mit Hausbrandkohle zu versorgen. Ich verkenne gewiß nicht die Transportschwierigkeiten durch den grimmigen Frost, und ich sehe auch ein – Sie wissen, daß ich nie ein überzeugter Anhänger des Nationalsozialismus war und mir immer ein eigenes Urteil bewahrt habe –, daß wir mit den Kohlelieferungen einen Teil der von uns verursachten Kriegsschäden wieder gutmachen sollen. Aber das darf doch nicht dazu führen, daß jeden Tag Deutsche in ihren Wohnungen erfrieren, von den Flüchtlingslagern in den nicht isolierten Nissenhütten gar nicht zu reden, und das mitten in unserem zivilisierten Europa, unter der Verantwortung jener Mächte, die nach eigenem Bekunden gekommen sind, uns zu lehren, was Humanität heißt!

Meine kleine Familie hat diesen furchtbaren Winter überstehen können, weil wir etwas Holz von der Anstalt bekommen haben, wenn auch frisch geschlagenes, feuchtes, schwer brennbares Holz. Die Zuteilungen des Wirtschaftsamts hätten nicht einmal zum Kochen gereicht, die Gasversorgung fällt ja schon seit langem vollständig aus. Bisher ist es uns mit großen Mühen und Einschränkungen noch immer gelungen, wenigstens einen einzigen Raum unseres Hauses gegen Abend leidlich zu erwärmen, in dem sich dann regelmäßig die ganze Hausgemeinschaft – Vater, Mutter, Thomas, dazu drei Flüchtlinge und zwei Untermieter – zusammenfindet, um in der Wärme wieder etwas menschlicher zu werden. Manchmal hatten wir sogar Licht, oft aber saßen wir im Dunkeln, im Scheine einer Hindenburgkerze – auf dem

Dachboden hatten wir ein Päckchen davon aus dem ersten Weltkrieg gefunden. Dazu kamen ständig neue, ganz unvermeidliche Frostschäden am Haus. Alle Leitungen froren ein, und auch die Abflußleitungen sind nun schon seit vielen Wochen zugefroren, so daß alle Ausgüsse, Waschbecken und sanitären Anlagen außer Betrieb sind. Was das bei so vielen Hausbewohnern bedeutet – einige von uns waren auch noch zeitweise erkrankt –, das können Sie sich einfach nicht vorstellen. Primitiver werden die Überlebenden auch nach dem Dreißigjährigen Krieg nicht gelebt haben! Und das Schlimmste dabei war und ist die Hoffnungslosigkeit. Niemand mag noch an eine lebenswerte Zukunft glauben, an irgendwelche Versprechungen schon gar nicht.

Unser Krankenhaus hat seinen Betrieb bei alledem einigermaßen aufrechterhalten können. Ein Teil der Häuser mußte aber wegen Kohlenmangels geschlossen werden, so daß längst nicht alle Kranken aufgenommen werden konnten. In der Verwaltung hatten wir nie über 10 Grad Wärme, häufiger noch weniger, wir mußten deshalb immer im Mantel arbeiten. Trotzdem sind wir alles in allem doch mit den meisten Schwierigkeiten fertig geworden, wenn auch der Winter seine Spuren auf dem Areal des Krankenhauses hinterlassen hat: Viele Bäume unserer schönen Anlagen sind der Brennstoffnot zum Opfer gefallen, ja, es ist schon so weit gekommen, daß verzweifelte Menschen Straßenschilder und Telegrafmasten abgesägt und verfeuert haben.

Zu einer wahren Landplage haben sich dazu die hier noch immer untergebrachten sogenannten ‚verschleppten Personen‘ – DP's – entwickelt, Polen und andere Ausländer, vor allem aus dem Osten, die gleich nach dem Krieg in den Kasernen untergebracht wurden. Keine Nacht vergeht ohne Raubüberfälle, teilweise von bewaffneten Banden, die mit Lastautos unterwegs sind und einsame Gehöfte überfallen, deren – natürlich unbewaffnete – Bewohner diesen Drangsalierungen wehrlos ausgesetzt sind. Rücksichtslos wird den Bauern das Vieh abgeschlachtet und alles geraubt, was nicht niet- und nagelfest ist. Die deutsche Polizei ist so gut wie machtlos, da das Kasernengelände von der Militärregierung für exterritorial erklärt worden ist und deshalb von deutschen Polizisten nicht betreten werden darf. Neulich gab es sogar eine nächtliche Schießerei auf unserer Straße, und auch das Krankenhaus wurde nicht verschont, wertvolle Geräte wurden gestohlen, obwohl diese außerhalb des Krankenhauses gar nicht verwertbar sind. Es ist eine wahre Schande, lieber Herr Langhout,

und ich kann einfach nicht einsehen, weshalb man diese armen Verschleppten, die zwei Jahre nach Kriegsende noch immer in Deutschland leben und von der UNRRA ernährt werden müssen, nicht endlich in ihre Vaterländer zurückführt, zumal ja im Osten nach den neuen Grenzziehungen an Oder und Neiße so viel Platz ist.

Der strenge Winter hat im übrigen auch das Landschaftsbild sehr verändert. Die Schneeverwehungen haben inzwischen eine Höhe von vier Metern erreicht, die Eisenbahnverbindungen sind fast völlig zusammengebrochen, Kinder können nicht zur Schule gehen, weil sie keine festen Stiefel mehr haben, Pferdewagen mit Milchkannen bleiben im Schnee stecken, Flüchtlinge erfrieren in primitiven Notunterkünften. Jeder wartet sehnsüchtig auf den Frühling, der sich vielleicht gerade heute mit einem leichten Tauwetter anzumelden scheint, zum erstenmal seit langen Monaten.

Lieber Herr Langhout, entschuldigen Sie, bitte, meine Litanei. Ich wollte Ihnen aber wenigstens einen kleinen Eindruck von dem geben, was uns hier bewegt, zwei Jahre nach dem Ende des verdamnten Krieges. Im Krankenhaus selbst sind einige positive Entwicklungen zu vermelden. Vor allem ist unser ehemaliger Verwaltungsdirektor, Herr Brach – bewährter ‚Alter Kämpfer‘ der Partei und entsprechend beschränkt – entlassen worden, und zwar ohne Anspruch auf eine Pension. Ich habe ihn schon sehr lange nicht mehr gesehen, er soll jetzt Nachtwächter sein; mag er die Suppe auslöffeln, die er sich selbst und uns allen eingebrockt hat.

Im übrigen läuft unsere Verwaltung fast unverändert weiter. Manchmal möchte ich wirklich aus der Haut fahren, wenn ich erlebe, wieviel überflüssiger Unsinn, ja Schwachsinn in einer Zeit produziert wird, die weiß Gott alle Kräfte zusammenraffen müßte, um wenigstens die bitterste Not unseres armen, gedemütigten Volkes zu lindern.

Lieber Herr Langhout, ich hoffe sehr, daß Sie mit Ihren Angehörigen den Winter gut überstanden haben. Achten Sie nur auf Ihre Gesundheit, das Fleckfieber hatte Ihnen damals doch sehr zugesetzt, und wir haben alle nur ein einziges Leben. Herzliche Grüße für Sie und die Ihren, auch von meiner Frau –.

Beim Lesen schüttelte Kerstin immer wieder den Kopf, schob die Blätter von sich, als wären sie giftig, sah mich dann an: „Ja,

ja!“, sagte sie. „Unser armes, gedemütigtes Volk! Wo ist denn da Einsicht?! Lies doch genau: Schuld hatten für deinen Großvater ‚die Verantwortlichen‘, der Führer also und die Regierung und die Partei und seine unfähigen dienstlichen Vorgesetzten, Schuld hatten immer andere, er selbst aber nicht, und nach dem verdammten Krieg sollte nun alles, bitte, wieder gut sein, die armen Deutschen wollten wieder lieb sein, wie im Kindergarten, sie hatten ja fast gar nichts gewußt und hatten nicht wissen können, was sie angerichtet hatten. Sie waren bitter enttäuscht, daß sie guten Glaubens an Deutschland halb Europa vernichtet hatten – nur auf Befehl, natürlich, aber Befehl ist eben Befehl –, und nachdem sie jetzt brav die ersten Lektionen der Humanität gelernt hatten, da wollten sie, bitte, selber auch vorschriftsmäßig human behandelt werden. Verstehst du: Genau so haben offenbar damals die meisten Deutschen gedacht, und ich fürchte, viele denken noch heute so – und nicht nur die Alten.“

Sie hatte sich in eine laute Empörung hineingeredet, mochte wohl nicht mehr diskutieren. Ich sagte: „Laß gut sein. Ich werde die Briefe alle noch einmal lesen müssen, in Ruhe. Inzwischen kann ich dir mal eine Geschichte aus meinem Leben erzählen, wenn du magst – eine Liebesgeschichte sogar, allerdings ohne happy end.“

„Wie Liebesgeschichten so enden“, sagte sie und strich sich die Haare zurück, in denen das Grau schon unübersehbar war. „Also?“

„Es war einmal“, begann ich. „Aber das war eben kein Märchen, sondern schlichte Wirklichkeit. Ich war gerade 15, als wir nach Tel Aviv umzogen. Meine Mutter war an die Botschaft versetzt worden, fast eine Auszeichnung damals, sie war gescheit und fleißig und verschwiegen, Tel Aviv galt als ein schwieriger Posten, bei unserer Vergangenheit, und ich kam mit ihr, kam auch sehr gern in das sonnige Land nach den dunklen schwedischen Wintern, obwohl ich damals wenig mehr davon wußte als das, was ein paar bunte, glänzende Broschüren versprochen, die für die politische Bildungsarbeit in Deutschland verfaßt waren und deshalb sehr positiv, sehr freundlich, fast liebevoll klangen – damals war es noch fast unmöglich,

etwas Kritisches über den Staat Israel zu sagen, jedenfalls bei uns. Aber schon damals war ich wenig an Politik interessiert, zur Verwunderung, ja, zum Ärger meiner Mutter, die es seit Jahren gewohnt war, halbe oder auch ganze Nächte mit Freunden zu diskutieren über Marxismus und Kapitalismus und den Dritten Weg, endlos – die Aschenbecher waren am anderen Morgen übertoll, die Flaschen leer und die ganze Wohnung stank – ach ja, wir wollten ja lüften – dies Fenster hier?“

Das Fenster ging zum Garten hin auf, eine graue, matte Parklandschaft mit einzelnen Asten von dünnem Violett und schwarz gestricheltem Geäst.

„Ich war noch nicht in Israel“, sagte sie. „Und ich glaube auch nicht, daß es mich dahin zieht. Nationalismus kann ich auch anderswo lernen.“

„Vielleicht solltest du doch einmal hinfahren. Israel ist schon ein besonderes Land, und Zeitgeschichte und Politik sind doch deine bevorzugten Fächer – oder?“

„Nicht meine Fächer“, sagte sie, etwas gereizt. „Ich unterrichte Sport und Musik und Handarbeit, dazu gelegentlich Deutsch in den ersten Klassen. Aber ich interessiere mich eben für alles, was in unserem Jahrhundert passiert ist und was passiert, und das hat meistens mit Politik zu tun.“

„Sicher. Aber gerade das, was du unter Politik verstehst, das ist mir ziemlich gleichgültig – ich habe dir ja erzählt, schon als Kind bei meinen Großeltern in Erkner, in der DDR, habe ich mich dagegen gewehrt, und die langen, verräucherten Diskussionen zuhause haben auch keinen politischen Menschen aus mir gemacht. Israel hat mir insofern sogar den Rest gegeben, irgendwie, obwohl ich wirklich ganz offen und ganz naiv dort ankam und bestimmt keinen Grund hatte zu Ablehnung oder Negation. Meine Mutter hatte für uns ein kleines Haus in Herzliya gemietet, einem Badeort nahe Tel Aviv, der von Diplomaten als Wohnort bevorzugt wurde, und dort gab es eine amerikanische Schule – ein privates Unternehmen, das vor allem von den Kindern gut besoldeter Diplomaten besucht wurde –, wo ich nach dem Wunsch meiner Mutter nach den neuesten Erkenntnissen einer fortschrittlichen amerikanischen Pädagogik gebildet werden sollte. Etwas Englisch hatte ich in

Stockholm gelernt, das breite Amerikanisch lernte ich jetzt in Herzliya und damit und dazu alles das, was die Vereinigten Staaten sonst noch zu bieten hatten, lockere Freiheit also und das Reden darüber, Psychologie und das Reden und Reden über deine Probleme, naja, und natürlich auch Marihuana. Rauschgifte waren damals in Israel verpönt, auch so etwas Harmloses wie Hasch, und jeder hatte mit strengen Strafen zu rechnen, der beim Haschen erwischt wurde, allerdings nicht in unserem Schulbereich; wahrscheinlich sah man überhaupt bei den Sprößlingen wichtiger Auslandsvertreter nicht so genau hin, jedenfalls habe ich in den beiden Jahren, die ich die Schule in Herzliya besuchte, nichts davon bemerkt.“

„Und die Liebesgeschichte?“, fragte sie.

„Geduld, bitte. Ich dachte, du solltest erst einmal wissen, ein bißchen jedenfalls, wer ich damals war und wo ich war, zumal die eigentliche Geschichte sehr kurz und rasch zu erzählen ist, leider. Wissen mußt du auch, daß ich in meiner Klasse der einzige Deutsche war – vielleicht sogar der einzige Deutsche in unserer Schule; andere deutsche Diplomatenkinder besuchten die altmodisch strenge englische Schule in Jaffa, was aber für meine Mutter viel zusätzliche Fahrerei bedeutet hätte, sie lebte ja mit mir allein. Weil ich aber Deutscher war, nannten sie mich in der amerikanischen Schule vom ersten Tag an Eichmann: Eichmann riefen sie mich, stell‘ dir das vor! Gegen so einen nickname kann man sich ja nicht wehren, schon gar nicht mit Gewalt, ich konnte das jedenfalls nicht. Für mich gab es nur eine einzige Möglichkeit, mich zu behaupten, und das war die Anpassung an meine Umgebung, an meine Klasse, an meine Mitschüler, meine Freunde, und irgendwie gelang mir das schließlich auch: Ich wurde Mike, und zuletzt war ich manchmal schon der Mittelpunkt unserer nächtlichen Hasch-Partys am Strand von Herzliya – I became really social, and all my friends liked me. Seit damals bin ich niemals mehr Michael gewesen, auch meine Mutter sagte Mike zu mir, das war kürzer und praktikabler als das umständliche Michael mit dem deutschen Klang.“

„Und in dieser Schule passierte deine Liebesgeschichte?“

„Aber nein. Da war ich vor allem boy unter boys, die ziegigen

girls sagten mir nichts, schon gar nicht in ihrem piepsigen College-Ton, und überhaupt – ich war eher schüchtern, das bin ich noch immer, ich hatte ja keinen Vater gehabt, vielleicht liegt das daran. Nein, die Geschichte begann bei einem Filmabend der deutschen Botschaft, im Kulturzentrum am Kikar Malchei Israel, da sah ich sie – Sarah hieß sie und sah auch so aus, dunkel und zauberhaft wie die Schönen der Psalmen. Irgendwie traf es sich, daß wir nebeneinander saßen, und ich war glücklich, daß sie Deutsch sprach wie ich von den jungen Israelis kannte sonst kaum jemand ein deutsches Wort. Sarah. Sie war vor einem Jahr mit ihren Eltern eingewandert aus der Schweiz, war 16 Jahre alt wie ich auch, und sie war so schön, daß mir der Atem wegblieb.

Das war dann beinahe schon alles. Die ganze Geschichte dauerte nur ein paar kümmerliche Wochen, zwei- oder dreimal trafen wir uns auf der Allenby, aßen zusammen Eis und versuchten, miteinander zu sprechen. Aber obwohl ich fast blind war vor ihrer Anmut und beinahe taub vom Wohlklang ihrer Stimme, und an mehr als einen Händedruck wagte ich gar nicht zu denken: Wir kamen nicht zusammen, im Gegenteil, und was uns trennte, das war die Politik.

Sarah war aufgewachsen in einem liberalen Gelehrtenhaus in Zürich oder Bern. In Tel Aviv aber war sie in wenigen Monaten zu einer überzeugten Israelin geworden, hatte mit der Landessprache alles das gelernt und angenommen, was der jüdische Staat seinen Bürgern an wahren und falschen Kenntnissen abforderte, und auch auf Deutsch konnten wir nicht mehr miteinander reden. Sie war im Besitz der Wahrheit, und was kann man schon gegen die Wahrheit sagen? Sarah wußte zum Beispiel, daß Israel von Gott – Sein Name sei gelobt! – als jüdisches Eigentum gedacht und geplant und versprochen war, für ewige Zeiten, so daß die Araber hier buchstäblich nichts zu suchen hatten: Am besten sollte man alle Araber aufhängen, meinte sie, sagte sie mit ihrer warmen, klingenden Stimme in akzentfreiem Deutsch; mindestens aber den kleinen Rest endlich vertreiben: „Was wollen die hier?“

Verstehst du? Das war Politik, und weil ich kein politischer Mensch war und bin, auch keine politischen Lösungen wußte,

weder für uns noch für den Staat Israel, war Liebe nicht möglich. Bei meiner Mutter hatte ich gelernt, daß Haß und Gewalt und Krieg und Sieg keine Lösungen bringen, keine Lösung auf Dauer. Aber darüber war mit Sarah nicht zu reden, und deshalb war das schon die ganze Liebesgeschichte.“

„Kerstin?“

Sie hört mich nicht.

„Kerstin?“

Sie kommt nicht. Oder sie hört mich nicht. Vielleicht kommt sie nie mehr, wie Jürgen, niemals mehr.

„Kerstin!“

Warum? Sie läßt mich allein. Was habe ich nur getan, daß alle mich verlassen, auch Kerstin, vielleicht. Was habe ich ihr getan? Heute ist Sonntag, Advent, war Sonntag, Irgendetwas muß ich getan haben, irgendetwas muß ich gesagt haben, daß sie nicht wiederkommt. Irgendetwas hat sie nicht richtig verstanden, vielleicht, falsch verstanden, irgendein Wort. Ich mag nicht mehr jedes Wort auf die Waagschale legen wie früher, so und nicht anders, gerade so. Ich bin zu alt geworden, auch meine Sprache ist verbraucht, was soll ich noch sagen, keiner versteht mich.

„Kerstin?“

Irgendein falsches Wort, vielleicht, irgendein falscher Satz, was weiß ich, über Jürgen vielleicht oder über Elfriede, obwohl sie doch lange weiß, daß ich ihre Mutter nicht liebe, daß ich sie niemals geliebt habe. Jetzt kommt sie nicht mehr. Allein. Wenn man zu alt wird. Sie versteht mich nicht mehr. Vielleicht hat sie etwas anderes in mir gesucht, hinter mir, die Jungen suchen alle etwas, von dem sie nichts wissen und werden es niemals wissen, sie wollen – wenn ich das wüßte, was sie wollen von mir. Allein, ja. Es ist gut, allein zu sein, wenn man zu alt wird. Sie sollen mich endlich in Ruhe lassen, ja, in Ruhe sterben lassen, was soll noch die Fragerei. Warum. Warum? Es gibt keine Antworten, keine richtigen Antworten, keine richtigen Fragen. Wir sterben alle allein, ja, und ohne Antwort. Ich hoffte noch immer, daß es möglich wäre, trotz allem, miteinander zu reden, ganz offen und ohne Scheu, ohne Scham, ohne Bedenken, weil –

wir haben getan, was wir getan haben so, wie wir meinten, wir mußten es tun, nicht immer richtig, natürlich, aber meistens in guter Absicht, mit gutem Gewissen. Was weiß man schon, wenn man lebt. Aber sie hören nicht, was wir sagen, auch Kerstin nicht. Immer wieder versuchen sie, uns mit ihren Fragen zu stellen, zu fangen, uns zu ertappen bei unseren Ausreden – sagen sie –, bei unseren Fälschungen – sagen sie –, unseren Täuschungen und Verdrängungen, unseren Lügen, obwohl ich nichts als die Wahrheit sage, meine eigene Wahrheit natürlich, die Wahrheit meiner Täuschungen – Wahrheit eben, wie Wahrheit ist.

„Kerstin?“

Ich räumte das Geschirr in den Schrank ein, horchte dabei – die Küchentür hatte ich nur angelehnt – zu Großmutter's Zimmer hinüber, meinte, ein Geräusch zu hören und dann, sehr dünn, ihre Stimme. Als ich die Tür zu ihrem Schlafzimmer öffnete, saß sie, im weißen weiten Nachthemd, fragil, beinahe ein Skelett, zusammengebeugt auf der Bettkante, die Knochenbeine hingen wie tote Gegenstände herab. Als ob sie nur auf mich gewartet hätte, legte sie sich ganz langsam zur Seite, sank – das linke Bein seltsam abgespreizt – in die Kissen zurück, keuchte, röchelte, stöhnte. Ich lief zu ihr hin, kalt war sie, sehr kalt, ich deckte sie zu, rief Mike, lief dann ins Wohnzimmer zum Telefon, wählte Dr. Baumanns Nummer. Der Ton kam, der Ruf, immer noch einmal, es dauerte und dauerte, Sonntagnachmittag, niemand nahm ab, immer noch einmal der Rufton, bis zu der kühlen Ansage des Anrufbeantworters: „– in dringenden Fällen rufen Sie, bitte, den Notarzt.“ Plötzlich dann doch noch Dr. Baumanns ruhige Stimme: „Ja, bitte?“

Hastig berichtete ich, was passiert war, wußte nicht zu sagen, was wirklich passiert war, aber eiskalt war sie, ist sie, sie muß wohl allein, irgendwie, wir haben nichts gehört in der Küche, nichts bemerkt. Er versprach zu kommen, ja, gleich, natürlich. „Inzwischen geben Sie Ihrer Großmutter ein Heizkissen und eine Wärmflasche auf die Füße, jawohl, die gute alte Gummiwärmflasche.“

Es war dann nichts, nichts weiter. Erst einmal Wärme, die

Tropfen, ein neues Rezept, die Stadtapotheke hat heute geöffnet, und weiter ganz leichte Kost, Sie wissen ja: Franzbrot und Taube, Frau Konsulin – und es müsse jetzt immer jemand in der Nähe bleiben, notfalls auch eine Pflegerin, aber vertraute Gesichter wären sicher die bessere Lösung, weil sie Angst habe: „Wenn Sie sich das einrichten können, vielleicht zusammen mit Ihrer Kusine? Und wollte nicht auch Ihre Mutter aus Hamburg kommen?“

„Höchstens eine halbe Stunde“, sagte sie und sah mich freundlich an, fast schon vertraut. „Das wirst du wohl überstehen, Mike. Zum Glück ist heute die Stadtapotheke geöffnet, das ist nicht so weit. Inzwischen kannst du Großmutter ja ein paar Geschichten aus deinem Leben erzählen, wenn auch – vielleicht nicht gerade Liebesgeschichten aus Israel, da ist sie ziemlich empfindlich – Günthers Kleine Rassenlehre ist für sie nie widerlegt worden, und von der Liebe versteht sie wohl auch nicht besonders viel. Nachher können wir dann zusammen essen gehen, vielleicht zum Italiener. Gegen 6 löst Moni mich ab. Und ich beeile mich auch.“

Ich sah ihr nach, auf dem hohen Fahrrad wirkte sie zierlich, zerbrechlich, ein Herrenrad mit geschlossenem Rahmen, ohne Kleiderschutz, und ich bemerkte noch, daß sie den Dynamo eingeschaltet hatte, der Rückstrahler leuchtete durch die trübe Dämmerung, ein kralles Rot, als Kinder sagten wir Katzenaugen.

„Kerstin kommt gleich zurück, sie ist nur zur Apotheke gefahren“, sagte ich, als ich mich in den kantigen Sesselstuhl unter der Stehlampe setzte. „Die Medizin wird Ihnen sicher helfen.“

„Ach was!“, wehrte sie ab, ärgerlich. „Mir geht es schon wieder besser. Ich hatte vorhin nur aufzustehen versucht, obwohl ich doch weiß –. Aber was hilft es schon, etwas zu wissen.“

„Tut mir leid, daß wir Sie nicht früher gehört haben“, sagte ich. „Wir waren so im Gespräch, haben wohl auch ziemlich laut gesprochen, von uns und von alten Zeiten.“

„Und wie alt sind Sie, wenn ich fragen darf?“

„42“, sagte ich. „Ziemlich genau.“

Sie nickte: „So alt wie Kerstin.“ Dann legte sie sich in die Kissen zurück.

„Kerstin sieht aber viel jünger aus“, meinte ich.

„Wirklich? Ich kann das nicht beurteilen, meine Augen machen nicht mehr mit. Jedenfalls ist sie ein paar Monate älter als Sie – Michael, nicht wahr? Der Name war damals modern.“

„Sie dürfen gern Mike zu mir sagen, auch Du, wenn Sie möchten.“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich glaube nicht, daß ich das möchte. Das ist alles so lange vergangen. Obwohl ich den Sommer noch ganz genau weiß, den Sommer 1955, als Elfriede mit Kerstin schwanger war. Es ging ihr nicht gut, die Hitze quälte sie, und vor allem quälte sie sich selbst und quälte Ludwig mit ihrer Eifersucht. Deshalb mußten wir die Kleine entlassen, Irma, sie hatte bei uns gelernt, ein schmuckes, gescheites Ding von 20, ich hätte sie wirklich gern behalten, aber Elfriede war unerbittlich: Die Leute, die Stadt, die Moral, die Nachbarn, warum paßt sie nicht auf, ist doch sonst nicht dumm, und Ludwig gab schließlich nach, obwohl er bestimmt nichts gehabt hatte mit ihr, sie mußte gehen. So lief das damals. Man sprach nicht darüber, man wußte Bescheid und nickte und schwieg. Im August kam dann Kerstin zur Welt, und im September, kaum vier Wochen später, kam Thomas mit seinem Motorrad zu Tode, mein Neffe Thomas Ewerdyn, der ein Narr war wie sein Vater, aber ein Motor-Narr, ausgerechnet – zweimal, dreimal die Woche hockte er in unserer Werkstatt, frisierte seine Maschine, half aber auch gern, wo es etwas zu helfen gab, blieb meistens bis zum Abend und nahm dann Irma auf dem Sozius mit.“

„Sie war meine Mutter“, sagte ich. „Und Thomas war mein Vater.“

Sie versuchte mühsam, sich aufzusetzen, vergebens. „Ich weiß“, sagte sie. „Deshalb erzähle ich Ihnen ja davon. Ob Sie mir vielleicht helfen könnten?“

Als sie endlich halb aufrecht saß, zitterte sie von der Anstrengung, schien aber zufrieden.

„Er war sehr geschickt“, sagte sie. „Ich glaube, er konnte mit den bloßen Händen spüren, wenn etwas falsch lief in einem Motor, in den Fingerspitzen fühlte er, wo der Fehler steckte. Seine Eltern hatten ihn zu einer Lehre im Mittleren Dienst der Postverwaltung überredet, Postbetriebsassistent stand in der Todesanzeige. In unserer Werkstatt lebte er richtig auf, Gesicht und Hemd und Hände ölig verschmiert, er pffte vergnügt vor sich hin, wurde nicht müde, wußte immer Rat. Er wäre genau der richtige Mann für unsere Firma gewesen, er trug ja

auch den Namen, und Irma war die richtige Frau dazu – vielleicht konnte Elfriede sie deshalb nicht leiden und wollte sie nicht mehr sehen. Stattdessen hat dann später Ludwig das Autohaus übernommen, mein Ältester, der sehr geschickt und geschäftig war, nur von Autos verstand er nichts. Irgendwie ist er trotzdem zurechtgekommen, er machte in allen Vereinen mit, das gab dann die Basis. Aber Thomas – na ja, so geht eben manches im Leben schief.“

Ich fragte: „Warum haben Sie denn nachgegeben und haben meine Mutter entlassen? Sie hatten doch damals in der Firma zu sagen.“

„Warum, warum?“, murmelte sie, sah mich dann an: „Weil ich Angst hatte, einfach Angst. Ich hatte in meinem Leben schon so viel verloren, meinen Vater, meinen Mann, gute Freunde, und ich wollte nicht auch noch meinen Ältesten verlieren, Ludwig, der auf mich nicht mehr hören wollte. Außerdem war er in diesen Jahren ziemlich erfolgreich im Geschäft, vor allem mit Neuwagen machte er gute Umsätze, indem er unauffällig verbotene Rabatte gab – es ging endlich wieder aufwärts mit dem Autohaus Ewerdyn, verstehen Sie, das war mir wichtig, und außerdem sollte doch mein Enkelkind kommen – ich wollte Ludwig nicht verlieren. Deshalb wurde Irma unter einem Vorwand gekündigt, sie nickte und schwieg und steckte das Zeugnis ein, ausgezeichnet in allen Belangen, fleißig, zuverlässig, bedauern wir sehr ihren Fortgang, mit besten Wünschen für ihre Zukunft, und wir stellten dann einen Lehrling ein für das Kontor, das war natürlich auch billiger, und wir mußten damals sehr rechnen. Anschließend kamen die dicken Jahre für unsere Firma, das Wirtschaftswunder, das Autowunder, da dachte niemand mehr an das, was früher gewesen war, jedenfalls sprach man nicht mehr darüber.“

Sie schwieg, erschöpft. Ich sah, wie sie langsam wieder tiefer in die Kissen rutschte, obwohl sie versuchte, beinahe hilflos in ihrer Schwäche, sich aufrecht zu halten. Ich fragte: „Soll ich Ihnen helfen? Oder möchten Sie vielleicht etwas trinken? In der Küche steht noch der Tee.“ Sie schüttelte den Kopf mit den unordentlichen Strähnen: „Kerstin ist ja gleich wieder da“, sagte sie. „Sie weiß am besten, wie ich es mag.“

„Ich könnte Ihnen auch etwas vorlesen“, schlug ich vor. „Die Zeitung von heute liegt noch im Flur.“

„Ach nein, danke. Ich bin schon dumm genug für mein Alter, und in diesen Adventswochen bringt unser Blättchen sowieso hauptsächlich Anzeigen, Schnittbohnen für 99 Pfennige und ähnliche Angebote, das interessiert mich schon lange nicht mehr. Wie spät ist es denn? Eigentlich müßte Kerstin schon wieder hier sein.“

„Viertel vor vier“, sagte ich. „Vielleicht hat sie Freunde getroffen, und die Straßen am Weihnachtsmarkt waren vorhin schon gedrängt voll.“

Dann schwiegen wir zusammen, warteten, wußten nichts mehr zu sagen. In die Stille hinein fragte sie: „Ob Sie mir weiterhelfen können? Ich suche ein Wort für das Kreuzworträtsel – was könnte wohl damit gemeint sein: ‚Wachträume der Realisten‘? Mit einem P am Anfang.“

„Ich mag solche Rätsel nicht“, sagte ich. „Verzeihung. Das Leben ist doch schon rätselhaft genug, meine ich, und das Rätselraten bringt mich nicht weiter. Mit etwas Geduld und einem Lexikon kann doch jeder die Lösungen finden. Da ist mir das Graue-Witwen-Bingo schon lieber oder das gute alte Zahlen-Lotto, dabei fällt jedenfalls ab und zu ein Gewinn ab.“

„Wahrscheinlich haben Sie recht“, meinte sie. „Ich fand es aber immer spannend, mich an die Möglichkeiten eines Rätsels heranzutasten, auch an die Möglichkeiten der Sprache, mit immer neuen Versuchen. Inzwischen bin ich dafür wohl zu alt geworden und zu müde. ‚Wachträume der Realisten‘ mit einem P. Ich habe keine Ahnung.“

Dann wurde unser Schweigen ganz stumpf. Wir warteten, warteten, bis endlich die Hausklingel uns erlöste. Aber es war nicht Kerstin. Vor der Tür stand eine ältere Dame mit Baskenmütze, die „Loos“ sagte, „Ilse Loos. Und wer sind Sie?“

Ilse. Wenn sie unangemeldet kommt, muß etwas passiert sein, oder sie meint, es würde etwas passieren. Sterben ist etwas Gutes, meint sie, vielleicht das Beste am ganzen Leben. Da möchte sie wohl dabei sein.

Flink macht sie sich an die Arbeit, fachgerecht: „Aber du

liegst doch ganz falsch, Mutter, so geht das nun wirklich nicht. Nimm meine Hand – ja, so!“ Und zieht und zerrt und drückt und schiebt, reißt mir die Überdecke weg, das Kissen, die Wärmflasche, als wäre ich schon gestorben. Schickt Mike aus dem Zimmer, bringt mir ein frisches Nachthemd, ihr letztes Weihnachtsgeschenk, ausgerechnet in Rosa, so etwas habe ich nie getragen, und ich mag nicht, daß sie mich sieht, so sieht, nackt – „Laß mich, nun laß mich doch!“ Was will sie hier, plötzlich, ohne zu fragen, ohne sich anzumelden, ich habe sie nicht gerufen, was sucht sie bei mir? Diese fürsorgliche Freundlichkeit, diese penetrante Geduld, so war sie schon immer, Ilse, nicht auszuhalten, und dazu jetzt die zudringliche Nachsicht mit ihrer kranken alten Mutter, mit mir. Das mag ich nicht, will ich nicht, mochte ich nie. „Nun laß mich doch endlich in Ruhe!“

„Aber so konntest du doch nicht liegenbleiben, Mutter, ich habe schließlich häusliche Pflege gelernt. Wir müssen aufpassen, daß du dich nicht wund liegst. Jetzt fühlst du dich besser, ja?“

Ich sagte: „Danke. Es geht.“

„Ich habe dir etwas Obst mitgebracht, ganz reife Mandarinen, sehr süß und sehr gesund. Soll ich Dir eine schälen?“

„Danke, nein – danke!“

Sie weiß doch, das hat sie bestimmt nicht vergessen, das muß sie wissen, daß ich Mandarinen nicht mag, daß ich Mandarinen noch niemals mochte, diese falsche Süße, dieser parfümierte Duft. Mandarinen bringt sie mir mit. Meine einzige Tochter. Mandarinen, sie hat sie mit Vorsatz gewählt. Dabei weiß sie noch nicht einmal, daß sie nichts mehr zu erwarten hat von mir, daß sie nichts erbt als den gesetzlichen Pflichtteil, und darauf ist das Geld für ihre Wohnung anzurechnen, das ist mein letzter Wille. Kerstin soll alles erben. Wo sie nur bleibt? Läßt mich allein mit Ilse. Läßt mich allein mit mir.

„Ich mache dir rasch einen Tee, Mutter. Erstmal wird jetzt gelüftet, frische Luft tut dir gut.“

„Aber der Nebel, und es regnet!“

„Das schadet dir nicht, das ist eben Dezember. Deswegen kann ich ja auch nur zwei Stunden bleiben, gegen halb 6 holt

Mareike mich wieder ab – sie fährt nicht gern im Dunkeln und bei Nässe, bei diesem Wetter.“

„Du lebst also noch immer zusammen mit dieser – mit diesem masurischem Trampel?“

„Aber Mutter! Mareike und ich, wir kennen uns schon seit fünfzig Jahren, wir sind befreundet, wir leben gut miteinander, obwohl wir so verschieden sind – fast fünfzig Jahre lang! Ich weiß wirklich nicht, was du gegen sie hast.“

Natürlich weiß sie das, und sie weiß, daß ich diese Mareike noch niemals ausstehen konnte, so eine mit Schaufelhänden und Herrenschnitt und groben Jeans. Ich habe das nie verstanden, Ilse hat keinen Mann mehr angesehen seitdem, seit Pöppendorf. So etwas gab es noch nie in unserer Familie, man schämt sich ja für sein eigenes Kind, soweit ist es gekommen mit uns, mit Ilse. Wie froh waren wir damals, eine gesunde Tochter, fast acht Pfund wog sie bei der Geburt, und mit zweieinhalb Jahren sprach sie schon beinahe fließend, in der Schule hatte sie niemals Schwierigkeiten und auch bei den Jungmädeln nicht, sie machte alles mit und war mit 13 schon Mädelschaftsführerin und wäre bestimmt noch Scharführerin geworden, jahrelang leitete sie den Singekreis des Jungbanns. Aber irgendwie war sie anders, schon damals, als Kind, irgendwie war sie wohl doch nicht gesund. Von früh an drängte sie nach Liebe und immer mehr Liebe, als hätte sie einen Anspruch darauf, töricht, als könne man Liebe erzwingen. Sogar mit Geschrei und mit Tränen versuchte sie, sich Liebe zu ertrotzen, und Paul gab ihr meistens nach, leider, er liebte sie kindisch, aber ich machte das Spielchen nicht mit, niemals, und jetzt schon gar nicht mehr. Liebe. Als ob das alles wäre.

„Dann wären wir also richtig verwandt“, meinte sie, während sie etwas im Durcheinander des Küchenschranks suchte. Ich nickte, was sollte ich sagen. Schließlich fand sie eine Messingdose mit einem chinesischen Drachenummuster, den Tee.

„Thomas war ja mein Vetter“, sagte sie. „Ein richtiger Vetter. Allerdings war er sieben Jahre jünger als ich, und das bedeutete damals viel. Als ich Jungmädel wurde mit Schlips und Knoten, 1935, da hatte er gerade die Windeln verwachsen, und

als ich Monika erwartete, zehn Jahre später, da kam er in den Stimmbruch. Wir hatten eigentlich nichts miteinander zu tun und zu reden, Ewerdyns wohnten ja auch nicht hier, und unsere Mütter mochten sich nicht, sie stritten sich bei jeder Gelegenheit, schon damals. Familienfeste wurden zum Nervenkrieg, schrecklich. Aber das ist sicher nichts Neues für Sie.“

Eigentlich wüßte ich wenig von der Familie, meinte ich, und ich hätte auch nicht den Eindruck, als hätte ich viel versäumt. Manchmal sei es wohl besser, wenn man nicht alles wüßte.

Der Wasserkessel begann zu pfeifen, sie nahm ihn vom Herd und goß den Tee auf, sah auf die Uhr.

„Das ist schon eine besondere Familie“, sagte sie. „ein ziemlich kompliziertes Gemisch, Feuer und Wasser und Treibsand zu ungleichen Teilen, dazu eine Prise abgestandener Ideale und ein kräftiger Schuß Eigennutz – und eben Pafel und Bafel, was sich so ansammelt in einigen bürgerlichen Generationen – und das alles dargeboten mit einem Hochmut, der keinen Selbstzweifel kannte und kennt. Nur mein Vater, der war anders, der paßte deshalb auch nicht in den Clan. Die Loos‘ waren ‚kleine Leute‘, wie meine Mutter spitznäsiger sagte, sie hatten nichts zu melden in unserer Stadt, waren schlicht und bescheiden und meistens zufrieden mit ihrem kleinen Leben. Mein Vater zählte seine Arbeitsstunden bestimmt nicht. Aber Erfolg und Gewinn der Firma waren ihm nicht so wichtig. Manchmal hat er sogar versucht, das unauffällig auszugleichen oder wieder gut zu machen, was meine Mutter mit ihrer fabelhaften Geschäftstüchtigkeit für das Autohaus erreicht hatte. Er war für Anstand und Gerechtigkeit, ganz naiv, und damit kommt man in unserer Gesellschaft bekanntlich nicht weit.“

„Das Autohaus Ewerdyn gibt es ja nun nicht mehr“, meinte ich. „Monika hat mir das gestern schon erzählt.“

„Na und?!“, sagte sie. „Das war eben Mutters Firma, und ihre Zeit war lange vorbei. Wahrscheinlich weiß Mutter noch gar nichts von dem Konkurs – die sind hier doch alle zu feige, ihr in die Augen zu sehen und ihr die Wahrheit zu sagen!“

Man habe die alte Dame wohl schonen wollen, die ihr ganzes Leben an die Firma gehängt habe, meinte ich, und es sei ja sowieso nichts mehr zu ändern.

„Die Firma! Die Firma!“, sagte sie. „Auch das Leben ihrer Kinder hat meine Mutter daran gehängt, und was hat uns das gebracht? Gar nichts, sogar weniger als nichts, im Grunde nicht einmal etwas für sie selbst. Dabei war sie tatsächlich die Firma, jahre-, jahrzehntelang, und die Firma war sie, auch als mein Vater noch lebte. Sie allein war wichtig, sie allein zählte – und zählen, das konnte sie wirklich sehr gut. Ich habe nie einen Menschen kennengelernt, der so egoistisch wie meine Mutter dachte und lebte und wirkte, obwohl sie immer ganz fest überzeugt war, sie tue alles nur für andere Menschen, vor allem für ihre Familie, für ihre Kinder, mal abgesehen von den Nazi-Jahren, als sie zusätzlich noch unermüdlich tätig war für Führer und Volk. Sie wußte immer ganz genau, was recht war und richtig für das Autohaus Ewerdyn und für die Familie, und sie merkte nicht einmal, daß sie mit ihrem strengen Regime aus ihren Söhnen Schwächlinge machte und aus ihrer Tochter – nun, ich habe mich ziemlich früh verabschiedet, habe mich in mein eigenes Leben gerettet, und das nimmt meine Mutter mir bis heute hin übel.“

Ich meinte, sie sei vielleicht doch allzu streng mit der alten Frau, die es sicher nur gut gemeint habe mit ihren Kindern.

„Ihre Kinder – jawohl, das ist genau das Wort: ihre Kinder! Als ob es an Kindern ein Eigentum gäbe! Im Grunde war ihr Familiensinn doch nur eine besondere Form von Egoismus, das habe ich ziemlich früh erkannt. Deshalb schreckte sie auch vor nichts zurück, um vermeintlich berechnete Ansprüche durchzusetzen – stellen Sie sich vor: Als Mutters Tante Jenny starb – 1942 war das, ich habe das nicht vergessen –, und ein paar Tage später brachte ihr Mann sich um, Onkel Bernstein, der eine ziemlich wertvolle Briefmarkensammlung hinterließ, da machte meine Mutter sich zur Alleinerbin, indem sie ein Testament des Onkels verschwinden ließ. Das sei durchaus im Sinne Tante Jennys und auch des Onkels gewesen, verteidigte sie sich damals gegen meine Vorwürfe, der Onkel habe seine Sammlungen schon lange Eberhard versprochen gehabt und nur in der depressiven Stimmung nach Tante Jennys Tod sein Testament zugunsten der langjährigen Zugehfrau umgeschrieben, die doch überhaupt nichts mit den Marken hätte anfangen

können – mit den Küchenschränken samt täglichem Geschirr sei die schon mehr als reichlich bedacht, und außerdem habe sie auch noch die Federbetten bekommen, für mehr hätte sie sowieso keinen Platz gehabt. So war sie immer: Sie allein wußte Bescheid, und sie entschied ganz selbstverständlich. Deshalb habe ich es schon lange aufgegeben, mit meiner Mutter zu streiten, das hilft überhaupt nichts – ihr nicht und mir schon gar nicht.“

Aber in diesem Falle – vielleicht habe sie wirklich im Sinne der Verstorbenen gehandelt, meinte ich. Wenn der Onkel durch den Tod seiner Frau in eine Depression geraten sei –

„Aber Betrug ist Betrug, oder wie nennen Sie das? Unterschlagung? Erbschleicherei? Und das alles mit bestem Gewissen! Was mich dabei getröstet hat, allerdings etwas später: Eberhard zeigte seine Schätze – die Marken und auch eine hübsche Sammlung von deutschen Notgeldscheinen aus den 20er Jahren – im Sommer 1945 einem britischen Sergeanten, der damals für ein paar Wochen bei uns einquartiert war, und der entdeckte darauf eine Überfülle von nationalistischen, militärischen und großdeutschen Symbolen und Sprüchen – mit dem Ergebnis, daß alles beschlagnahmt wurde, auch die wertvollen alten Marken, und nichts davon haben wir jemals wiedergesehen. Ich denke, der Onkel hat sich darüber gefreut!“

Ich fragte: „Sie hassen Ihre Mutter?“

Sie überlegte einen Augenblick. „Nein. Ich glaube nicht. Aber sie ist mir sehr fremd, und sie ist mir gleichgültig geworden. Auch heute wäre ich bestimmt nicht gekommen, wenn Monika mich nicht angerufen hätte – sie meinte, meine Mutter würde mich gern noch einmal sehen, und dann bin ich sofort wieder die gehorsame Tochter, das folgsame Kind. Dabei wollte meine Mutter mich gar nicht sehen, im Gegenteil: Sie stößt mich zurück, noch immer, weil ich noch immer nicht daran denke, mich ihren Vorstellungen und Forderungen zu unterwerfen – und weil sie weiß, daß ich sie durchschaut habe, vor vielen Jahren schon, kaum daß mein Vater gestorben war. Damals wußten wir ja noch nicht – nicht amtlich –, daß Vater nicht zurückkommen würde, er galt als vermißt. Meine Mutter ruhte aber nicht, bis sie die Aussage eines Kameraden hatte, auf die hin mein

Vater für tot erklärt werden konnte, schon 1944. Danach konnte sie dann endlich allein bestimmen in der Firma und in der Familie. Sie nahm sogar ihren Mädchennamen wieder an, Anni Ewerdyn, obwohl sie in den Akten des Standesamtes Frau Loos blieb, Ludwig hatte darauf bestanden, der damals an seinem gefallenen Heldenvater so etwas wie Familienstolz entwickelte – wahrscheinlich das letzte Mal, daß er sich gegen unsere Mutter durchsetzen konnte! Jedenfalls war sie schon kurz nach Vaters Tod frei, und sie nahm sich ihre Freiheiten ganz nach Belieben – schlimm anzusehen für eine Tochter, das dürfen Sie mir glauben!*

Ich meinte, das könne man ihr doch eigentlich nicht vorwerfen, von der Firma her gesehen sei das wahrscheinlich sogar vernünftig gewesen.

„Natürlich, die Firma, die war ihr wichtig, ihre Firma. Wir Kinder wurden weiter nicht gefragt, wir mußten mit ihrem neuen Lebensstil fertig werden, und Sie dürfen mir abnehmen, das hat mich damals fertig gemacht, meinen Bruder Eberhard übrigens auch, das zeigte sich später.

Ich hatte damals das Zimmer neben dem Elternschlafzimmer im ersten Stock, das früher einmal Ankleidezimmer gewesen war, ein schmaler Raum mit drei Türen: eine zum Bad, eine zur Diele, eine zum Elternzimmer, und ich vergesse nie, wie ich eines nachts aufschrak. Eine Gestalt tastete sich an meinem Bett entlang, die nach Zigarrenrauch und Rotwein stank – ein fremder Mann, ich hörte ihn urinieren im Bad, dann schlich er zu meiner Mutter zurück. Meistens waren es Offiziere der Genesenden-Kompanie, die ihre Abende und Nächte mit meiner Mutter feierten, sie waren dankbar für gut belegte Brote und temperierten Bordeaux, und sie verschwanden immer sehr bald wieder an die Front, waren dann oft auch ziemlich bald tot. Verstehen Sie: So erlebte ich damals meine Mutter, unsere Mutter, die sich uns bis dahin immer als Hüterin einer fraglos gültigen Moral dargestellt hatte mit dem selbstverständlichen Recht, über alle und alles zu richten. Inzwischen war sie sogar Ortsgruppenleiterin der Frauenschaft geworden, alle anderen Frauen hatte sie weggedrängt und weggebissen auf ihren Weg nach oben, ‚in die Verantwortung‘, wie sie sagte, die heilige

Verantwortung für Volk und Reich und Führer, und in ihren Reden und Ansprachen mahnte sie immer zu Treue und Reinheit und Opfersinn, genau das, was man damals so sagte, wenn man etwas zu sagen hatte – und tat doch selbst nur das, was ihr gefiel!“

Sie schluckte, hustete, hielt sich die Hand vor den Mund. „Verzeihung!“, sagte sie. „Was erzähle ich Ihnen das alles! Aber Sie sehen ja selbst, im Grunde ist mir meine Mutter immer unbegreiflich geblieben.“

Ich versuchte, ein anderes Thema zu finden: „Und von Ihrem Vater haben Sie nichts mehr gehört?“

„Natürlich nicht. Er war wirklich tot, ‚gefallen‘, wie das damals hieß, ‚für Führer, Volk und Vaterland‘, und ich wußte das vom ersten Tag an. Er war nicht mehr da. Sonst wäre ich auch nicht fortgegangen von zuhause.“

„Hast du Zucker in meinen Tee getan?“

Sie sah mich an, als hätte ich einen Anschlag auf sie verübt.

„Vielleicht war noch eine Spur Zucker in der Tasse“, sagte ich. „Kerstin hat vorhin abgewaschen, vielleicht auch nur abgespült, da kann das ja vorkommen.“

Sie schob die Tasse beiseite. „Du hast wohl vergessen, daß ich den Tee immer ungesüßt nehme. Und ausgerechnet Kerstin willst du die Schuld geben, Kerstin, die mir regelmäßig zur Hand geht und mir immer hilft, während meine eigene Tochter sich nicht um mich kümmert und gerade mal eine Stunde Zeit für mich findet, wenn ich im Sterben liege.“

Ich wußte nichts zu antworten, wieder einmal; gegen Bosheit bin ich wehrlos.

„Du bist doch noch recht lebendig, Mutter“, sagte ich dann. „Und eigentlich bist du ganz unverändert, wirklich!“

„Danke!“ Sie legte sich in die Kissen zurück, schloß die Augen. Im Flur schlug die Standuhr an, vier Schläge. Ich mußte versuchen, die Zeit bis zur Abfahrt zu überstehen, irgendwie, anderthalb Stunden. So war sie immer. So war sie immer zu mir. Immer fand sie eine Schuld, die sie mir zuschreiben, mir aufrechnen konnte. Immer erreichte sie, schon durch ihren Tonfall, daß ich mich schuldig fühlte, bis heute hin: ein Kind von

72 Jahren bin ich, ein schlechtes Kind, das Besserung geloben muß. Hab' dich nicht so! Gib dir gefälligst mehr Mühe! Gefälligst. Als ich so alt war wie du, ich hätte niemals, nie hätte ich meine Eltern, meine Mutter habe ich immer in Ehren gehalten, gehorsam und dankbar, aber du?!

„Ich hole dir eine andere Tasse“, sagte ich.

„Danke! Bemühe dich nicht.“

In diesem Ton, genau wie damals, wie immer.

„Kerstin kommt ja bald wieder. Du warst eben nie eine richtige Hausfrau, hattest immer anderes im Kopf.“

Ich könnte sie, möchte sie. Ich kann mich nicht wehren. Am liebsten würde ich, würde ich sie. Aber sie wird eines Tages an sich selber sterben, an der schleichenden Krankheit ICH. Wenn ich das noch erlebe. Meine Mutter. Obwohl ich weiß, daß ich nicht gerecht bin. Sie ist eben so, so war sie schon immer, sie konnte nicht anders denken, nicht anders sein. Die Gene, und vielleicht meint sie wirklich nicht böse, was sie so böse sagt. So ist sie eben. Als Kind hatte ich Vater, da war mir wohl und warm, da war ich zuhause und sicher, geborgen. Wir waren alle so, wie wir waren, die ungleichen Brüder und ich dazwischen, folgsam meistens, fügsam, gefällig, ein braves Mädchen. Ich sitze bei Tisch gerade. Ich halte die Knie zusammen. Auch ich bin wie ich bin, geduldig vor allem, viel zu geduldig, meint Mareike, viel zu gefällig. Viel lieber hätte ich damals mit meinen Puppen gespielt und mit dem Puppenhaus, das Großvater Ewerdyn für mich gebastelt hatte, bevor er starb. Aber ich mußte zum Dienst, am Mittwochnachmittag und am Sonnabendnachmittag, der schöne lange Sonnabendnachmittag zum Lesen und Spielen und Träumen, dahingegeben für Dienst und Schulung und Sport, der Führer will es, für Deutschlands Zukunft, und meine Mutter wollte gerade das, was der Führer wollte. Jungmädels sind pünktlich, gehorsam und treu. Also ging ich zum Dienst und lernte Gleichschritt und fröhliche Lieder und lernte das Leben des Führers, die Leiden der Wolgadeutschen, den Schandvertrag von Versailles, lernte Volkstanz und Staffellauf und stand an kalten, windigen Nachmittagen mit der klappernden Sammelbüchse der Winterhilfe an der Straße, Gelobt sei, was hart macht, am Führergeburtstag mit weißen Socken,

obwohl es noch kalt war, und immer an den Vierjahresplan denken, Altmaterial sammeln, jede Zahnpastatube macht Deutschland stärker, und immer pünktlich zum Dienst, Erntedank und Sonnenwende, da gab es keine Entschuldigung, und selbstverständlich mußte ich Führerin werden, die einzige Tochter von Anni Loos, stellvertretende Ortsgruppenleiterin der Frauenschaft, die Fahne flattert uns voran, und Kreuzstich und Luftschutz und blonde nordische Leistungsmenschen, rein sein, rein bleiben, warum braucht Deutschland Kolonien? Immer wieder Dienst, immer noch einmal, und ich ging gehorsam und immer pünktlich zum Dienst und fand kaum noch eine Stunde für meine Puppenkinder und unser Puppenhaus, ein Wunderhaus mit sieben Zimmern und einer weiß gekachelten Küche, sogar mit einem richtigen Bad mit Wasserspülung, eine stolze Schweizer Villa, die Großvater sich erträumt und geplant und sorgsam zusammengebastelt hatte, ziegelrot und ziegelweiß mit mächtigen Erkern und steilen Dächern, und mein Vater hatte zuletzt noch eine schlichte Garage angebaut und für die Küche einen kleinen Elektroherd angefertigt mit einer funktionierenden Kochplatte, auf der ich in einem Puppentopf richtigen Schokoladenpudding kochen konnte, und in jedem Zimmer gab es elektrisches Licht, sogar mit Knippschaltern für An und Aus. Die Fenster der Vorderfront hatten winzige Jalousien, die man herablassen konnte, und jede Puppe hatte ein Zimmer für sich, nur die Elternpuppen hatten ein Schlafzimmer mit Doppelbett, wie bei uns in der Klosterstraße. Als Onkel Jürgen auszog, ich war gerade vier Jahre alt, bekam ich das dämmerige Zimmer hinter der Küche für mich allein, und ich durfte da bleiben, bis wir in die Parkstraße umziehen mußten, meine schönste Zeit. Das neue Haus war sehr fremd für mich, weiß und glatt und streng, und niemals konnte ich den Modergeruch vergessen, den Friedhofsgeruch vom ersten Tag. Dabei lag meine Dachkammer nach Süden, sie war warm und hell. Doch nachdem der Waschtisch eingebaut worden war – Du sollst es nicht schlechter haben als deine Brüder! –, war kein Platz mehr für das Puppenhaus, mein Wunderhaus, Traumhaus. Mutter verstand nicht, weshalb ich traurig war: Nun sei doch vernünftig! Wer hat es denn sonst so schön wie du?! Mach‘ deine Schular-

beiten und sei gefälligst dankbar!

Gefälligst. So war sie immer.

„Wo Kerstin nur bleibt?“, sagte sie. „Wie spät ist es?“

„Viertel nach vier. Sie wird schon gleich kommen. Vielleicht war die Stadtapotheke geschlossen, oder sie hatten die Medizin nicht vorrätig.“

„Ja. Vielleicht. Und wann holt deine – deine Freundin dich wieder ab?“

„Gegen halb 6. Sie wollte sich auf dem Weihnachtsmarkt nach kleinen Geschenken umsehen für die Kinder der Gruppe, die sie betreut, bei der Arbeiterwohlfahrt.“

„Dann kann sie ja gleich zum Konsum gehen, da ist doch alles billiger, auf Qualität kommt es ihr sicher nicht an.“

„Aber Mutter! Was du für Vorstellungen hast! Der Konsum ist heute längst nicht mehr –.“

„Ach was! Ich weiß, was ich weiß, ich habe schließlich erlebt, wie ordentliche Bürger und ehrbare Kaufleute vom Konsum zugrunde gerichtet wurden, das wirst du mir nicht ausreden, Kind – ich habe die Sozis kennengelernt! Aber du kannst dir deine Freundinnen natürlich aussuchen, wo du willst.“

Ich schluckte. Ich wußte, daß es sinnlos war, mit ihr zu argumentieren. Ich sagte: „Ich habe mir Mareike nicht ausgesucht, Mutter. Ich habe sie einfach gefunden, und dafür bin ich mein Leben lang dankbar. Bei ihr habe ich nämlich erfahren – zum erstenmal damals nach Vaters Tod –, was Güte ist und was Helfen, damals in Pöppendorf, im Durchgangslager, wenn wieder ein Flüchtlingstransport aus dem Osten kam, halb erfrorene, halb verhungerte, schmutzige, verlauste, mißhandelte Menschen ohne jeden Besitz, ohne Hoffnung, Skelette manchmal nur noch, frierend und hustend und fiebernd und müde, todmüde, todtraurig. Sie waren immer nur einen Tag oder zwei in unserem Lager, untergebracht in Nissenhütten, von deren Blechwänden im Winter das Wasser tropfte, unter verwaschenen Wehrmachtswoldecken, stinkend nach Desinfektion. Und da war Mareike, Tag für Tag, oft auch noch nachts, und halb. Sie half einfach, wo es nur möglich war und oft auch noch darüber hinaus, redete den verstörten Kindern gut zu in ihrer Sprache – sie war ja selber als Flüchtling aus Ostpreußen gekommen –, trö-

stete die erschöpften Alten, sorgte für – ach was, das kann sich heute niemand mehr vorstellen und du ganz bestimmt nicht, was sie damals geleistet hat, das masurische Trampel!“

„Meinst du denn, wir hätten damals nichts getan?! Ich hatte schließlich das ganze Haus voll mit Flüchtlingen, der Dreck, der Gestank, der Lärm, und alle drei Pasenow-Jungens hatten die Krätze, gräßlich, und Frau Pasenow wechselte ihre Onkels wie die Bettwäsche – das war eine schlimme Zeit für mich!“

„Ich weiß, Mutter, ich weiß noch, ich habe das nicht vergessen: Die Zeit, als Elfriedes Mutter zweimal in jeder Woche deine Parkettböden bohnen und einmal im Monat mit Stahlwolle spänen mußte. Als du verbeulte Kotflügel und abgefahrene Reifen und englisches Motorenöl gegen Butter und Bohnenkaffee getauscht hast, und auf dem Schwarzmarkt konntest du endlich Dein edles Speiseservice komplettieren – Chippendale mit echtem Goldrand, handgemalt und nie benutzt –, weil es vor dem Krieg nur für sechs Personen gereicht hatte. Das waren damals deine Sorgen!“

Sie setzte sich halb auf: „Du bist unverschämt, Ilse, und du bist ungerecht, ich schäme mich für dich! Weißt du denn nicht, für wen ich das alles getan habe, gerade damals, mit den schrecklichen Leuten aus Pommern im Dachgeschoß und den falschen Katholiken parterre? Für wen ich das Haus und die Möbel erhalten habe, ja, und auch mein wertvolles Speiseservice habe ich sorgfältig aufbewahrt und sogar noch vergrößert, weil sich das so ergab. Für meine Kinder, jawohl, nur für meine Kinder, auch für dich. Aber du mußtest damals ja unbedingt in Pöppendorf die barmherzige Samariterin spielen, die edle Helferin vom Roten Kreuz, statt daß du deiner Mutter geholfen hättest in dieser schweren Zeit!“

Ich weiß, es hat keinen Sinn, mit Mutter zu streiten. Sie weiß, was sie weiß, sie weiß alles besser, und anderes will sie nicht wissen. Vielleicht werden wir alle einmal so, wenn wir alt werden, so eng, so starr, so hilflos.

„Weil da Not war, Mutter“, sagte ich. „Nackte, bittere Not und nicht nur deine Unbequemlichkeiten und Ärgernisse. Ungezählte Tausende waren da, die sich nicht selber helfen konnten, die krank waren und elend und abgestumpft, und da dach-

te ich, ich wäre gemeint, ich sollte helfen, ein bißchen jedenfalls, ganz abgesehen davon, daß auch mir dann geholfen wurde – zusammen mit Mareike bekam ich ein Zimmer in einer der Wohnbaracken, da und im Lagerkindergarten war Monika gut aufgehoben, so primitiv das alles auch war, von heute her gesehen, und ich hatte mein Auskommen, selbstverdientes Geld nach TOA VIII, dazu ein warmes Essen täglich – mehr konnte ich doch gar nicht erwarten!“

„Weil dir dein eigenes Zuhause nicht mehr paßte!“, sagte sie. „Und weil du deiner Mutter nicht helfen wolltest, das war der eigentliche Grund. Erzähl‘ mir doch nichts! Deine Mareike war dir eben lieber!“

Manchmal hatte ich noch gehofft, damals, sie könnte mich lieben, Ilse, meine einzige Tochter – nicht so sehr, wie sie ihren Vater liebte, natürlich, das ist eben so bei Töchtern. Aber ich bin doch ihre Mutter, man muß doch seine Mutter lieben und ehren, denke ich, das haben wir so gelernt. Sie hat das nicht gelernt. Sie liebt mich nicht. Wir waren uns immer fremd, und ich weiß nicht einmal weshalb. Paul war ihr Ideal, ihr Idol, und sie sah nicht, wollte nicht sehen, konnte vielleicht nicht sehen, wie ihr Vater wirklich war, wie beschränkt er war, wie er mühsam nach Worten suchte – und die richtigen Worte fand er dann trotzdem nicht –, und daß er unfähig war, die Firma durch diese schwierigen Jahre zu bringen, nicht einmal das Haus wollte er damals haben. Was wären wir ohne mein Haus, wir wären alle an den Bettelstab gekommen, alle zusammen, ohne das Haus. Liebe macht eben blind, ja, Liebe macht dumm und beschränkt. Was ich in all den Jahren geleistet habe, für die Firma, für die Familie, das interessiert meine Tochter nicht, das war ganz selbstverständlich. Ja, Liebe. So ist das eben. Ich bin sehr traurig. Ich mag nicht mehr. Aber nicht einmal das interessiert sie. Der Tod ist das Beste am ganzen Leben, sagt sie. Mein Tod. Das ist dann der Dank.

Als sie hinausging – sie meinte, sie habe die Haustür gehört –, bat ich sie, mir eine Tasse heißen Tee zu bringen. Aber sie kam nicht zurück, lange nicht. Ich nahm das Kreuzworträtsel mit den offenen Feldern zur Hand, so viel Weiß noch am

Sonntagnachmittag, ich werde alt, finde die Lösungswörter nicht mehr, bin immer müde, sehr müde, bin leer. Mit der großen Lupe versuchte ich, die Bedeutungen zu entziffern, beinahe schon ohne Hoffnung. Doch plötzlich wußte ich, was mit 45 waage-
recht gemeint war – Großreinemachen des Gewissens –, so einfach war das, wenn auch vielleicht nicht ganz richtig: GESTAENDNIS. Die Buchstaben paßten genau, aber das Wort stimmte nicht, nicht wirklich. Ich habe nichts zu gestehen. Ich hatte meine Probleme, natürlich auch meine Eigenarten, jeder hat seine Haken und Ösen. Was soll ich also gestehen? Jeder Mensch lügt, wenn er sonst keinen Ausweg weiß, das wissen wir alle. Auch ich habe nicht immer die Wahrheit gesagt, mit der Wahrheit allein kann niemand leben, auch die Firma hätte das nicht überlebt, und halbe Wahrheiten müssen noch längst keine Lügen sein. So ist das eben. Jeder lügt einmal und immer wieder, jeder betrügt einmal und immer wieder, wenn nichts anderes hilft und eine Gelegenheit kommt, und manchmal kann sogar ein Betrug den Betrogenen helfen, sie dürfen das nur nicht merken. Das muß man lernen im Leben, das habe ich auch gelernt. Ich habe nichts zu gestehen, schon gar nicht den jungen Leuten, die alles besser wissen und alles wissen wollen. Sie warten auf mein Geständnis, da können sie lange warten. Wenn sie nur wüßten, was wir gewußt haben, damals, und wenn sie wüßten, was wir nicht wußten, nicht wissen konnten. Aber sie wollen das gar nicht wissen, und wir, wir wissen nicht, was sie wollen. Wir reden miteinander scheinbar in der gleichen Sprache, doch wir verstehen uns nicht, so viele Worte verstehen wir anders und falsch. Nicht einmal Kerstin versteht mich, obwohl sie gescheit ist und klug, sie kommt auf mich und ist doch anders, hält nicht zu mir, läßt mich allein. So sind sie, die jungen Leute. Die sind ganz leicht in ihren Entschlüssen, ihren Entscheidungen, und auch Beschuldigungen haben sie rasch zur Hand. Sie wachsen auf ohne Zwang und ohne Befehle, das macht ihr Leben so einfach, so leicht wie billige Luftballons – wenn einer platzt oder fortfliegt, dann tut das niemandem weh, wir kaufen uns einen neuen. Was willst du? Was fragst du? Was soll ich noch sagen? Ich habe nichts zu gestehen.

Mit Ludwig hatte ich überhaupt nicht gerechnet. Ich hatte angenommen, Kerstin sei aus der Stadt zurückgekommen, oder Monika wäre früher gekommen, um mit mir zu sprechen, wir sehen uns sonst so selten. Im Flur stand aber ein Mann, mein Bruder Ludwig, schmal geworden und etwas gebückt; mit vorsichtigen Bewegungen schälte er sich aus dem Mantel, sah mich erstaunt an: „Du bist auch hier, Ilse? Geht es zuende?“

Wir hockten dann in der Küche zusammen, zuerst zu dritt, dann ging Mike ins Wohnzimmer zum Telefonieren – „Ein Neffe, wirklich? Ein komischer Mensch!“

Elfriede hatte sich geweigert, die Nachricht zu überbringen; sie war sofort in die Stadt gefahren. Das Krankenhaus hatte angerufen: Kerstin war eingeliefert worden, bewußtlos, eine Kopfverletzung, ein doppelter Armbruch rechts, Blutergüsse am Unterleib, Abschürfungen an den Knien. Auf der Kreuzung Ginsterweg/ Dr.-Salomon-Spiro-Straße war sie angefahren worden von einem Besucher des Weihnachtsmarkts, Glühwein, 1,1 Promille. Sie hatte keinen Ausweis bei sich gehabt, nur einen Papierbeutel der Stadtapotheke vorn im Gepäckkorb, mit einer Verschreibung für die alte Frau Loos, wie die Apotheke ermittelt hatte. Weil aber Mutter noch immer als Anni Ewerdyn im Telefonbuch steht, hatte man bei Ludwig nachgefragt.

„Nicht lebensgefährlich, Gott sei Dank!“, sagte Ludwig und atmete hörbar. „Ich darf mich nicht aufregen, und Kerstin hatte ja immer schon gutes Heilfleisch. Was fährt sie auch bei Nebel und Nieselregen in die Stadt, und dann mit ihrem blöden Herrenrad, als ob der geschlossene Rahmen die endgültige Emanzipation bringen würde, es ist nicht zu fassen. Aber ich will mich nicht aufregen. Sie war ja schon immer sehr eigen, wie Frauen so sind, besonders in unserer Familie.“

„Wenn du mich meinst oder Monika –“, sagte ich. „Davon verstehst du nichts!“

Er schüttelte den Kopf: Das sei durchaus nicht persönlich gemeint, er habe es längst aufgegeben als Vater und überhaupt, Frauen hätten ja doch immer recht. Er schien blaß, fast grau, seine Hände zitterten. Und was sei denn nun mit Mutter?

„Nichts Neues“, sagte ich. „Nichts Besonderes. Sie ist eben sehr alt und kränkelt so vor sich hin. Du kannst ja selbst mit

ihr sprechen.“

„Ich soll mich nicht aufregen“, sagte er. „Sonst müßt ihr mich noch vor Mutter begraben.“

Schließlich stand er doch auf. „Gehen wir zusammen zu ihr?“

Ich meinte, es wäre wohl besser – besser für ihn und auch für Mutter –, wenn er allein mit ihr reden könnte, ich würde mich inzwischen um Mike kümmern.

„Telefoniert der denn immer noch mit Amerika?“ Ludwig war stets sehr sparsam beim Telefonieren, kurze Mitteilungen, bitte, keine Laberei. „Wenn ich etwas nicht ausstehen kann, dann solche Schmarotzer am Telefon! Ein Enkel von Onkel Jürgen – natürlich! Diese Familie hat uns den Rest gegeben, Monat für Monat die Leibrente, und Tante Erna lebt immer noch. Aber inzwischen ist ja alles vorbei und gegessen – von mir hat sie keinen Pfennig mehr zu erwarten!“

Als ich die Tür zu Mutters Zimmer öffnete, sah ich, daß sie wieder eingeschlafen war. Ich schob Ludwig zurück, lehnte die Tür nur an. „Sicher wacht sie bald wieder auf.“

Wir standen am Küchenfenster, sahen in den grauen Park. „Wir haben uns lange nicht gesehen“, sagte ich. „Bei Mutters 90. zuletzt, glaube ich, oder?“

„Jedenfalls ist das sehr lange her“, meinte er. „Du hast dich gar nicht verändert, während ich – na, du siehst ja selbst, es geht mit mir auf den Rest.“

„Du bist schlank geworden“, sagte ich. „Aber das steht dir eigentlich gut, und gesund ist es auch.“

Er schüttelte den Kopf, sein Haar war schütter geworden, der Hals hager, der Hemdkragen viel zu weit. „Ich bin nicht gesund“, sagte er, „und das weißt du auch, das siehst du auch – warum sollen wir uns etwas vormachen? Meine Zeit ist vorbei, schon ziemlich lange, und der kleine Rest zählt nicht mehr. Wir hätten uns öfter sehen sollen, ja. Zu meinem 75. hätten wir dich bestimmt eingeladen, letzten März, wir wollten ganz groß feiern. Aber dann kam meine zweite Operation, die Volksbank wollte nicht mehr stillhalten, der Konkurs – da gab es dann nichts mehr zu feiern. Elfriede wollte natürlich trotz allem den Gala-Empfang mit Herrenfrühstück und Blasmusik, wie damals zu meinem 70., als sei nichts gewesen. Aber ich wollte

das nicht, ich mochte das alles nicht mehr, ganz abgesehen von den Kosten, denn plötzlich fehlte es überall, sogar am Kleingeld, und ich wollte nicht das Mitleid und schon gar nicht die Schadenfreude der Stadt, das kannst du sicher verstehen. Zuletzt plante Elfriede – sie kommt eben aus dem Rheinland und kann das Feiern nicht lassen – einen Umtrunk mit alten Freunden, wir hatten noch ein paar gute Flaschen im Keller. Doch plötzlich hatten alle etwas anderes vor, dringende Geschäfte, tut mir echt leid, eine lange gebuchte Reise, Zahnweh und Ischias, wir sind ja alle nicht mehr die Jüngsten – wir sehen uns sicher bald mal, ja, und alles Gute! Per Fleurop kamen drei Hyazinthen-Töpfe, eine blaue Hortensie und zwei Azaleen, dazu ein Blumen-gutschein über 40 Mark, den wir für Mutters Beerdigung aufbewahrt haben, und das Lokale brachte zwölf Zeilen und ein altes Paßbild von mir, ein verdienter Mitbürger. Na ja, mir war das schon recht so, und ich rege mich nicht mehr auf. Für Elfriede ist das nicht so einfach. Aber wir haben ja beide unsere Rente, weil wir so lange bei der Firma angestellt waren – ich war doch schon 51, als Mutter mir endlich das Autohaus überschrieb –, das reicht jetzt zum Leben, und vor allem: Elfriede gehört das Haus, was wollen wir mehr.“

„Und euer Walther – wie kommt der zurecht?“

„Ach, dem geht es glänzend, der ist noch jung und sieht so aus, als sei er immer erfolgreich. Erstmal hat er jetzt noch sein Arbeitslosengeld, dann macht er immer mal ein Geschäft unter der Hand, Computer und Software, damit kennt er sich aus, und im übrigen fährt er eine flotte Kurve mit seinem Uralt-Porsche und ist bei einem halben Dutzend Damen der Stadt Herzbube, da hat er wohl besondere Fähigkeiten. Sicher wird er bei passender Gelegenheit in ein solides Unternehmen einheiraten, der geborene Frühstücksdirektor. Er ist eben für das Leben begabt, sehr viel begabter als ich.“

„Aber du kannst dich doch auch nicht beklagen“, meinte ich. „Schon mit 14 hast du die Fahne getragen auf dem Reichsparteitag, mit 16 warst du Fähnleinführer, mit 20 Leutnant, und in der Firma warst du von Anfang an der Kronprinz, attraktiv für alle Mädchen der Stadt.“

„Für meine kleine Schwester sah das vielleicht so aus“, sagte

er. „Und damals war ich eben genau der Typ, der gefragt war, nordisch und schneidig und so. Tatsächlich war ich aber eher schüchtern, und ich fand mich ganz und gar nicht attraktiv, habe ja auch keine der guten Partien geheiratet. Der schöne Junge in unserer Familie, das weißt du doch selbst, war Eberhard, Mutters kleiner Liebling und Mutters großer Verzug, mit dunklen Locken und langen Wimpern und braunen Kulleraugen, während ich noch mit 18 – du hast das bestimmt nicht vergessen: rosa Pickel und strohblondes Haar, dazu dann der blaue Hitler-Jugend-Blick, vorwärts, der Fahne nach, Sieg oder Tod, tapfer und blöd. Ich brachte es gerade noch zum Notabitur, bevor ich – freiwillig natürlich – zur Wehrmacht einrückte, um unser bedrohtes Vaterland zu verteidigen, und als ich endlich aus der Gefangenschaft kam, im Herbst 1948, mit detaillierten Kenntnissen vom Holzfällen unter sibirischen Klimabedingungen und mit 23 verschiedenen Rezepten für Borscht, da machte Eberhard gerade sein Abitur mit Auszeichnung. Natürlich war ich da schon viel zu alt für alles, so etwas wie ein Studium kam gar nicht infrage, ich wurde in der Firma gebraucht, ein halbes Jahr Handelsschule mußte reichen, und Elfriede sorgte dafür, daß ich morgens immer als Erster im Betrieb stand. Im übrigen paßte sie höllisch auf, daß ich nicht etwa nachzuholen versuchte, was ich beim Ehrendienst fürs Vaterland vielleicht versäumt hatte. Erinnerst du dich noch an die kleine Irma, bei uns im Kontor? Das war so ein Fall. Stattdessen hatte ich meine Vereine, überall saß ich im Vorstand, und deshalb war Elfriede immer die Ehrendame beim Schützenfest und beim Feuerwehrball, sie rührte die Tombola beim Wintervergnügen der Kaufmannschaft, und einmal sang sie sogar ein Solo beim Heldengedenktage – jetzt bin ich nur noch Ehrenpräsident der Liedertafel. Und natürlich hatte ich das Autohaus Ewerdyn, das aber nicht mir gehörte, sondern Mutter allein. Sie war der Chef, sie hatte das Sagen und die Erfahrungen und alle Vollmachten, und von niemandem ließ sie sich hineinreden, schon gar nicht von mir. Was meinst du, was sie für einen Terror inszenierte, als sie 1966 von ihrer Weltreise heimkehrte, und ich hatte es gewagt, inzwischen das Haus zu renovieren! Du hast das ja alles nicht miterlebt – sei froh und

dankbar! Wir hatten vorher lang und breit darüber gesprochen, daß sie die kleine Wohnung im Parterre haben wollte, weil das Treppensteigen ihr damals schon Mühe machte, und natürlich hatte ich angenommen, sie wäre einverstanden, daß die Zwischentür zugemauert wurde, das war einfach vernünftig. Wahrscheinlich hatte sie das auch so gewollt, aber sie wollte das eben etwas anders, ganz genau nach ihren Vorstellungen, und deshalb war sie so böse, daß sie mir beinahe gekündigt hätte, ihrem eigenen Sohn! Als sie mir die Firma dann endlich überließ, 1972, nach Eberhards Selbstmord, da war eigentlich schon alles zu spät und die Firma kaputt. Mutter hatte nämlich, nach jahrelangem Streit hin und her, von Onkel Jürgen das Werkstattgrundstück gekauft, das war Onkel Jürgens Erbe gewesen, nach Großmutter Tod 1962, und die Anwälte hatten dafür eine Leibrente für Onkel Jürgen und Tante Erna ausgehandelt: eine lebenslängliche Rente für einen gesunden Mann Mitte 50, und Tante Erna war ja fast genau so alt. Jedes Jahr stieg die Rente dann mit dem Anstieg der amtlich ermittelten Lebenskosten an, und wir mußten zahlen, Monat für Monat, mehr als 30 Jahre lang, bis wir zahlungsunfähig waren und vom Autohaus Ewerdyn nichts mehr übriggeblieben war als zwei Hypotheken, die die Volksbank für sich rettete. Das hat Mutter damals allein verhandelt und entschieden, ohne mich auch nur zu fragen. Allerdings, bei dem ewigen Ärger mit Onkel Jürgen und Tante Erna, zuletzt nur noch ein gehässiger Streit um zehn Mark mehr oder weniger – ich hätte wahrscheinlich auch zugestimmt, um endlich Ruhe zu haben. Damals konnte ja auch niemand ahnen, daß die beiden uralt werden würden, und schließlich hätten sie auch, denke ich, auf die Leibrente verzichten können, teilweise mindestens, das hätte die Firma gerettet, und sie hätten ja ihre Pensionen. Aber die beiden waren genauso stur wie unsere Mutter, da lief gar nichts mehr, keiner wollte auch nur um einen Pfennig nachgeben, nur die Anwälte sprachen noch miteinander und schrieben zuletzt ihre Schlußrechnungen, mit bestem Dank, hochachtungsvoll, während wir immer tiefer in die roten Zahlen gerieten. Egal, ich will mich nicht aufregen, es lohnt sich ja nicht, und Mutter wird sowieso niemals einsehen, daß die Leibrente ein grober

Fehler war – sie hat ja immer das Richtige getan und immer nur an die Firma gedacht und an die Familie. Sie ist eben so. Sagst du ihr das mit Kerstin?“

„Ich? Warum ich? Aber meinetwegen, sie muß es ja wissen. Das wird sie ziemlich mitnehmen, denke ich – Kerstin, ihr Goldstück! Hörst du? Ich glaube, sie ist aufgewacht – ich gehe erstmal allein zu ihr, wahrscheinlich braucht sie ein frisches Laken.“

Ilse. Meine kleine Schwester. Auch sie wird alt. Und dabei wird sie Mutter immer ähnlicher, ohne daß sie das weiß. Ein Segen, daß sie nicht hier wohnt, das würde wahrscheinlich keine von beiden überstehen. Sie wissen immer beide Bescheid, sie wissen genau, was sie wollen, aber sie wollen niemals dasselbe. Frauen sind so. Eine müßte dann sterben. Eine muß sterben. Der Tod als letzte Lösung, immer der Tod. Schon in der Klosterstraße erschlug Mutter jede Mücke mit ihrer Klatsche, jede Stubenfliege, und der häßliche Geruch von FLIT – im Hochsommer, wenn das Fliegengeschmeiß unerträglich wurde – hing in allen Zimmern, FLIT, der Fliegentod. Damals, als Ilse noch klein war, als sie noch lieb war und brav, als sie noch nicht sie selbst war. Zuerst versteckte sie die gelbe Spritze mit dem Fliegengift, dann riß sie Mutter die Spritze fort, schrie sie an, weinte, lief aus dem Haus. Mord und Totschlag. Eine von beiden war überzählig, schon damals, im Reiche Ewerdyn gab es nur eine Herrscherin, unsere Mutter. Dann gab es keine Diskussionen mehr bei uns. Auch das Unkraut auf den Wegen des Vorgartens wurde mit Gift vernichtet, E 605, praktisch. Und mit dem Autohaus ging es immer weiter bergab. Nur einmal gab es noch Hoffnung und Geld, viel Geld plötzlich, 1990 im Sommer, als Walther unsere Gebrauchtwagen im Osten verramschte, der Hof war plötzlich leergefegt, unglaublich. Aber dann kam der erste Infarkt, der Schmerz, die Lähmung, die müde Bettzeit, die langen Wochen in der aseptischen Reha-Klinik, das öde Strampeln auf dem Heimtrainer, und als ich das Kontor zum erstenmal wieder betrat, da war es nicht mehr mein Kontor, sondern Walthers Computer-Studio, alles neu und grau und glatt und unverständlich wie ein Traum, ein Alptraum, der immer noch einmal kommt: Ich, wer ist Ich, habe ich etwas

getan, was der weiß, der PC, aber nicht ich, ich weiß nichts, suche nur, probe nur Brücken, versuche mich, stoße ständig auf andere Tasten, andere Tatsachen, immer wieder auf neue Zahlen, neue Daten, neue Aussagen, die mich zwingen, weiter zu suchen, mich oder wen oder was, eine bestimmte Taste, von der die Gebrauchsanweisung nichts weiß, nichts verrät, ich darf sie nicht berühren, bei Strafe des Lebens des Todes, aber ich kann es nicht lassen, so daß ich von einem Entsetzen ins andere falle, Entsetzen über mich selbst, von dem ich nichts weiß, gar nichts.

„Oh – entschuldigen Sie, bitte!“

Der Ami. Der Enkel. Was will der will der noch?

„Ist was?“

„Sie waren eingeschlafen, ich wollte nicht stören. Wie geht es Kerstin?“

„Hoffentlich besser“, sagte ich. „Hoffentlich gut. Meine Frau ist noch nicht wieder da, und das Telefon hatten Sie ja ständig besetzt!“

„Tut mir leid“, sagte er. „Ich habe versucht umzubuchen, weil – ich sehe einfach nicht, wie wir mit dem Ausräumen fertig werden sollen, jetzt, ohne Kerstin. Doch daraus ist nichts geworden, leider, ich muß am Dienstag fliegen, wenn ich pünktlich zuhause ankommen will.“

„Manchmal sind Geschäfte eben wichtiger als die Familie“, sagte ich. „Aber Monika wird das schon richten, keine Angst, die schafft das auch allein. Guten Flug also!“

Er zögerte, wollte wohl etwas sagen, antwortete aber nicht.

Ilse trat wieder ein. „Du kannst jetzt kommen“, sagte sie, als wäre der Weihnachtsbaum angezündet zur Bescherung.

„Was hat denn Mutter zu Kerstins Unfall gesagt?“

„Was soll sie schon sagen?! Sie muß damit fertig werden wie alle anderen auch. Im Nehmen war sie ja immer schon stark.“

Ich gab dem Ami die Hand: „Sehen wir uns noch?“

„Ich bin im Bahnhofs-Hotel zu erreichen“, sagte er. „Wenn ich irgendwie helfen kann –. Und alle guten Wünsche für Kerstin. Vielleicht kann ich ja morgen noch – ich denke, ich werde ihr Blumen schicken.“

„Das ist lieb von Ihnen, Mike“, sagte Ilse. „Kommen Sie, ich

bringe Sie eben zur Tür. Am besten gehen Sie zu Fuß, den Wagen können Sie hier stehenlassen, die Stadt ist heute nachmittag ziemlich dicht.“

In Mutters Schlafzimmer brannte nur die Nachttischlampe neben dem Bett, der rosa Seidenschirm über der Bronzefrau. Mutter lag auf dem Rücken, starrte ins Halbdunkel. „Sie behandelt mich wie ein Kind“, sagte sie, „wie ein Baby. Abscheulich!“

„Aber Mutter!“ Ich trat an das Bett, sah das leichenfarbene Gesicht, strich über die rote Steppdecke, die Haut mochte ich nicht berühren. „Ilse meint es doch gut mit dir, und sie hat das schließlich gelernt. Wie geht es dir denn? Vielleicht sollte Ilse erst einmal bei dir bleiben, wenn unsere Kerstin nicht kommen kann.“

Sie sah mich an, als wollte ich sie erwürgen, schüttelte heftig den Kopf: „Dann sterbe ich lieber allein!“

Ich sagte: „Wir sterben alle allein, Mutter. Aber im Augenblick bist du doch noch ziemlich lebendig. Also du mußt das wissen. Sonst kann Elfriede morgen früh gleich nach dir sehen.“

„Danke. Das ist nicht nötig. Über Nacht bleibt Monika bei mir, und um 9 kommt die Gemeindeschwester, spätestens viertel nach 9. Und du? Elfriede hat mir erzählt, daß du noch gar nicht wieder in der Firma gewesen bist.“

„Es dauert eben noch“, sagte ich und zog den Sesselstuhl an das Bett heran, setzte mich rasch, mir war etwas schwindelig. „Es wird schon wieder. Aber Kerstins Unfall – und ich soll mich nicht aufregen, ich muß mich noch schonen.“

Ilse kam herein, mit einem Papierbeutel in der Hand: „Das Krankenhaus hat Mutters Medizin geschickt“, sagte sie. „Kerstin ist noch immer bewußtlos, wahrscheinlich eine schwere Gehirnerschütterung. Aber die Ärzte hoffen –“

„Die Ärzte!“, sagte Mutter. „Was die schon wissen. Aber zum Glück ist sie ja noch jung.“

„Und sie hatte schon immer ein gutes Heilfleich“, sagte ich. „Wir müssen einfach Geduld haben, sie wird bestimmt gut versorgt, und als Beamtin versäumt sie inzwischen ja nichts.“

Ilse öffnete die Medizinflasche. „Aber vorher mußt du etwas essen.“

Mutter wehrte ab: „Ich habe keinen Appetit. Monika kann

mir nachher etwas richten. Du willst ja sowieso gleich wieder fahren. Mach dir nur keine Mühe mit mir!“

Ilse stellte das Fläschchen auf den Nachttisch, ging wortlos aus dem Zimmer.

„So ist sie, deine Schwester“, sagte Mutter. „So ist sie immer zu mir, wenn sie überhaupt einmal kommt, kalt und lieblos und gleichgültig, als wäre ich irgendjemand und nicht ihre Mutter. Ach, Ludwig, ich mag nicht mehr. Ich bin müde. Bleibst du noch bei mir, bis Monika kommt? Bitte! Du mußt ja nicht auf dem harten Sessel sitzen“.

Ich fände den Stuhl ganz bequem, meinte ich, und außerdem sei das eine Kindheitserinnerung. Dann war sie wieder eingeschlafen. Unsere Mutter. So war sie immer. Sie erwartete Liebe, doch selber konnte sie nicht lieben, nicht richtig. Nur Eberhard, den liebte sie ohne Maß, den liebte sie zu Tode, und sie weiß das bis heute nicht. So viele Jahre seitdem. Wie hätte mein Bruder sonst wohl gelebt, was hätte er leben, erleben können? Er konnte sich anders nicht gegen Mutter wehren, der Tod war seine einzige Waffe. Vielleicht haben wir alle nur eine einzige Möglichkeit zu leben, und am Ende kann niemand sagen, ob es das richtige Leben war. Unsere Mutter. Ich war dem Tod immer einen Schritt voraus, mindestens einen Schritt. Wahrscheinlich bin ich deshalb immer noch da, nach dem Infarkt, nach vier Jahren Sibirien, und vorher der Krieg, ein Dutzend Tode in Rußland, in Ungarn, an der Oder. Vielleicht fehlte manchmal nur ein Schritt, ein halber Schritt zur Seite, ein ver stolperter Augenblick, oder der Blindgänger damals in einem Wiener Altstadt keller, drei Stockwerke tief. Der Tod hat mich nicht gewollt, wahrscheinlich, weil ich geboren wurde. Paul hat mir das erzählt, als er zum letzten Mal auf Urlaub war, Ilse s Vater, nicht mein Vater: Unsere Mutter wollte mich nicht. Aber Paul sorgte dafür, daß ich geboren wurde, er gab mir seinen Namen, mein Leben, einen Schritt vor dem Tod. Das weiß sonst niemand, nur Mutter und ich und der Tod, aber wir haben niemals darüber gesprochen.

VII.

Noch immer der dicke Schlitten vor unserer Einfahrt, der Ami, was kommt der gerade jetzt mit seinem silbernen Chevrolet, Irmas Sohn, und alles nur wegen Tante Ernas Gerümpel, wir haben wahrhaftig andere Sorgen. Vielleicht wacht Kerstin nicht wieder auf. Die weißen Kittel, die ernsten Gesichter, wie Alpha-team in SAT 1, der Beileidston: Wir haben alles getan, im Koma, wir versuchen alles, können nur hoffen, müssen jetzt erst einmal abwarten. Was hupt der blöde VW, unverschämt, ich hatte Vorfahrt, was will der – ja, hupe nur, ich habe andere Sorgen, und dann ein alter VW. Wie soll ich das Ludwig sagen? Er darf sich nicht aufregen, die Bypässe, das Herz, zweimal zwei Adalat täglich. Vorsicht, Vorsicht! Die Alten sollten bei solchem Wetter zuhause bleiben, Vorsicht, die Straßen sind nass, glatt, geblendet, wie leicht, wir können uns jetzt keinen Unfall leisten, kein Vollkasko mehr, das Konto schon lange wieder im Soll, und Ludwig kann nicht mehr fahren, sonst sitzen wir nur noch zuhause und warten und warten, daß Kerstin kommt, und vielleicht kommt sie nie mehr. Die Ampel, gelb, rot. Vielleicht wacht sie nie wieder auf. Kerstin. Mein Kind. Unsere liebe Tochter. Ein grausames Schicksal, mitten im. Von Beileidsbesuchen bitten wir. Unsere verehrte Kollegin, unermüdlich, ein Vorbild, wir werden sie stets. Wie soll ich Ludwig das sagen, daß wir allein bleiben für unsere letzten Jahre, vielleicht, für immer vielleicht. Eine Tochter ist eine Tochter, bleibt eine Tochter auch dann, wenn sie allein lebt und keine Enkel bringt und so viel mehr weiß als ihre Eltern, sie bleibt unsere Tochter, ganz nahe. Ein Sohn ist ein Sohn, der geht seine eigenen Wege, schon lange, schon immer, unser Walther, geht fort und geht fremd, sagt nur noch locker ‚Hallo‘ oder ‚Hallöchen‘, das machen wir schon, na klar, Muttilein, Vati, das kriegen wir hin, keine Sorge, ich denke daran und kümmere mich – und denkt dann nicht mehr daran und kümmert sich nicht. Der Junge. Wenn Kerstin nicht wieder aufwacht, dann bleiben wir ganz allein. Wie kann ich Ludwig das sagen? Der dicke Chevrolet vor der Einfahrt, was

will der hier noch, das ist verboten, wir könnten ihn abschleppen lassen, Michael, Mike, nach so vielen Jahren, er sieht mich an wie Irma, sie war auch immer so freundlich, aber in Wirklichkeit hat sie mich ausgelacht, ich konnte sie nicht ertragen. Jetzt muß ich zu Ludwig hineingehen, muß es ihm sagen. Sie schlief. Sie lag ganz ruhig und schlief, sah aus, als schliefe sie nur. Ohne Bewußtsein. Nur dieser dunkle Fleck an der Schläfe, ein kleines, rotes Mal und ein Bluterguß, blau. Im Koma. Vielleicht wacht sie doch wieder auf. Wir können nur hoffen. Das muß ich Ludwig sagen, daß wir noch hoffen können, vielleicht.

Sie flüstern im Flur. Aber ich höre sie flüstern, Ludwig, Ilse, Elfriede. Ich höre ihr Flüstern ganz deutlich. Die Wände sind dünn, wir haben sie damals einziehen lassen, als wir das Haus gekauft hatten, mein Haus – eine Wand vor dem Warteraum, eine Wand vor der Diele, dünn und billig, für Pauls Mutter, und auch die Türen sind noch von damals, Tischler Jensen mußte sparsam sein mit dem Holz, für den Vierjahresplan, alle halfen wir mit, ganz selbstverständlich, für Deutschland. Sie flüstern. Sie wollen mir etwas nicht sagen. Sie haben den Kopf in der Schlinge und wissen es nicht. Sie sagen mir nicht, was sie wissen. Sie wissen nicht, daß Flüstern nicht hilft und Verschweigen nicht hilft. Sie sind, wie sie sind, Kinder. Aber sie können sich nicht entfliehen und nicht der Zeit, die sie gemacht hat: Ludwig, 1921 geboren und deshalb gerade alt genug für die Wehrmacht, als der zweite Krieg kam – und Ilse, geboren 1925 und deshalb am Ende des Krieges gerade alt genug, daß sie ihr Leben allein leben konnte mit allen Schmerzen, auf ihre Weise – und Elfriede ist Jahrgang 31, geboren 1931 wie Eberhard, so war sie kein Kind mehr, als unser Ludwig endlich nach Hause kam aus dem Krieg. So wurden die Schlingen gelegt, die Fäden gezogen – sie waren alle wehrlos gegen die Zeit, so wie wir wehrlos waren. Das muß man wissen. Aber sie wissen es nicht, die Kinder, sie wollen nicht wissen, was es bedeutet, sein Leben in einer bestimmten Zeit zu beginnen, in einer bestimmten Zeit lesen und schreiben und denken zu lernen, in ihrer bestimmten Zeit zu altern, zu sterben – ein Leben zu leben, das vorher

noch niemals so möglich war und niemals wieder so möglich sein wird: in dieser Schlinge zu leben. Sie meinen vielleicht, sie könnten – vielleicht könnten sie selber bestimmen und frei – und spüren die Schlinge nicht. Aber –. Was flüstern sie, wollen sie mir nicht sagen?

Das Haus war dunkel, nur das Fenster von Großmutter's Schlafzimmer leuchtete matt und das kleine Guckfenster in der Haustür. Die Einfahrt war noch immer durch Mikes Leihwagen versperrt, dahinter stand jetzt Onkel Ludwigs Caravan.

Als ich öffnete, standen sie unter der Flurlampe eng beieinander. Mutti hatte den Arm um Onkel Ludwig gelegt, Tante Elfriede weinte in ihr zerdrücktes Taschentuch. So trauert man, trauert um Tote. Ich dachte, Großmutter sei gestorben.. Alle wandten sich mir zu. Ich fragte: „Und? Was ist?“

Mutti löste sich aus der Gruppe: „Weißt du denn nicht? Kerstin, sie hatte einen Unfall, einen schweren Unfall, Tante Elfriede kommt gerade aus dem Krankenhaus, es sieht nicht gut aus, Kerstin liegt im Koma.“

„Nein!“, sagte ich, ungläubig, entsetzt: „Nein!“

In diesem Augenblick schrillte die Haustürklingel, ich öffnete, draußen stand Mike, der Anorak dunkel vor Nässe, er habe seine Schlüssel vergessen – „Tut mir leid“ –, wahrscheinlich neben dem Telefon. „Und wie geht es Kerstin?“

„Schlecht“, sagte Onkel Ludwig. „Leider sehr schlecht.“

Mutti brachte den Schlüsselbund. „Wenn Sie Zeit haben, Mike, ich würde gern mit den Ärzten sprechen. Könnten Sie mit mir zum Krankenhaus fahren?“

„Gern, natürlich“, sagte Mike. „Sehr gern. Jetzt gleich?“

„Ich muß nur noch auf meine Freundin warten“, sagte Mutti. „Sie wollte um halb 6 hier sein.“

Mareike war pünktlich, stand in der Tür mit einem Bündel rot verschnürter Päckchen, sagte: „Tag allerseits! Können wir gleich fahren, Ilse? Es nieselt und nebelt.“

„Ich kann jetzt nicht mit dir kommen“, sagte Mutti und erzählte rasch, was passiert war.

„Dann bringe ich dich ins Krankenhaus!“, sagte Mareike.

„Ich kann mit Mike fahren – das ist Mike, Michael Singer,

ein Neffe, das ist meine Freundin Mareike – ich nehme dann später den Zug.“

„Kommt gar nicht in Frage!“, entschied Mareike. „Natürlich fährst du mit mir.“

„Bitte, jetzt keinen Streit!“, sagte Onkel Ludwig. „Bitte! Ich soll mich nicht aufregen.“

„Dann also nicht!“, sagte Mareike, ergriff ihr Päckchen-Bündel und ging.

Tante Elfriede schob Onkel Ludwig zu Großmutters Zimmertür. „Geh‘ du jetzt erstmal zu Mutter, sie freut sich bestimmt. Wir können inzwischen in Ruhe besprechen, wie es weitergeht, wie es werden soll, auch mit Mutter. Hättest du morgen Nachmittag Zeit, Monika?“

Ich meinte, das könnte ich mir einrichten. Allerdings könnte ich dann Mike nicht beim Ausräumen helfen.

„Das ist doch jetzt nicht so wichtig!“, sagte Mike.

„Aber ich denke, du fliegst am Dienstag zurück?“

„Wir werden sehen“, sagte er. „Manchmal verschiebt sich eben alles, dann muß man neu entscheiden. Kommen Sie?“

Mutti warf den Mantel über, ging mit ihm hinaus. Plötzlich war es sehr still in der Diele. Draußen orgelte der Anlasser, immer noch einmal, Mikes Leihwagen war wohl wirklich nicht ganz in Ordnung.

„Also!“, sagte Tante Elfriede. „Was machen wir jetzt? Kommt eure Claudia heute noch?“

Wohl kaum, meinte ich, sie sei nach dem Kaffee gleich wieder gegangen, habe wohl eine Verabredung gehabt. Deswegen sei ja ich gekommen.

„Na ja“, sagte Tante Elfriede. „Aber für die Erbaueinsetzung wird sie wohl Zeit haben.“

„Wie kannst du so etwas sagen, Tante Elfriede?“

„Hab‘ dich nicht so“, sagte sie. „Wir wissen doch beide, was hier an Werten herumliegt, und Erben ist schließlich keine Schande.“

Wir räumten dann in der Küche das Geschirr weg. „Und wie geht es Großmutter?“, fragte ich.

„Unverändert“, sagte sie. „Ich denke, lange kann es jetzt nicht mehr dauern. Erstmal ist Ludwig ja bei ihr, das wird sie beru-

higen, und morgen – na ja.“

Sie sah mir entgegen: „Nun, mein Großer – was ist?“

Irgendwie war es ihr gelungen, sich auf die Seite zu drehen. Die Steppdecke war verrutscht, das Magazin auf den Boden gefallen. Doch ihr Gesicht hatte etwas Farbe bekommen, auch ein paar leichte Schattierungen, wahrscheinlich vom Widerschein des Lampenschirms; es war beinahe wieder ein lebendiges Gesicht.

Ich dachte, ich müßte ehrlich sein. „Kerstin geht es nicht gut, Mutter, gar nicht gut. Sie ist noch immer bewußtlos, und vielleicht wacht sie gar nicht mehr auf. Wir können nur hoffen.“

Eine Weile sagte sie nichts. Dann kam ihre brüchige Stimme sehr leise: „Ja. So ist das. So ist das eben. Ich –.“ Mehr konnte ich nicht verstehen, obwohl ich sonst immer weiß, was Mutter sagt oder sagen will.

„Ilse ist eben ins Krankenhaus gefahren, um mit den Ärzten zu sprechen“, sagte ich. „Sie ruft dann gleich an.“

Mit der rechten Hand machte sie eine leichte Bewegung, winkte mich zu sich heran. „Setz dich, Ludwig. Ich muß mit dir reden.“

Ich stand noch immer hinter dem Sesselstuhl. „Eigentlich wollten wir jetzt gehen“, sage ich. „Du weißt ja, mein Herz, das alles hat mich sehr mitgenommen. Elfriede meint jedenfalls, ich müßte mich erstmal ausruhen. Morgen kann ich ja wiederkommen, und jetzt ist Monika bei dir, du bist nicht allein.“

„Ein paar Minuten nur“, sagte sie. „Solange noch Zeit ist!“

„Ach, Mutter, du wirst uns noch alle überleben“, sagte ich. „Mich ganz bestimmt.“

Sie schüttelte den Kopf: „Laß uns vernünftig miteinander reden, Ludwig. Die Zeit läuft uns sonst davon, das wissen wir doch beide.“

Ich schob die Nachttischlampe etwas zur Seite, so daß wir uns im halben Licht sehen und ansehen konnten.

„Danke“, sagte sie. „Und wenn du jetzt noch die Decke hochziehen könntest? Mir ist etwas kalt!“

Ich deckte sie zu, auch die Schultern, spürte einen Augen-

blick lang ihren Körper unter meinen Händen, der kaum noch körperhaft war; ich erschrak.

„Eigentlich wollte ich dir sagen“, begann sie, verstummte dann wieder. Ich setzte mich zu ihr.

„Ich habe mir nämlich überlegt“, sagte sie. „Nicht erst heute, natürlich, aber jetzt bin ich damit zu einem Ende gekommen.“ Wieder schwieg sie, begann dann noch einmal: „Es ist nämlich so, daß ich immer das Kind meiner Mutter gewesen bin, Mamas Tochter, mein Leben lang, nicht aber ich selbst. Mama war so stark, daß ich einfach nichts anderes sein konnte als ihre Tochter.“

„Aber Mutter!“, sagte ich, und ich war ehrlich, ich brauchte ihr nichts vorzumachen: „Ich habe nie eine Frau kennengelernt, die so entschieden und unverkennbar sie selbst war wie du, die so sicher wie du war, so sicher in sich. Glaubst du denn wirklich –.“

„Ich glaube das nicht, ich weiß es!“, unterbrach sie mich. „Und Mama hat das auch gewußt, obwohl wir nie darüber gesprochen haben. Du hast Mama doch noch erlebt, wenn auch die letzten Jahre nicht mehr in ihrem Zuhause – en famille, wie sie zu sagen pflegte. Aber du weißt, wie sehr die Familie ihr Reich war, und daß sie da absolut herrschte, unangreifbar. Alle hatten sich ihrem Anspruch zu fügen, auch mein Vater und mein Bruder Jürgen, obwohl sie doch Männer und damit in Mamas Weltordnung sehr viel höher eingestuft waren als alle Weiber, eingeschlossen sie selbst. So war sie eben. Ich will und ich kann ihr deswegen keine Vorwürfe machen, was hülfe das auch – sie war, wie sie war, und ihre Familie hatte damit zu leben. Daß ihr erstgeborenes Kind eine Tochter war – nur eine Tochter! –, das hatte sie ergeben hingenommen als Ratschluß Gottes, hatte aber vom ersten Tag an versucht, aus diesem weiblichen Wesen einen rechten Menschen zu machen – beinahe so etwas wie einen Mann.“

Ich lachte auf: „Das ist ihr aber doch ganz gut gelungen – findest du nicht?“

„Ach, Ludwig, das ist nicht zum Lachen“, sagte sie. „Das jedenfalls war mein Problem, und das ist es noch immer. Mama formte mich – beinahe wie der biblische Gott – zu einem Men-

schen nach ihrem Bilde, ohne zu bedenken, daß ihr Kind zwar Fleisch von ihrem Fleisch war, nicht aber Seele von ihrer Seele, ein Mensch nämlich mit eigenen Anlagen, eigenen Begabungen, auch eigenen Mängeln und Makeln, der zu etwas Eigennem bestimmt war. So wurde ich tatsächlich – in Mamas Augen und ebenso in meinem eigenen Bewußtsein – Mamas Tochter, und niemand fand etwas dabei, schon gar nicht meine Mutter. Das Erstaunliche und Faszinierende an ihr war nämlich ihre Sicherheit: ihre feste Überzeugung, daß sie stets das Rechte dachte und sagte und tat. Das blieb so bis zu ihrem letzten Tag, unangezweifelt wie ihr Kinderglaube an die Himmelfahrt Christi und die leibliche Auferstehung der Toten. Gerade diese Selbstsicherheit gab ihr die Kraft zu herrschen, zuhause ebenso wie in der städtischen Gesellschaft, wo sie in den 20er Jahren die Führerin des nationalen ‚Bund Königin Luise‘ war, eine Art ‚Stahlhelm‘ für die deutsche Hausfrau. Sie trug die silberne Brosche des 1934 verbotenen Bundes – mit der Inschrift ‚Ich dien‘ – buchstäblich jeden Tag, bis zu ihrem Tod – vielleicht erinnerst du dich noch daran, so eine schmale Brosche, und über ihrem Sterbebett hing ein gerahmter Spruch der ehemaligen Bundesführerin Freifrau von Hadeln: GLÜCKLICH SEIN KANN NUR DER, DER GLÜCKLICH MACHT. Das war wohl der wesentliche Unterschied zwischen Mama und mir: Sie war ganz sicher in ihrem Leben, während ich mich immer bemühte, eine Rolle zu spielen, die im Grunde die Rolle meiner Mutter war. Das begann mit der Arbeit im Vaterländischen Frauenverein vom Roten Kreuz, das setzte sich fort in der NS-Frauenschaft, die von Mama gar nicht geschätzt wurde – ‚Nichts wie Pöbel!‘, urteilte sie –, wo ich aber etwas zu sagen hatte wie vordem sie in ihrem Luisen-Bund, und daß ich viele Jahre das Autohaus Ewerdyn verantwortlich leitete, war nicht nur eine Notwendigkeit – mein guter Paul gab keine rechte Unternehmerfigur ab –, sondern auch mein Versuch, auf meine Weise und in meinem Bereich die gleiche Kraft und die gleichen Fähigkeiten zu beweisen wie Mama, vielleicht sogar etwas mehr.“

„Aber du hast das alles doch ganz erstaunlich gut und erfolgreich durchgestanden!“, sagte ich. „Wenn ich nur halb so

viel Energie und Ausdauer gehabt hätte wie du –.“

„Ja, wenn, Ludwig, wenn!“, sagte sie. „Das ist die andere Seite meines Versagens. Du warst, du bist der Sohn einer beherrschenden Mutter, und weil ich nicht Mama war und nicht ihren festen Wertekanon vom Gottesgnadentum des Mannes und der gottgewollten Duldungsaufgabe der Frau übernommen hatte, war ich offenbar nicht fähig, meinen Kindern Raum zu geben für ihre eigenen Möglichkeiten.“

„Aber das sind doch alte Geschichten, Mutter, das ist doch lange vorbei und vergangen! Jeder versucht eben auf seine Weise – und kann das auch nur auf seine Weise –, mit der Welt und mit den Menschen zurechtzukommen, und das bedeutet doch auch: mit sich selber zurechtzukommen. Daß das nie und nirgendwo ohne Spannungen abgeht und ohne Verletzungen, das ist doch immer so unter Menschen, das lernt doch jeder. Niemand ist ohne Narben.“

„Verletzungen – ja, mein Großer, genau das ist es. Auch wenn wir niemandem weh tun wollen, wenn wir nur anderen helfen und sie beschützen wollen: Am Ende zeigt sich, daß wir auch unseren nächsten und liebsten Menschen Wunden, Risse, Verstümmelungen zugefügt haben. Wenn das aber so ist – und offenbar ist das nicht zu vermeiden –, dann ist es doch besser, man tut das Seine in eigener Verantwortung und nicht, wie ich in meinem ganzen Leben, in Rollen, die meine Mutter mir vorgespielt hatte.“

Ich schüttelte heftig den Kopf: „Du bist nun 95 Jahre alt, Mutter, und ich finde, in deinem Alter solltest du aufhören, nach Wenn und Aber und Hätte und Vielleicht in deiner Vergangenheit zu forschen. Es gibt nun einmal kein Leben ohne Fehler, ohne Versagen, das müßtest du doch auch gelernt haben, und deswegen gibt es am Ende auch keine einklagbare persönliche Schuld, jedenfalls dann nicht, wenn du etwas in guter Absicht und ehrlich getan und entschieden hast. Zum Beispiel – ein Beispiel nur, aber jeder denkt eben zunächst mal an sein eigenes Leben: Ganz sicher hast du nicht gewußt, was es für mich bedeutete und wie schwer es für mich war, als du mich – zehn Jahre war ich alt – zum Dienst beim ‚Scharnhorst‘ angemeldet hast, dem schwarzweißroten Jugendverband in feld-

grauer Uniform, der aus einem etwas verträumten Jungen einen Kämpfer für die deutsche Größe und Ehre und für die deutsche Zukunft formen sollte, mit Exerzieren kreuz und quer über den Klosterplatz, mit Märschen, Geländespielen, Keulenwerfen und mit den alten Frontsoldatenliedern, Argonner Wald um Mitternacht und so. Natürlich, du hast nach deinen Vorstellungen, deinen Kenntnissen, deinen Werten entschieden und sicher genau so, wie deine Eltern es damals für gut und richtig hielten – kann ich dir deshalb Vorwürfe machen? Der stramme Dienst hatte ja auch sichtbaren Erfolg: Ich wurde kräftiger, wurde groß und sportlich, so daß ich – inzwischen zur Hitler-Jugend übergetreten – sogar die Bannfahne auf dem Reichsparteitag der Ehre in Nürnberg tragen durfte, und zwei Jahre später war ich Fähnleinführer beim Jungvolk – wahrhaftig eine Karriere! Das alles hatte begonnen mit deiner Entscheidung für den ‚Scharnhorst‘, und damals war ich auch durchaus einverstanden damit, war Führer und Vorbild und wurde selbstverständlich später auch Offizier der Wehrmacht. Da holte mich allerdings die Vergangenheit wieder ein, 1943, als ich auf dem Truppenübungsplatz Jüterbog den Hauptmann Martin Demian traf, denselben Martin Demian, bei dem ich 1931 den grauen Gleichschritt, die saubere Ordnung, den unbedingten Gehorsam geübt und gelernt hatte. Zwei oder drei Abende hockten wir im Kasino zusammen, noch etwas vertraut von alten Zeiten her, und dabei erzählte Martin mir, sehr vorsichtig zuerst, nur andeutend, dann aber mit Einzelheiten und schließlich offen, daß es in der deutschen Wehrmacht Offiziere gäbe – und er gehörte zu ihnen –, die mit der Regierung und den Generälen und Feldmarschällen nicht einverstanden waren, die sogar an unserem Führer zu zweifeln wagten und den Krieg als verloren ansahen, trotz aller Siege und Eroberungen, die deshalb einen anderen, einen neuen Staat wollten und nicht mehr den, für den ich die Bann-Fahne getragen und mein Fähnlein gedrillt und meine Kompanie im Sturm über den Don geführt hatte. Weißt du, daß Martin nach dem 20. Juli erschossen worden ist? Ich war jedenfalls nach diesen Gesprächen ein anderer Soldat als vorher, nichts mehr von Siegreich-wolln-wir-Frankreich-schlagen und Führer-befehl-wir-folgen-dir. Wahrschein-

lich war ich dadurch besser vorbereitet auf das, was dann kam – die endgültige Niederlage und die Gefangenschaft in Rußland. Vielleicht habe ich sogar gerade deshalb überlebt – was weiß man schon?“

Es klopfte, Elfriede kam herein, atemlos: „Denkt nur! Eben hat Ilse angerufen: Kerstin ist aufgewacht, einen Augenblick war sie bei vollem Bewußtsein – sie lebt! Ich bin so glücklich: Sie lebt und wird leben, sagen die Ärzte. Ich bin so, so –.“

„Gott sei Dank“, sagte Mutter. „Aber ich dachte mir gleich – das konnte doch gar nicht –.“

„Bestimmt wird sie wieder gesund“, sagte ich. „Sie hatte doch immer schon –.“

Wir sprachen alle gleichzeitig, schwiegen dann alle, ich lachte, ohne zu wissen warum.

Elfriede fand sich zuerst: „Alles wird gut. Aber ich glaube, wir sollten jetzt heimgehen. Ludwig muß sich noch schonen.“

„Ludwig weiß sicher selber am besten –“, sagte Mutter.

„Ich komme gleich nach, Elfriede“, sagte ich. „Wir haben noch ein paar Sätze miteinander zu reden. Ich rege mich auch nicht auf, jetzt ganz bestimmt nicht mehr.“

„Wenn du meinst – wie du meinst. Aber laß mich, bitte, nicht zu lange warten.“

Als sie hinausging, winkte Mutter ihr nach. „Sie macht sich wohl Sorgen um dich“, sagte sie.

„Sie ist wirklich ein wunderbarer Mensch“, sagte ich, als hätte Mutter etwas anderes behauptet.

„Das kann niemand besser beurteilen als du“, meinte sie. „Daß ich mit deiner Frau immer Schwierigkeiten hatte, das weißt du ja.“

„Und ich habe das eigentlich nie verstanden“, sagte ich. „Ich dachte immer, du müßtest sehen –.“

„Jeder Mensch sieht etwas anderes“, unterbrach sie mich. „Es lohnt nicht, darüber zu streiten, ganz abgesehen davon, daß ich inzwischen fast gar nichts mehr sehen kann.“

„Jedenfalls war Elfriede für mich – ja, eigentlich ist sie noch immer die einzige Frau für mich, meine einzige Möglichkeit wahrscheinlich, meine Liebe. Wir haben damals sehr schnell geheiratet, bestimmt zu schnell für dich, und ich wußte natürlich, daß du viel lieber eine der gut ausgestatteten Bürger-Töch-

ter als Schwiegertochter gesehen hättest, mit einem soliden Konto der neuen Deutschen Mark und mit der Aussicht auf ein rundes Erbe irgendwann später – das habe ich wohl begriffen. Aber ich wollte eben gerade dieses Mädchen, Elfriede Lipkowski, kaum 18 Jahre alt, die der Krieg in unsere Stadt, unser Haus getrieben hatte, und ich wollte sie nicht allein deshalb, weil sie jung und frisch und hübsch war – damit haben meine Freunde mich damals aufgezogen –, sondern weil sie anders war als die Aussteuer-Töchter von nebenan und gegenüber. Du weißt doch, Elfriedes Großeltern waren als Bergarbeiter ins Ruhrgebiet gekommen, polnisch, katholisch, fleißig und arm, und aus ihren Eltern waren dann strebsame, sparsame rheinische Kleinbürger geworden, denen die Bomben Haus und Hausstand zerschlagen hatten – wirklich ‚Kleine Leute‘, wie du immer sagtest. Bei uns mußten sie wieder ganz von vorn anfangen, bettelarm und bienenfleißig. Elfriedes Mutter habe ich zuerst auf dem Fußboden gesehen, als sie dein Parkett spänte, und ihr grauer, hinkender Vater bastelte Tag für Tag in Heimarbeit Bauteile für Radios zusammen, während Elfi – so hieß sie zuhause – in den Kinopausen der ‚Schauburg‘ Langnese-Eis verkaufte. Lipkowskis waren eben keine Bürger wie wir, sie wollten das auch gar nicht sein, rechneten sich eher zu den Heimatvertriebenen, die in die Hinterzimmer und Mansarden unserer Häuser geschwemmt worden waren – vielleicht hast du Elfriede deshalb nie wirklich gemocht? Mich erinnerte ihre Mutter an eine Frau in Sibirien, der ich wahrscheinlich mein Leben verdanke – ein Stück klitschiges Brot, ein halber Kohlkopf, eine warme Suppe konnten da über Leben und Tod entscheiden: eine breite, runde Frau voller Wärme und Herzlichkeit, genau nach dem Muster der Kitsch-Romane, und so breit und rund ist meine Elfriede ja auch mit den Jahren geworden, so warm ist sie noch immer. Eine solche Frau hatte ich damals gesucht, und ich fand sie in unserem Haus – was konnte ich mir Besseres wünschen?!”

„Du mußt das wissen, Ludwig“, sagte Mutter. „Es war deine Entscheidung. Ich fürchtete damals vor allem, Elfriede hätte dich geheiratet als das, was man zu meiner Zeit eine Gute Partie nannte. Sie hat ja sicher ein gutes Herz, aber sie hat auch

einen sehr klaren, berechnenden Verstand, und ich wußte eigentlich nie, weshalb sie gerade so oder so entschied, Kopf oder Bauch. Irgendwie war sie mir unheimlich.“

„Mir hat sie sehr geholfen“, sagte ich „vor allem auch in der Firma, als du nicht mehr da warst. Und für die Familie tut sie wirklich alles, wie das im Osten schon immer ganz selbstverständlich war.“

„Das ist bei uns doch genau so! Zuerst kam immer die Familie, dann erst der Rest der Welt!“

„In der Theorie vielleicht“, sagte ich. „Bei Lipkowskis war das aber natürlicher, näher, verlässlicher, ich kann das nicht so genau beschreiben. Das hast du nie verstanden, Mutter, und das konntest du auch gar nicht verstehen so, wie du erzogen worden bist, so wie du denken gelernt hast, mit deinen Werten und Vorurteilen. Ich werfe dir das nicht vor, es war eben so, wie es war: Wir mußten damit leben, und du siehst ja, wir konnten das auch, sogar unter einem einzigen Dach.“

Wir schwiegen eine Weile, ich streichelte ihre kalte Hand, wollte dann aufstehen und gehen, als sie mich festhielt: „Bleib‘ noch ein bißchen. Wann können wir schon wieder so miteinander reden, so nahe?“

„Aber ich bin müde“, sagte ich. „Ich bin doch auch nicht mehr jung, sondern ziemlich nahe dem Ende.“

Sie schüttelte den Kopf: „Ach was! Sieh mich an: Ich habe schon einen Sohn, der vom Altern und vom Sterben spricht, und meine Enkel werden schon grau – und ich lebe noch immer. Manchmal weiß ich allerdings wirklich nicht, was ich hier noch soll, weshalb ich noch da bin.“

„Aber Mutter!“, sagte ich. „Was wäre unsere Familie ohne dich, ohne deine Erinnerungen, deine Erfahrungen!“

„Ja, meine Erinnerungen!“, sagte sie. „Aber nicht einmal die zählen noch. Natürlich weiß ich, daß alte Menschen vor allem vom Gestern, vom Vorgestern leben, da mache ich mir nichts vor, und ich träume ja auch nicht von meiner Vergangenheit, sondern bemühe mich – du kennst ja deine Mutter –, mich möglichst genau an das zu erinnern, was wirklich gewesen und geschehen ist. Ich dachte deshalb immer, ich könnte mich auf mein Gedächtnis verlassen, insoweit sei ich zuverlässig.“

Das stimmt inzwischen aber nicht mehr, auch Erinnerungen werden alt und ungenau, so trübe wie meine Augen, und damit verlieren sie mehr und mehr an Wert, sind im Grunde schon gar nichts mehr wert – so wie ich selbst.“

„Aber das ist doch Unsinn!“, versuchte ich zu widersprechen. „Wie kannst du nur so etwas sagen?“

„Weil ich weiß, daß ich recht habe. Früher war ich wirklich verläßlich, das weiß ich: Ich konnte mich auf mich verlassen. Inzwischen kann ich mir leider selbst nicht mehr trauen. Vorhin zum Beispiel habe ich mich mit Ilse gestritten, mal wieder ein überflüssiger Streit, zumal es um nichts als um ein Datum ging, um ein Jahr. Ilse erwähnte beiläufig, daß ihr Freund Harald Hildebrand im Sommer 1941 bei Charkow gefallen sei, in den ersten Tagen des Rußland-Krieges also, während ich ganz genau wußte – und ich hätte darauf geschworen –, daß ich Harald Hildebrand erst am 21. Juni 1941 kennengelernt hatte, bei Ilses Abtanzball nämlich. Du weißt ja noch, daß Vater nicht tanzen konnte. Wir saßen deshalb an einem kleinen Tisch auf der Galerie und sahen in den Saal hinunter, ein buntes Bild mit den Sommerkleidern der Mädchen und dem strengen Konfirmationsblau der Jungen, die sich nach den stummen Anweisungen eines seltsam altväterlichen Tanzlehrers verbeugten und ihre Damen in den gerade eingeübten Schritten – manche noch etwas ängstlich – über das Parkett zu führen versuchten. In einer Tanzpause kam Ilse zu uns herauf, ich sehe sie noch in ihrem blauweiß geblühten Kleid, und stellte uns ihren Partner vor, und das war – glaubte ich mich zu erinnern – Harald Hildebrand, du hast ihn vielleicht beim Jungvolk gekannt? Ein Junge von 16 oder 17, pickelig und verlegen, und das Datum war für mich ganz unvergeßlich, weil am anderen Morgen – ein Sonntag war das – der Krieg mit Rußland begann. Ilse behauptet aber, der Ball habe schon ein Jahr vorher stattgefunden, ihr erster Ball überhaupt, und Harald sei schon im Juli 1941 gefallen, das könne sie mit der Todesanzeige beweisen. Verstehst du: Ich weiß etwas, ganz genau, und weiß es doch nicht. Ich bin mir nicht mehr sicher. Ich bin einfach zu alt geworden.“

„Das kenne ich doch auch“, meinte ich. „Manchmal fällt mir

sogar der Name eines Menschen nicht ein, mit dem ich lange Jahre bekannt oder sogar befreundet war, selbst wenn er vor mir steht und spricht und lacht wie immer – Fehlanzeige! Das kann sehr peinlich sein.“

Sie wehrte ab: „Das ist es nicht. Schlimm ist für mich, daß ich mir selbst nicht mehr trauen kann, und deshalb bin ich eigentlich schon nicht mehr ich selbst, sofern ich das jemals gewesen sein sollte.“

„Aber die Reporterin vom Generalanzeiger, die dich letzte Woche besuchte, die fand dich ganz außerordentlich. Sie habe noch nie jemand in deinem Alter getroffen, sagte sie, der so präzise auf ihre Fragen geantwortet habe.“

„Weil ihre Fragen dumm waren und unpräzise“, sagte sie. „Weil die Kleine nur gerade das wußte, was sie früher einmal in der Schule gelernt hatte, und das war wenig genug. Weil sie überhaupt nicht verstehen und schon gar nicht beurteilen konnte, was wir in unserer Zeit gedacht und getan und erlebt und erfahren haben. Das wird ein großartiger Artikel!“

„Warte erst einmal ab“, meinte ich. „Auf jeden Fall war die Frau sehr beeindruckt von dir, wirklich, und sie hatte einen halben Block voller Notizen vollgeschrieben. Das kann also gar nichts anderes werden als ein Lobgesang auf Anna Maria Ewerdyn!“

„In dem dann nichts stimmt und alles oberflächlich ist und überflüssig“, sagte sie. „Aber vielleicht nützt der Artikel ja der Firma, dann soll mir das recht sein. Wie geht denn das Geschäft?“

„Ganz gut, denke ich. Ich habe mich nicht mehr darum gekümmert, erstmal will ich wieder richtig gesund werden, und das dauert wohl noch.“

Ich wollte aufstehen, aber sie hielt mich fest. „Einen Augenblick noch“, sagte sie. „Eigentlich wollte ich dir das nicht sagen, aber vielleicht ist es besser, wir reden darüber, eines Tages wirst du es ja doch erfahren: In meinem Testament habe ich alles, was mir gehört, Kerstin und Walther vermacht. Ilse und du, ihr sollt nur ein paar Erinnerungsstücke bekommen, als Andenken und Vermächtnis. Ich denke, du bist mir deshalb nicht böse, es bleibt ja alles in deiner Familie. Kerstin jedenfalls

soll das Haus bekommen und alles, was mir sonst noch gehört, und Walther erbt meinen Anteil am Autohaus Ewerdyn.“

Ich war überrascht, besann mich einen Augenblick, sagte dann: „Das ist schon recht so, Mutter. Doch mit der Firma hat dein Testament nichts zu tun. Du weißt doch: 1972 hast du mir alles überschrieben, gegen ein Wohnrecht und eine lebenslange Rente, und damit war das abgeschlossen und geregelt.“

„Aber mein Haus“, sagte sie. „Das soll Kerstin bekommen, darauf bestehe ich.“

„Das Haus hat immer der Firma gehört“, versuchte ich ihr zu erklären. „Du wohnst darin, ohne Miete zu zahlen. Aber es war nie dein privates Eigentum, das müßtest du doch wissen. Damals haben wir das alles mit Rechtsanwalt Finken verhandelt und festgelegt, auch die Abfindung für Ilse, und daran ist jetzt nichts mehr zu ändern.“

Sie sah mich verstört an: „Das wußte ich nicht, Ludwig, bestimmt nicht. Oder ich hatte es inzwischen vergessen – da siehst du wieder, ich bin zu alt. Aber dann muß ich mein Testament ja neu aufsetzen, das muß doch geregelt sein, am besten gleich morgen. Sagst du, bitte, Dr. Schlesinger Bescheid?“

Auf meine Frage, weshalb sie denn Dr. Schlesinger heranziehen wolle, wir hätten doch immer gut mit Rechtsanwalt Finken zusammengearbeitet, gestand sie mir, daß sie auch ihr Testament von 1992 bei Dr. Schlesinger hinterlegt habe; den Vater Schlesinger habe sie seinerzeit recht gut gekannt, der habe ihr Anfang der 30er Jahre geholfen, über die Krisenzeit hinwegzukommen, unter großem persönlichen Einsatz – gerade deshalb habe sie immer bedauert, daß Schlesingers 1935 als Juden die Stadt verlassen mußten.

„Als Juden? Wieso?“, fragte ich. „Ich kenne Dr. Schlesinger ganz gut vom Vorstand des Heimatvereins, und gelegentlich hat er mir erzählt, das weiß ich genau, wie viel Zeit und Mühe und Porto sein Vater in den dreißiger Jahren aufwenden mußte, bis er mit allen erforderlichen Urkunden und Stempeln nachgewiesen hatte, daß seine Familie absolut arisch war, evangelisch seit 1550, trotz des etwas verdächtigen Namens. Nein, nein, die Schlesingers sind keine Juden, wenn auch – also besonders sympathisch ist mir der Dr. Schlesinger nicht, vom

Typ her. Eigentlich paßt er ja auch gar nicht in unsere Stadt, und es würde mich nicht einmal wundern, wenn er eines Tages genauso wieder verschwindet wie damals sein Vater. Es hat ja auch niemand verstanden, daß er sich ausgerechnet hier niedergelassen hat, wo schon sein Vater so unbeliebt war.“

Mutter legte sich zurück. „Das wußte ich nicht“, sagte sie, ohne mich anzusehen. „Aber so ist das wohl. So war das wohl.“

Dr. Günther Schlesinger
Rechtsanwalt und Notar

am 12. Dezember 1997

Sehr geehrter Herr Loos!

Zum Tode Ihrer verehrten Frau Mutter darf ich Ihnen, auch im Namen meiner Familie, mein aufrichtiges Beileid sagen. Es hat sich damit ein reiches, tätiges Leben vollendet, das uns Nachgeborenen nur Hochachtung und Bewunderung abnötigen kann.

Am vergangenen Montag hatten Sie mich gebeten, Ihre Frau Mutter in ihrer Wohnung aufzusuchen, um mit ihr eine Neufassung ihres Testaments vom 19. September 1992 zu besprechen, das bei mir notariell verwahrt wird. Bei dem mit Ihrer Nichte, Frau Monika Gottersdorf, verabredeten Termin am Vormittag des 10. Dezember traf ich Ihre Frau Mutter, obwohl bettlägerig, sehr lebhaft und geistig frisch an, so daß ich sie für voll testierfähig halten durfte – ein Eindruck, den mir auch der zufällig hereinschauende Hausarzt Dr. Baumann ausdrücklich bestätigte. Jedenfalls gab es aus meiner Sicht keinen Grund, von einer Neufassung des Testaments abzusehen.

Unsere Unterredung nahm dann allerdings, wie Ihnen Ihre Frau Mutter vielleicht noch mitgeteilt haben wird, einen anderen, mich überraschenden Verlauf. In dem erwähnten Testament von 1992 hatte Ihre Frau Mutter, wie Sie ja selber von ihr erfahren haben, bestimmt, daß ihr Nachlaß – mit Ausnahme einiger im einzelnen bezeichneten Vermächtnisse – an ihre Enkelkinder Kerstin und Walther Loos fallen sollte. Die Gesamtschullehrerin Kerstin Loos, geboren am 21. August 1955, sollte vor allem das Wohnhaus in der Dr.-Salomon-Spiro-Straße sowie den persönlichen Schmuck Ihrer Frau Mutter erhalten, während Walther Loos, geboren am 24. Februar 1957, den Firmenanteil an dem Autohaus Ewerdyn erben sollte, über den Ihre Frau Mutter damals noch verfügen zu können meinte.

Frau Loos erklärte mir nun, sie habe sich offenbar seinerzeit in einem Irrtum befunden insofern, als sie ihren Anteil am Autohaus Ewerdyn schon im Jahre 1972 mit Notariatsvertrag auf ihren ältesten Sohn Ludwig übertragen hatte. Diesen Tatbestand hätten Sie Ihrer Frau Mutter vor kurzem erläutert und dabei auch darauf hingewiesen, daß der Mitbesitz an dem besagten Wohnhaus in der Dr.-Salomon-Spiro-Straße seinerzeit ebenfalls – als Eigentum der Firma – auf Sie als geschäftsführenden Inhaber des Autohauses übergegangen sei. Falls dem wirklich so sei, dann wolle sie ihr Testament jetzt dahingehend abändern, daß ihre Enkelin Kerstin Loos alleinige Erbin werden solle, unter Wegfall aller früher ausgesetzten Testate und Vermächtnisse.

Ich konnte Ihrer Frau Mutter nur bestätigen, daß die Rechtslage exakt so sei, wie Sie sie ihr dargestellt hätten, daß also insbesondere das fragliche Wohnhaus tatsächlich seit jeher zum Kapital der Firma gehört und damit niemals zu ihrer privaten Verfügung gestanden habe. In meiner Eigenschaft als Notar fühlte ich mich außerdem zu dem Hinweis verpflichtet, daß nach dem Konkurs des Autohauses Ewerdyn im Juni 1997 – eine Tatsache, die Ihrer Frau Mutter bis dahin offenbar unbekannt geblieben war – alle Eigentumsrechte der Familien Loos und Ewerdyn erloschen seien. Allerdings hätten Sie – auch das meinte ich Ihrer Mutter nicht verschweigen zu dürfen – das fragliche Wohnhaus schon drei Jahre vor dem Konkurs schenkungsweise auf Ihre Ehefrau Elfriede, geborene Lipkowski, übertragen, notariell beglaubigt und grundbuchlich eingetragen, so daß das Haus als privates Eigentum von Frau Elfriede Loos nicht in die Konkursmasse gefallen sei.

Über diese Mitteilungen geriet Ihre Frau Mutter in einen übersteigerten Erregungszustand, der ihr es offenbar schwer, schließlich sogar unmöglich machte, meinen Darlegungen und meiner Argumentation zu folgen. Jedenfalls schienen die Umstände, die ich Ihrer Frau Mutter hatte mitteilen müssen, für sie so überraschend neu und gleichzeitig so schwerwiegend, daß sie sich außerstande fühlte, weiter darüber zu verhandeln und gegebenenfalls zu entscheiden. Sie müsse sich das alles erst einmal in Ruhe durch den Kopf gehen lassen, erklärte sie; deshalb verzichte sie vorerst auf eine Neufassung ihres Testaments von 1992. Einen neuen Besprechungstermin wollten wir für die kommende Woche vereinbaren.

Der plötzliche Herztod Ihrer Mutter hat dem allen nun eine Ende gesetzt; die von ihr ins Auge gefaßten Änderungen des Testaments von 1992 sind obsolet geworden. Ich darf daher feststellen, daß der Wortlaut des besagten Testaments uneingeschränkt gültig ist, so daß der – wenn auch gegenüber den seinerzeitigen Ansätzen im Umfang erheblich verringerte – Nachlaß im wesentlichen an die Enkel Kerstin und Walther Loos fällt. Das würde sogar dann gelten, wenn sich etwa in hinterlassenen Aufzeichnungen Ihrer Frau Mutter anderslautende Verfügungen finden sollten. Auch die von Ihrer Frau Mutter offenbar kurz vor ihrem Tod ins Auge gefaßte Enterbung von Walther Loos ist nicht wirksam geworden. Es bleiben daher – Ihr Einverständnis und das Ihrer pflichtteilberechtigten Schwester vorausgesetzt – als testamentarische Erben Ihre Kinder Kerstin Loos und Walther Loos, in deren Belieben es steht, sich über eine Aufteilung des vorhandenen Nachlasses zu einigen, zumal es sich dabei – abgesehen von einigen Preziosen – um relativ geringwertige Güter handeln dürfte.

Ich möchte vorschlagen, möglichst bald einen Termin für die Testamentseröffnung zu vereinbaren.

Mit dem Ausdruck meiner ganz vorzüglichen Hochachtung –

Günther Schlesinger

am 13. Dezember 1997

Lieber, verehrter Herr Loos –

Gestatten Sie mir, gleichsam als einen persönlichen Nachtrag zu meinem notariellen Schreiben von gestern, einige handschriftliche Anmerkungen zum Nachlaß Ihrer Frau Mutter, die ich so zu verstehen und zu werten bitte, wie sie gemeint sind, nämlich als Hilfen bei der bevorstehenden Erbauseinandersetzung. Nicht nur die gegenseitige Wertschätzung aus unserer langjährigen Zusammenarbeit im Vorstand des Heimatvereins haben mich zu diesem Brief veranlaßt, sondern auch – und ich will gestehen: vor allem – meine Besorgnisse um die Zukunft unserer einzigen Tochter, Besorgnisse, die Sie als Vater gewiß verstehen werden.

Vielleicht ist Ihnen bisher entgangen – ich weiß natürlich, daß Ihr Gesundheitszustand Ihnen sehr zu schaffen machte –, daß Ihr Sohn Walther und meine Tochter Heidelinde eine starke gegenseitige Zuneigung entwickelt haben, die zu einer Beziehung geführt hat, über deren Charakter ich mir kein abschließendes Urteil erlauben will, die

ich jedenfalls nicht ohne Bedenken sehen kann, solange nicht eine ernsthafte, dauerhafte Bindung beabsichtigt ist. Dies gilt, wie Sie verstehen werden, um so mehr, als Ihr Sohn nach dem Konkurs des Autohauses Ewerdyn bisher eine feste Anstellung weder gesucht noch gefunden hat. Ich stelle das ganz ohne Wertung fest, folge auch sehr gern meiner Tochter in ihrer hohen Einschätzung Ihres Sohnes, den sie für die geplante Erweiterung ihres Geschäfts als einen durchaus geeigneten Partner ansieht – Sie werden bemerkt haben, daß unsere Tochter ihre Neigung zu schönen Dingen zu ihrem Beruf gemacht und mit ihrem Antiquitätenhandel in der Klosterstraße bemerkenswerte Erfolge erzielt hat, sogar über die Grenzen unserer Stadt hinaus.

Ich meine allerdings, daß es – im Falle einer ehelichen Verbindung unserer Kinder – wünschenswert wäre, wenn Ihr Sohn etwas mehr als seine gewiß gewinnende Persönlichkeit in eine derartige Verbindung einbringen würde. Daß Sie, verehrter Herr Loos, dazu kaum etwas beitragen können, ist mir natürlich klar. Ich darf auch sagen, daß meine Tochter meinen Überlegungen und Bedenken keine besondere Bedeutung beizumessen scheint, beinahe im Gegenteil.

Sie werden aber sicher nachvollziehen können, daß ich als Vater erleichtert war, daß die zunächst beabsichtigte Enterbung Ihres Sohnes durch den plötzlichen Tod Ihrer Frau Mutter verhindert worden ist, daß also nach wie vor Ihre Kinder Kerstin und Walther gleichberechtigte Erben sein werden. Die Aufteilung des Nachlasses wird sicher in gegenseitigem Einvernehmen erfolgen, um so mehr, als der gemeine Wert des Nachlasses – außer einigen Schmuckstücken, die ja von jeher Ihrer Tochter zugedacht waren – von den Erben eher niedrig eingeschätzt werden dürfte.

Eben dies nun veranlaßt mich zu dem Hinweis – und niemand außer Ihnen wird davon erfahren –, daß im Nachlaß Ihrer Frau Mutter ein weit überdurchschnittlich kostbares Möbel enthalten ist, das – bei sorgfältiger Verwertung – Ihrem Sohn zu der erwünschten gleichberechtigten Partnerschaft im Geschäft meiner Tochter verhehlen könnte.

Zufällig hat meine Tochter von Ihrem Sohn erfahren, daß im Wohnzimmer Ihrer Frau Mutter – noch vom Erstbesitzer Dr. Spiro her – ein von dem heute hoch gehandelten Designer Peter Behrens entworfener, handgefertigter Bücherschrank steht, dessen musealer Wert – nach einer zunächst natürlich erforderlichen Restaurierung – sehr

hoch anzusetzen ist, zumal meine Tochter vor einiger Zeit schon den Schreibtisch gleicher Provenienz bei der Nachlaßversteigerung Faller erwerben konnte und sogar der dazugehörige Sessel noch in der Wohnung Ihrer Frau Mutter vorhanden ist, wie ich mich selbst überzeugen konnte.

Es dürfte sich daher empfehlen – und genau das wäre mein Vorschlag für Sie –, wenn Sie sich bei der bevorstehenden Erbauseinandersetzung dafür einsetzen würden – und das natürlich möglichst unauffällig –, daß Ihre Tochter sich mit dem Schmuck Ihrer Frau Mutter zufrieden gibt, die Möbel aber insgesamt an Ihren Sohn fallen. Alles weitere wird dann meine Tochter erledigen, auch die Abfuhr der restlichen Möbel und Hausratsgegenstände.

Ich darf noch einmal um Ihr Verständnis und um Verschwiegenheit bitten und bin mit freundlichen Grüßen, vor allem aber in der Hoffnung auf eine gute gemeinsame Zukunft unserer Familien –

Mom stößt mich an, flüstert: „Nun sitz‘ doch endlich ruhig, Claudia! Und zieh‘ den Rock über die Knie, bitte!“

Mom hat gut reden. Das dauert und dauert, und Andi wartet inzwischen bei Karstadt auf mich, Marketing, Absatzplanung, Verbraucherwünsche. Doch hier ist Trauer angesagt, Tränen und Trauer mit schwarzen Strümpfen, die Glocken bimmeln, die Kerzen flackern, die Orgel orgelt, Mom weint in ihr Taschentuch mit Lochstickerei, und Peter unterdrückt seinen Husten, sollte lieber mal husten, aber das wagt er nicht. Trauer, Familientrauer. Alles so schwarz wie immer, alles so falsch wie immer – Comme il faut, sagte die Ur, auch wenn sie längst nicht mehr daran glaubte. Sie war schon Klasse, die Ur, irgendwie cool, jedenfalls aber ganz anders als meine Alten. Wo die wohl ihre Trauermasken verwahren bis zur nächsten Beerdigung? Aber so haben sie das gelernt: Trauer ist Trauer, schwarz und gebeugt und bedeckt, die Strümpfe ungemustert und kein Make-up. Der Sarg unter pompösen Blumengebinden, wir haben es ja oder wir tun so, als hätten wir’s noch, dazu die breiten Seidenbänder IMMER und LIEBE und EWIG und DANK. Alles Fassade, fast alles, wenn auch gekonnt, muß man schon sagen, Tante Elfriede sogar mit einem schwarzen Schleier, dahinter kann sie unauffälliger trauern oder auch gar nicht,

und Großmutter Ilse im Trenchcoat und ohne Hut, mit einem Päckchen Tempo-Taschentücher, doch ohne Tränen. Peters Faltengesicht todernst, wie beim Abrechnen nach dem Monopoly, wenn er verloren hat. Moms rotgeweinte Augen, obwohl sie eigentlich froh sein könnte, daß endlich Schluß ist mit der Wochenendpflege, jetzt fiel auch noch Tante Kerstin aus, beinahe hätte es zwei Beerdigungen gegeben an einem Tag. Familientrauer, comme il faut. Bei Todesfällen zeigt man tiefe Betroffenheit. Gründonnerstag ißt man mittags Spinat. Zwischen den Jahren hängt man die Wäsche nicht raus. Alles wie immer, wie sich's gehört.

„Claudia, bitte: die Knie!“

Der Pastor guckt mir schon nicht unter den Rock, und wenn schon, er macht sein Kreuz in die Luft und labert „Liebe Trauergemeinde“, obwohl er eigentlich wissen müsste, daß da kaum Trauer ist und wenig Gemeinde, und Liebe – na ja. Die Ur hat einfach zu lange gelebt, wahrscheinlich hatte sie längst keine Lust mehr zu leben – die trüben Augen, der vertrocknete Mund, die Spinnenhände, ich mochte zuletzt kaum noch hinsehen, dazu der Gestank nach nassen Windeln und Baldriantee und Bettpfanne, das macht bestimmt keinen Spaß, auch wenn man selbst das vielleicht nicht so riecht. Aber sie trauern, als wäre die Welt zusammengebrochen, der endgültige GAU, von dem sie sonst nichts hören und wissen wollen. Die Ur hat jedenfalls ihre Ruhe, endlich. Nur Peter muß sich was anderes einfallen lassen, er hat jetzt die freien Wochenenden nicht mehr – Angeln vielleicht oder Jogging oder Computerspiele, irgendetwas, wo Mom ihm nicht reinreden kann, vielleicht auch Schreiben, er kennt so nette Geschichten aus seiner Zeit, könnte gern meinen alten PC dafür haben.

Schon fünf Minuten über die Zeit, aufstehen, setzen, aufstehen, setzen, es dauert, und Andi wartet auf mich, während der schwarze Pastor von Leid und Liebe und Hoffnung labert, und aus dem dicken Bibelbuch liest er vor, was die Ur bestellt hat: DAS GUTE, DAS ICH WILL, DAS TUE ICH NICHT. ABER DAS BÖSE, DAS ICH NICHT WILL, DAS TUE ICH. Irgendwie ziemlich schräg. Aber so war sie, die Ur, vermachte dem Pastor zuletzt noch ein Rätsel, das der nie lösen wird – das Böse, das

jemand nicht tun will, das Gute, das jemand nicht tut –, er redet locker darum herum, predigt von Gnade und von Erlösung. Wer's glaubt. Eigentlich wissen wir alle nur, daß alle mal sterben müssen, vor allem die Alten, mehr wissen wir alle nicht, auch nicht der Pastor, und die Toten müssen entsorgt werden, polierte Eiche mit dunkel bronzierten Griffen, preiswerter wäre Feuerbestattung, umweltfreundlicher auch, aber bei Ewerdys muß es natürlich ein Eichensarg sein, da sparen wir nicht, was sollen die Leute denken. Sollen sie denken, wenn sie schon denken. Der Pastor ist inzwischen schon beim Gewissen angelangt, da ist vielleicht das Böse zu finden, wenn man es finden will. Aber wer will das schon, der Pastor bestimmt nicht, sonst wäre er sicher nicht Pastor geworden. Erlösung, na ja. Doch das Gewissen ist unkontrollierbar.

Es dauert noch immer und dauert und dauert, ich hocke hier in der harten Bank und halte die Knie zusammen, wie sich das früher einmal gehört hat, und Andi wartet auf mich mit dem Marketingmix und der neuen Produktkampagne. Die Ur war immer dagegen, Werbung galt bei ihr nichts: Alles nur Schwindel, sagte sie, alles Lüge, alles Betrug, obwohl sie bestimmt nicht dumm war, nur eben sehr alt, viel zu alt für unsere Zeit – eine Dame der Alten Schule, labert der Pastor, ein Vorbild für ihre Kinder und Enkel in ihrer tapferen Pflichterfüllung Ehrlichkeit Güte, obwohl er sie gar nicht gekannt hat: Sie wollte den Pastor nicht bei sich sehen, die großen Pampers-Kartons waren ihr peinlich, und die Kirche war ihr ziemlich egal – nur Weihnachten spendete sie einen Zehner für Brot für die Welt. Zehn Mark sind genug, sagte sie, die Neger müssen endlich mal rechnen und sparen lernen, sonst setzen sie nur noch mehr Kinder in die Welt, und wer soll unsere Renten bezahlen? So war sie, die Ur, sie sagte schlicht, was sie meinte, und es war ihr wohl gleich, ob das gut war oder böse oder was auch immer.

Mich mochte sie nicht besonders, auch wegen der Werbung. Wenn ich sie mal besuchte, das kam nicht sehr häufig vor, dann mußte ich das Kofferradio draußen lassen, auch meinen Walkman duldete sie nicht, selbst Nachrichten wollte sie nicht im Radio hören. Die lügen doch alle, sagte sie, erzähl' mir nichts, im Rundfunk wird immer gelogen. Darüber war mit ihr nicht

zu reden: Ich weiß, daß sie lügen, sagte sie, ich habe Beweise, und deshalb kommt mir so etwas nicht in mein Haus. Es hatte gar keinen Sinn, mit ihr zu streiten, sie war einfach so seit beinahe hundert Jahren, die Ur, fast wie im Märchen, Spruch ohne Widerspruch. Dabei wußte sie ganz genau, daß am Ende immer die Jungen recht behalten – die Überlebenden, sagte sie, die haben die Wahrheit für sich, auch wenn sie lügen. Sie war schon jemand, die Ur. Natürlich hat sie auch nicht immer die Wahrheit gesagt, schon wegen der Nazi-Jahre, das hat mir Tante Kerstin erzählt, da war sie wohl mitten drin. Aber das ist mir ziemlich egal, die anderen sind auch nicht viel anders, nicht mal die Grünen von Großmutter Ilse, die alles wissen und alles besser wissen – die ganze Mischpoke ist mir ziemlich egal, nur Peter nicht, doch der gehört auch nicht richtig dazu. Aufstehen, setzen. Noch einmal die Orgel, drei Strophen aus dem Gesangbuch, endlich der Segen, das Kreuz in der Luft – wenn's hilft. Das war's dann, wurde auch Zeit, jetzt will ich Andi nicht länger warten lassen, das wäre nicht fair, und der Ur kann es gleich sein.

„Ich muß gehen, Mom, du weißt ja –.“

„Aber Kind, doch jetzt nicht – nicht jetzt!“

„Tut mir leid, Mom. – Tschüs, Peter, bis dann.“

Nachwort

Wer einen Kriminalroman erwartet, der voller Dramatik steckt, wird enttäuscht sein. Kay Hoffs letzter Roman *Der Kopf in der Schlinge*, im Jahr 2000 im Agimos Verlag in Kiel erschienen, trägt einen Titel, der entgegen dem ersten Eindruck keine schwere Bedrohung, keine juristische Verwicklung, auch keine menschliche Tragödie bezeichnet, sondern die bloße Tatsache, daß wir alle in Verhältnisse hineingeboren werden, denen wir nicht entgehen können und die unsere Vorstellungen, unser Denken und unser Handeln prägen. Schon am Anfang heißt es, daß die „Zeit hinterhältig ist – sie legt ihre Schlingen so tückisch aus, daß ihr niemand entkommen kann“ (S. 10). Diese Determination jedes Einzelnen bildet in den Augen der Hauptfigur des Romans, der sterbenden Großmutter Anni Loos, das entscheidende Daseinselement jedes Menschen; über ihre Kinder und Enkel, die so vieles an ihr nicht verstehen und sie deshalb offen oder latent kritisieren, denkt sie:

Aber sie können sich nicht entfliehen und nicht der Zeit, die sie gemacht hat [...] So wurden die Schlingen gelegt, die Fäden gezogen – sie waren alle wehrlos gegen die Zeit, so wie wir wehrlos waren. Das muß man wissen. Aber sie wissen es nicht, die Kinder; sie wollen nicht wissen, was es bedeutet, sein Leben in einer bestimmten Zeit zu beginnen, in einer bestimmten Zeit lesen und schreiben und denken zu lernen, in ihrer bestimmten Zeit zu altern, zu sterben – ein Leben zu leben, das vorher noch niemals so möglich war und niemals wieder so möglich sein wird: in dieser Schlinge zu leben. Sie meinen vielleicht, sie könnten – vielleicht könnten sie selber bestimmen und frei – und spüren die Schlinge nicht. (S. 163f.)

Diese Auffassung von der Fesselung der Existenz durch äußere Umstände wirft indes die Frage auf, wie weit der Mensch überhaupt noch verantwortlich entscheiden kann, ob er für sein Leben und seine Handlungen einzustehen vermag oder alles auf die Umstände abwälzt. Die Großmutter neigt zur beständigen Selbstsalvierung, die Kinder, erst recht die Enkelkinder

beklagen dergleichen, verteidigen sie oder schwanken in ihrem Urteil, weil sie die Lebensbedingungen ihrer Großmutter nicht kennen und nicht einschätzen können. Diese Perspektivenvielfalt im Inhaltlichen bildet die Basis des Romans.

Sie prägt auch die Darstellungsweise. Denn nur in permanenten Gesprächen und Selbstgesprächen kann die Meinungs- und Erlebnisvielfalt zur Sprache kommen. Es handelt sich bei dieser Erzählung also wiederum um einen Diskursroman, der allerdings einen multiperspektivischen Zuschnitt hat: Es kommen nicht nur alle Familienmitglieder als Mitdiskutanten ausführlich zu Wort, sondern der Autor läßt sie auch als Erzähler auftreten. Ähnlich wie in der dritten Fassung der Aufzeichnungen Anton Lummes in *Bödelstedt oder Würstchen bürgerlich* verzichtet der Roman auf einen Narrator und läßt alles aus wechselnden Figurenperspektiven erzählen. Aber abgesehen davon, daß in *Der Kopf in der Schlinge* nur diese eine Darbietungstechnik zur Geltung kommt, reden die Figuren im Unterschied zu denen in *Bödelstedt* auch alle in einem ganz ähnlichen Stil, so daß keine Sprachvariationen und keine individuell bedingten Sprechunterschiede zu konstatieren sind. Nur die Urenkelin Claudia und der Großneffe Mike formulieren ihre Ansichten etwas anders, nämlich im Slang der jungen Leute von heute, doch kommen sie nur für kurze Strecken als Erzähler zum Einsatz.

Der Diskurs über die Fragen der Selbstverantwortung und der Unfreiheit des Menschen wird zwischen den Angehörigen von vier Generationen geführt, und zählt man die Eltern der alterskranken Großmutter dazu, von denen immer wieder einmal die Rede ist, dann kommen sogar die Ansichten von fünf Generationen zur Sprache. Dementsprechend werden viele Themen und Probleme zur Diskussion gestellt: Erbschaftsfragen und Besitzansprüche, familiäre Zwänge und persönliche Ausbrüche, gesellschaftliche Usancen und politische Konstellationen, Eheschließungen und Ehebrüche und vor allem und in Zusammenhang mit allem die Borniertheiten, Vorurteile und Opportunismen der Menschen. In dieser Hinsicht weist der Roman deutlich die Züge der anderen Altersromane von Kay Hoff auf: gesprächsorientiert, verzichtet er auf Handlungsgipfel

und jeglichen Aktionismus, ja man kann in Wahrheit nicht einmal von einem zentralen Handlungsstrang sprechen, und die Vielzahl der angesprochenen Themen alltäglicher Art verbindet *Der Kopf in der Schlinge* durchaus mit *Janus* und *Vorehe-liche Gespräche oder Im Goldenen Schnitt*. Aber in einem Punkt weicht der letzte Roman von den vorhergehenden doch ab, oder besser: er geht über sie hinaus. Denn ohne Zweifel bildet das Dritte Reich den Rahmen und den Bezugspunkt für den epischen Diskurs über Determiniertheit und Freiheit menschlichen Denkens und Handelns. Diese Parallele zwischen Hoff's letztem und seinem ersten Roman läßt sich nicht übersehen. Und auch die unverkennbare Neigung von Lummies Schwieger-vater, die Geschehnisse im Dritten Reich zu verteidigen und gar zu glorifizieren, entspricht durchaus der hartnäckigen Uneinsichtigkeit der Großmutter Loos nicht nur in familiären Angelegenheiten, sondern auch hinsichtlich ihres Verhaltens in nationalsozialistischer Zeit.

Um einen Diskurs- und Familienroman handelt es sich also bei *Der Kopf in der Schlinge*, allerdings weicht er damit von den traditionellen Generationengeschichten ab. Denn da es nicht um Handlungen und Ereignisse, sondern um Meinungen und Gesinnungen geht, spielt das eigentliche Generationengefälle, die Familiengeschichte im engeren Sinn, nur eine untergeordnete Rolle. Gleichwohl scheint Hoff selbst seine Erzählung dem Genre des Familienromans zuzuordnen, indem er eine unübersehbare Anspielung auf Thomas Manns *Buddenbrooks* einbaut, den deutschen Familienroman *par excellence*. Doktor Baumann, den uner-müdlichen Arzt von Großmutter Loos, läßt er Kerstin, ihre für-sorgliche Enkelin, raten, der Oma „ganz leichte Kost“ zu geben: „Sie wissen ja: Franzbrot und Taube, Frau Konsulin“ (S. 135). Nur in *Buddenbrooks*, nicht in *Der Kopf in der Schlinge*, kommt eine Konsulin vor, die Konsulin Buddenbrook nämlich. Doktor Baumann zitiert also aus *Buddenbrooks*, nicht wortgetreu, aber deutlich erkennbar. Die entsprechende Stelle in Thomas Manns erstem Roman lautet: „Und strenge Diät, – Frau Konsulin? Wie gesagt, strenge Diät. Ein wenig Taube, – ein wenig Franzbrot...“

Jürgen H. Petersen

